Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

Sechzehnter Band.

Inhalt: Dichterische und nichtdichterische Prosa.



Leipzig.
Hesse & Becker Verlag.



Dichterische und nichtdichterische Prosa.

Einleitung des Herausgebers.

Schon kurze Zeit, nachdem Hamerling (Mitte der fünfziger Jahre) als Gymnasiallehrer (von Graz) nach Triest versetzt worden war, trat er in freundschaftliche Beziehung zu Dr. F. C. Pipitz, dem damaligen Redakteur der „Triester Zeitung". Pipitz gewann den jungen Gymnasiallehrer sofort als Theater- und Konzertkritiker für sein Blatt und schon einen Monat nach der Übersiedlung nach Triest (Hamerling war April 1855 dahin gekommen) finden wir in der „Triester Zeitung" in der Nummer vom 15. Mai 1855 ein größeres Referat (Feuilleton) aus der Feder unseres Dichters, gefertigt mit ‚R. H.': „Über den ‚Fechter von Ravenna' (aufgeführt am 12. Mai im Teatro filodramatico)". Mit diesem Feuilleton beginnt Hamerlings journalistische Tätigkeit. Hamerling empfing von der Triester Zeitung Zeilenhonorar — pro Zeile (schreibe und sage!) 3 Kreuzer — aber unserem Dichter war bei seiner kritischen Tätigkeit die Hauptsache nicht der Erwerb, sondern vielmehr „alles, was Triest in theatralisch:r, musikalischer und künstlerischer Beziehung bot, kostenlos zu genießen."

Bald wurde sein Verhältnis zur „Triester Zeitung" intimer, er referiert über Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels, schreibt nebst seinen kritischen Arbeiten belletristische Feuilletons, arbeitet sogar am lokalen Teile mit, ja verfaßt selbst eine Reihe von Leitartikeln. Die Arbeiten unseres Dichters sind oft mit „R. H.", oft mit „—g", oft mit „*₊*", oft mit irgendeinem andern Buchstaben gefertigt, viele Artikel tragen auch gar keine Signatur und lediglich die Aufzeichnungen im Nachlasse unseres Dichters instruieren uns über die Autorschaft. Und die Mitarbeiterschaft an der „Triester Zeitung" dauert bis Mitte der siebziger Jahre fort, freilich ist sie, seit Hamerling Triest verlassen (1865), nur noch eine Mitarbeiterschaft am Feuilleton.

Als 1876 P. K. Rosegger seine Monatsschrift „Heimgarten" ins Leben rief, erklärte sich Hamerling sofort bereit, an der Zeitschrift mitzuarbeiten, und von 1876 bis zu seinem Tode ist Hamer-

1*

ling mit zahlreichen größeren und kleineren Prosaaufsätzen der verschiedensten Art im „Heimgarten“ vertreten. Wohl finden wir auch in andern Zeitungen und Zeitschriften und auch in Kalendern Hamerling als Prosaisten vertreten, aber gegenüber „Triester Zeitung“ und „Heimgarten“ müssen sämtliche andere, was Zahl und Gediegenheit der Beiträge betrifft, zurücktreten.

Mitte der siebziger Jahre schon gedenkt Hamerling eine Auswahl seiner zahlreichen Prosaaufsätze als selbständigen Band zu edieren. Aber erst anfangs der achtziger Jahre wurden die Verhandlungen mit dem Verleger Richter aufgenommen und 1884 erschien in zwei Bänden (bei indes fortlaufender Paginierung): „Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien.“ Die beiden Bände boten ungefähr ein Drittel der bis dahin in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen kleineren Prosaaufsätze unseres Dichters. 1891 — zwei Jahre nach des Dichters Tod — erschien dann ebenfalls in zwei Bänden: „Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Neue Folge,“ das zweite Drittel bietend. Das letzte Drittel ist in Buchform nicht erschienen. Als Ergänzung der vier Bände „Prosa“ könnten vielleicht die 1894 (gleichfalls aus dem Nachlasse) edierten venezianischen Sagen gelten: „Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen,“ nur daß diese Geschichten niemals vorher bei Lebzeiten Hamerlings in Zeitungen erschienen waren*).

Vorliegender Band bietet nun zunächst aus Hamerlings kleineren Prosaarbeiten die gediegensten und charakteristischesten Stücke. Es ist einer (vielleicht nach Jahren kommenden) historisch-kritischen Hamerlingausgabe vorbehalten, die gesamte kleinere Prosa unseres Dichters zu bringen. Für vorliegende Ausgabe schien nach reiflicher Erwägung eine Auswahl genügend. Zur Herstellung dieser Auswahl des Besten wurden sämtliche Hamerlingsche Prosaaufsätze der „Triester Zeitung“ und der übrigen Blätter, an denen Hamerling mitarbeitete, durchgegangen und danach Auslese getroffen. Nun hat allerdings das Beste seiner bezüglichen Arbeiten bereits der Dichter selbst ausgewählt, aber gerade in jenem letzten in Buchform noch nicht erschienenen Drittel seiner journalistischen Prosa

---

*) Diese venezianischen Sagen fanden sich in Hamerlings Nachlaß als Manuskript aus den sechziger Jahren unter dem Titel „Venezianische Sagen. Nach italienischen Quellen.“ (Der ursprüngliche Titel lautete übrigens „Venezianische Lokalsagen“.) Nach Hamerlings Tode erschienen dann in Roseggers „Heimgarten“ einige dieser Geschichten unter dem Kollektivtitel „Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen von Robert Hamerling“ und dieser Titel — wir wissen nicht, wer ihn gewählt — blieb dann auch dem Büchlein.

fand sich ein Aufsatz, der an Bedeutung und Gediegenheit so manchen in den vier Bänden enthaltenen übertrifft. Er wurde geschrieben als Leitartikel der „Triester Zeitung“ für die Schillerfeier 1859, erhebt sich aber hoch über das Bedürfnis des Tages. Unter dem Titel „Die Feier des 10. November“ erscheint er in unserer Ausgabe unter dem, was wir dann weiter aus dem Besten als das Beste und am meisten Charakteristische zu erkennen glaubten und unter dem die venezianischen Sagen nicht fehlen. Eine Reihe von Aphorismen und feinsinnigen (auch weitere Kreise interessierenden) ästhetischen Notizen schließt endlich diese unsere „Prosa“auswahl ab.

* * *

Durch fast zwanzig Jahre trug sich Hamerling mit seinem großen philosophischen Werke „Die Atomistik des Willens“. Bereits Ende der sechziger Jahre (unterm 13. März 1867) schreibt er an Otto Spielberg von einem „Plan zu einem Prosawerk über das ‚Problem der Zivilisation‘“, in dem wir wohl den Keim der „Atomistik“ annehmen dürfen. In der Anmerkung (Anhang) zu den „gesammelten kleineren Dichtungen“ (1871) äußert er, „die hier gesammelten Dichtungen ... sind vorausgeworfene Ideenschatten, deren Umrisse, Tiefe, Farbe und Eigentümlichkeit gewinnen werden, sobald die Weltanschauung, in deren Kreis sie fallen, in einem lange vorbereiteten größeren Werke dem Publikum vorliegt.“ In den Briefen an viele seiner Freunde (in den siebziger Jahren) spricht er wie oft von seinem philosophischen größeren Werke, „an dem er eifrig arbeite“. In der Vorrede zu seiner Prosa (1884) äußert er, „daß er den Freunden seiner Poesie neben Poetischem noch manches — auch Gewichtigeres als bisher in Prosa zu sagen haben werde“ —, worunter wohl nur das große philosophische Werk gemeint sein kann. In der Selbstbiographie berichtet er von dem Plan zu „Homunkulus“, der sich ausgestaltet habe in ihm zu einer Kritik unserer modernen Gesittung und von dem philosophischen Prosawerk, das sich ausgestalten dürfte zum Versuch einer Kritik der modernen Erkenntnis. „Ist mir“, schreibt er 1888, „eine Lebensfrist von ein bis zwei Jahren noch gegönnt, so wird das Werk in durchgängiger Vollendung der Öffentlichkeit übergeben werden können.“ Aber Hamerling sollte nicht mehr die letzte Feile daran legen, und als er im Juli 1889 starb, war das Werk vielfach noch Torso. Nichtsdestoweniger hat Hamerling angeordnet, daß die Arbeit veröffentlicht werde und ersuchte testamentarisch seinen Freund Dr. Adolf Harpf

in Leoben, die Druckkorrektur zu besorgen. Dr. Adolf Harpf besorgte die Korrektur und in zwei Bänden erschien 1891: „Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis."

Über das Autormanuskript und die Publikation des Werkes äußert sich nun einige Jahre später Dr. Adolf Harpf in ganz merkwürdig überraschender Art:

„... Das Manuskript von Hamerlings philosophischem Werke hinterlegte ich (nach geschehener Drucklegung) in dem Steiermärkischen Landesarchiv zu Graz zur Aufbewahrung, als ich vor einigen Jahren Grund hatte, meine Angelegenheiten für den Fall meines Ablebens zu ordnen. Für diesen Fall fürchtete ich mit Grund die Verzettelung des ungeheuer wertvollen Manuskriptes, welches gerade in jenen Stellen, die ich als von Hamerling selbst gestrichen zu betrachten hatte, — die ich also in das Werk nicht aufnehmen konnte, da es doch nur nach Hamerlings eigener letzter Fassung im ersten Drucke erscheinen mußte, — den wertvollsten Aufschluß über die Entwicklung von Hamerlings Lebensanschauung geben wird. Jene gestrichenen Stellen datieren zum Teil gewiß an die zwanzig Jahre zurück; Hamerling selbst sagt ja im Vorworte zu seiner „Atomistik" (S. X unten), daß „die ersten Anfänge, die ersten Aufzeichnungen vor zwanzig Jahren" geschahen, und man unterscheidet in der Tat auch in dem Manuskript genau verschiedene Phasen nach Schrift und Gedankengang. Ich hatte und habe wohl noch die Absicht, diese sehr umfangreichen gestrichenen Stellen, die allein einen Band oder noch mehr von der Größe der Atomistikbände füllen würden, einmal kritisch zu bearbeiten, wenn mir die Kraft dazu gegönnt ist. Vorläufig ergreife ich jedoch hier die Gelegenheit, auf diese reinste Quelle zur Erschließung der philosophisch vertieften Lebensanschauung des Dichters hinzuweisen, damit sie nicht für immer in Archivkästen versunken und verborgen bleibe. Noch ist auch wohl nicht die Zeit zur philosophischen Würdigung unseres heimischen Dichterphilosophen gekommen, da unsere Zeit für Philosophie überhaupt zu wenig Ruhe hat und auch unser Dichter selbst noch lange nicht so ins Leben der Gebildeten unseres Volkes übergegangen ist, um einen entsprechenden Kreis für eine Darlegung der Lebensanschauung des Dichters und deren Entwicklung vorzufinden. Die Zeit, da eine solche Würdigung verlangt werden wird, kommt aber gewiß und dann wird man auch auf jenes Manuskript der „Atomistik" als eine Hauptquelle greifen müssen. Deshalb ließ ich die Handschrift, welche mir durch Hamerlings Ver-

fügung zu Händen kam, nicht mit den Korrekturen an den Verlag zurückgehen, sondern behielt sie zuerst in meiner Verwahrung, um sie dann, als ich Verschleppung fürchten mußte, in den sicheren Gewahrsam des Steiermärkischen Landesarchives unter Vorbehalt meiner Rechte zu geben. Ich hielt mich hierzu auch noch aus dem Grunde dem Andenken des großen Toten gegenüber verpflichtet, weil ich mich, und dies spreche ich hier zum ersten Male und auch hier gleichsam nur in parenthesi aus, während der monatelangen Arbeit der mir durch Hamerlings nachgelassene Verfügung übertragenen Autorkorrektur niemals des geheimen, aber doch unablässig bohrenden Zweifels erwehren konnte, ob wohl wirklich alle jene zahlreichen Stellen, welche ich im Manuskripte gestrichen vorfand, von Hamerlings eigener Hand gestrichen sein können. Die auch dem oberflächlichsten Leser der gedruckt vorliegenden Fassung des Werkes auffallenden Sprünge in der Darstellung, Zusammenhanglosigkeiten in der Ideenentwicklung schienen mir wenigstens nicht alle auf das Konto der Nichtvollendung des Werkes durch den Autor kommen zu können. Viele von den im Manuskripte gestrichenen Stellen fügen sich nämlich vollkommen organisch in Hamerlings gesamte Darstellung, sie sind vielfach geeignet, die jetzt in dem philosophischen Lebenswerke des Dichters zutage tretenden Risse und Ideenlücken organisch zu schließen und ich sah bei vielen solcher Stellen auch nach angestrengtestem Suchen und möglichster Vertiefung in die Ideengänge des Autors absolut keinen Grund, warum Hamerling sie gestrichen und dadurch den eigenen, organisch aufbauenden Ideengang selbst zerrissen hätte, ein Umstand, der für mich wenigstens immer einen Grund für den besagten Zweifel abgeben wird. Jedoch konnte ich selbst natürlich nichts anderes tun, als das Manuskript in dem Zustande zum Drucke bringen lassen, wie es mir von der Verlagsanstalt zugekommen war, was ich für spätere Bearbeiter der Hamerlingschen Lebensanschauung, die auf das Manuskript werden zurückgehen müssen, und in denen sich dann wahrscheinlich der gleiche Zweifel wie in mir regen wird, hier feststellen mußte . . ."

Nach diesen interessanten Mitteilungen Dr. Harpfs wäre ein Nachdruck der „Atomistik", so wie sie 1891 erschienen, durchaus unangebracht — das Werk müßte vielmehr unter genauester Zugrundlegung des Originalmanuskriptes einen völlig umgestalteten, zum mindesten eingehend kommentierten Neudruck erleben. Die Besorgung bedingte eine kritische, gewissenhafte Facharbeit. Aber auch dann, wenn solche vollkommen korrekt geschehen wäre, würde

sich die Publikation ausschließlich an den Fachgelehrten wenden und nicht an das (gebildete) Lesepublikum poetischer Werke. Aus diesem Grunde hauptsächlich wurde von der Aufnahme der „Atomistik" in vorliegende Ausgabe abgesehen. Da aber in dem Werke ein Abschnitt enthalten ist, dessen Inhalt in ganz besonders naher Beziehung steht zu dem in den poetischen Werken unseres Dichters gepredigten ästhetischen Idealismus, so entschloß man sich, dieses Kapitel der „Atomistik" der Ausgabe einzuverleiben; es ist die Abhandlung aus dem vierten Buche (Theorie des Willens): „Schönheit".

Mit den inhaltsschweren Worten des Schönheitsphilosophen möge die Ausgabe der Werke des Schönheitspoeten passend ausklingen.

Inhalt.

Die Waldsängerin.

I.

Ich war — erzählte mir ein Freund — noch ein junger Mensch von wenig über zwanzig Jahren, Studiosus der Philosophie, aber schon als Lyriker in ein paar Almanachen hervorgetreten, und hatte mich soeben über die Sommerferien bei einem Vetter in der ländlichen Umgebung der Hauptstadt X. eingemietet, in einem Dachstübchen, das schmale Fensterchen, aber aus diesen schmalen Fensterchen eine weite prächtige Aussicht hatte.

Eines Abends spät wollte ich nach einem ermüdenden Gebirgsausfluge mich eben zu Bette begeben, als ich jemand ungestüm die schwanke hölzerne Treppe heraufpoltern und an meine Tür klopfen hörte.

In demselben Augenblick stürzte, ohne mein „Herein!“ abzuwarten, auch schon ein blonder Jüngling von ungefähr gleichem Alter mit mir selbst, aber durch sprühende Augen und eine Art von Mähne ausgezeichnet, die seinem Kopfe etwas Löwenartiges gab, mit leidenschaftlicher Hast in mein Gemach.

Ich erkannte in ihm einen alten Schulkameraden wieder, den ich seit Jahren aus den Augen verloren, und der, wie ich inzwischen vernommen, mit dem Feuer seines Naturells, das mir von der Schule her recht wohl erinnerlich war, sich ganz in die Arme seiner Lieblingsmuse, der Tonkunst, geworfen hatte.

„Endlich gefunden!“ rief er atemlos und in Schweiß gebadet, während das dichte hellbraune Gelock in wirren Strähnen um seine Schläfe flog.

„Höre, Freund,“ fuhr er fort, in der Mitte des Zimmers stehend, „du mußt mir einen großen Gefallen tun! Mach’ mich nicht unglücklich und sag’ nicht nein! — Einen Text mußt du mir schreiben! Den Text zu einem großen dramatisch-

symphonischen Tonwerke, „Tristan und Isolde" betitelt. Heute mittag, nach Beendigung von Immermanns herrlichem Epos, habe ich diesen Plan gefaßt, und den ganzen Nachmittag bin ich umhergelaufen, um dich aufzustöbern in deiner Verborgenheit! Mir brennt der Kopf — ich mußte noch heute mit dir sprechen!" —

Ich hatte beim Eintritt des jungen Mannes den einen Fuß, mit welchem ich eben das Bett hatte besteigen wollen, zurückgezogen, war während seiner Anrede in die schon abgelegten Beinkleider geschlüpft, und beantwortete nun die hastig hervorgestoßenen Worte des späten Ankömmlings lächelnd mit der Frage:

„Bist du ein Jude, lieber Freund?"

„Warum?" sagte er betroffen.

„Weil man," versetzte ich, zum Scherz aufgelegt, denn ich fand den nächtlichen Überfall drollig — „weil man musikalische Texte nicht für die Ehre schreibt, unter den jugendlichen Komponisten Deutschlands aber, wie mir ein Operntextschreiber sagte, höchstens die vom Stamme Israels in der Lage zu sein pflegen, ein Libretto gebührendermaßen zur Hälfte voraus, zur Hälfte nach Empfang bar zu bezahlen!"

Er erblaßte. Aber mein schalkhaftes Lächeln beruhigte ihn ein wenig, und nachdem er von dem ersten Schrecken, in welchen mein grausamer Scherz ihn versetzt hatte, sich erholt, erledigte er die Honorarfrage vorläufig dadurch, daß er mir die unerhörtesten Tantiemen zusicherte, die seinerzeit bei den Aufführungen von „Tristan und Isolde" als ein goldener Regen sich über mich ergießen sollten.

Dann setzte er mir, lebhaft in dem Stübchen auf und ab gehend, seine Ideen in Beziehung auf den Text und die Komposition des geplanten Tonwerks auseinander.

Des Vetters Hahn krähte zum dritten Male, als der junge Tonkünstler, nach endlich erhaltenem entschiedenem Jawort von meiner Seite mich begeistert ans Herz preßte und mit demselben Ungestüm fortstürmte, mit welchem er bei mir eingetreten war.

Von diesem Tage an blieb ich mit Othenio — so hieß mein Freund — in lebhaftem Verkehr. Er kam gelaufen zu allen möglichen Stunden des Tages, spät abends und im Morgengrauen, ja, mehr als einmal erschien er in schwülen, sternenhellen Nächten, wenn eben sein Gehirn auf den Siede-

punkt geraten, oder ihm ein neuer Gedanke für den Text von „Tristan und Isolde“ durch den Kopf geschossen war, vor meiner Behausung, weckte mich mit einer Handvoll Sand, die er gegen die Scheiben des Fensters warf, und ich mußte dann aus dem Fenster eine Stunde lang mit ihm plaudern, oder gar mich ankleiden und im Mondschein mit ihm durch das nahe gelegene Wäldchen schweifen.

Oft besuchte auch ich ihn, in einem Landhause, das er gleichfalls bei Verwandten, in einem romantischen Waldtale, eine halbe Stunde von meinem Asyl entfernt, den Sommer über bewohnte.

Das Landhaus war reizend; an einer breiteren Stelle des Tales gelegen, stand es, obgleich in der Entfernung von einigen hundert Schritten von Wäldern umgeben, fast den ganzen Tag weiß und freundlich im Sonnenschein da. Vom Sofa in Othenios Stube sah man durchs Fenster hinaus in das dichte lebendige Grün der Gartenbäume und weiterhin des hochstämmigen Nadelwaldes. Das Haupteinrichtungsstück der Stube war natürlich ein Flügel, über welchem an der Wand die Bilder Beethovens, Bachs, Schumanns und Chopins, der fanatisch verehrten Lieblingsmeister Othenios, hingen.

In Liebe und Haß ungestüm, sprach Othenio niemals anders als mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit über Kunst und Künstler. Oft spielte er mir auf dem Piano Stücke seiner geliebten Meister vor, überstürzte aber in seinem Feuereifer alles derart, daß ich selten einen ruhigen und reinen Genuß davon hatte. Er sang mir überdies Lieder, ja halbe Opern vor, entwickelte aber auch hierbei eine solche Leidenschaftlichkeit, daß das angestrengte Organ ihm in der Regel sehr bald den Dienst versagte und der ganze Rest hernach mehr gekrächzt als gesungen wurde. Das heilige Feuer loderte in ihm so stark, daß er mir oft den Eindruck machte, als könne er jeden Augenblick explodieren, und vor meinen Augen in Rauch und Dampf aufgehen. Auch seine eigenen Klavier- und Gesangskompositionen gab er mir zu hören und ich verfehlte nicht, die wildgärende, wirklich geniale Kraft darin zu bewundern. Aber welchen Anblick bot er selber bei solcher Gelegenheit! „Die ambrosischen Locken wallten ihm vorwärts,“ wie dem Zeus bei Homer, fielen über sein Gesicht und bedeckten es, so daß nur die großen, funkelnden Augen dazwischen hervor-

lugten. Und war er dann so recht im Zug, so sang er, mit dem ganzen Leibe sich im Takte wiegend, die Oberstimme mit, gab bei jeder interessanten Wendung, wenn es ein Orchesterstück war, die Instrumente an, welche hier eintraten, seufzte und ächzte um die Wette mit dem Pianoforte, unter dessen Gedröhne das stille Waldtal erzitterte.

Sein lebhaftes Künstlertemperament verriet sich auch in den zum Teil sehr verwunderlichen Anweisungen, die er für den Spieler unter die Noten seiner Kompositionen setzte. Da stand z. B. zu lesen: „entrückt," — „mit unbändiger Leidenschaft," — „sich wieder gehen lassend," — „zuversichtlich," — „in tollem Rasen," — „schwülwonnig," — „schwirrend," — „wie gestampft," — an einer Stelle sogar: „mit Ekel."

Er warf seine musikalischen Eingebungen in genialer Unordnung auf einzelne Blätter, und niemals gab er sich die Mühe, irgendeine Titelüberschrift für ein vollendetes Klavierstück zu ersinnen, sondern setzte lieber einige Verse darüber, die mit der Grundstimmung des Tonstücks in Harmonie standen.

Eines Morgens saßen wir beide, uns sonnend, auf einem niedrigen Zaun, der den großen Hausgarten von dem mit halbwüchsiger Körnerfrucht bestandenen Ackerfelde des Nachbars schied. Es war ein wundervoller Tag. Wir tranken den Würzeduft der hohen Gräser und Kräuter tief in uns, wiegten uns auf dem Zaune, wie ein paar Hänflinge und sahen der Mutterhenne nebst ihren unzähligen, überaus drolligen Küchlein zu, die sich gackernd und glucksend zwischen den dichten grünen Halmen des Feldes tummelten. Jenseits des Ackers stand der Wald den Abhang hinan. Hinter den ersten Bäumen sah man eine Gruppe von Soldaten beisammenstehen, auf Blasinstrumenten tutend. Sie gehörten dem Musikkorps der städtischen Garnison an und pflegten so ziemlich alle Tage in den Wald zu kommen, um sich da freier zu üben, ohne zu ahnen, daß sie gerade hier einen feinsinnigen Musiker mit ihren nicht immer reinen Tönen in Wut versetzten.

Othenio runzelte auch schon bedenklich die Stirn, als ein etwa dritthalb Jahr altes Knäblein in Sicht kam, mit einem Kopf, groß und rund wie ein Kürbis, das Söhnlein des Wirtes in einer nahen Waldschenke. Es war in den Garten

hereingetrippelt, stand in einiger Entfernung und glotzte uns an, mit einer Kindertrompete in der Hand.

„Der Bube da“, sagte Othenio ernst, „ist auch ein Musikgenie!“ — Ich lachte. Othenio fuhr aber lebhaft fort: „Ein Musikgenie! — Jeden Morgen kommt er in mein Zimmer und hört mir sehr aufmerksam zu, wenn ich am Piano sitze und spiele. Findet er mich nicht im Zimmer, sondern etwa im Garten, so wartet er geduldig halbe Stunden lang, steif und stumm auf einem Flecke stehend, wie du ihn da siehst, die Trompete in der Hand, und läßt mich nicht aus den Augen, bis ich mich anschicke, in meine Stube hinaufzugehen. Dann torkelt er sachte hinter mir drein, die Treppen hinauf, bis ans Piano. Ich spiele ihm hernach meist Schumanns romantische Phantasie, Op. 17, oder die ‚symphonischen Etüden‘ vor, denn für die tieferen und grandioseren Arbeiten dieses Meisters scheint er eine besondere Vorliebe zu haben.“

Ich lachte wieder. Aber Othenio wiederholte nachdrucksvoll, in gehobenem Tone: „Eine besondere Vorliebe! Er pflanzt sich neben dem Piano auf, horcht zu, guckt mir bald auf die Finger, bald bückt er sich und richtet sein Augenmerk auf meine Füße und auf das Pedal, als ob er darüber ins klare kommen wollte, wie und wodurch ich denn eigentlich das ganze Tongebrause zuwege bringe. Die Hände auf dem Rücken, scheint er ganz Ohr zu sein; plötzlich aber bringt er eine der auf den Rücken gelegten Hände mit der Trompete zum Vorschein, setzt diese ganz sachte an den Mund und versucht bescheidentlich einen einzigen leisen Ton, ohne Zweifel in dem Bemühen, aus seinem Instrumente doch auch so etwas Ähnliches, wie ich aus meinem Tonwerkzeuge, herauszubringen. Dann hört er wieder zu, immer mit so sinniger, verständnisinniger Miene, — lache nicht, ich bitte dich, — daß ich überzeugt bin, es ist ihm nicht gleichgültig, ob ich ihm Sachen von Gewicht zu hören gebe, oder leichte Salonware. Denn als ich neulich versuchsweise einen gewissen banalen Modewalzer anschlug, begann er unruhig zu werden und flüsterte: „Heimgehen!“ — Ich mußte ihm die Türe öffnen und er trippelte mit seiner Trompete von dannen. Ich wiederhole es: „Ein keimendes Tongenie! meinen Kopf setz’ ich zum Pfande!“ — Hier faßte mich Othenio scharf und fest ins Auge, ob ich nicht etwa lächle. „Ich habe mich auch bei den Eltern des Knaben

schon erboten, ihn auszubilden für die Kunst. Wenn er nur endlich einmal reden und mich verstehen lernte, der Range!"

„Die Muse der Tonkunst scheint also diesem Tale absonderlich geneigt!" bemerkte ich.

„Jawohl", versetzte er. Und nach einer Pause, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, wiederholte er lebhafter und mit einem gewissen mysteriösen Ausdruck: „Jawohl, lieber Freund, jawohl! — Du weißt aber noch lange nicht alles!"

Und nun erzählte er mir mit seinem gewohnten Enthusiasmus allerlei Wunderliches von einer merkwürdigen, geheimnisvollen Stimme, die sich seit einiger Zeit in der Umgegend vernehmen lasse. Von den waldigen Abhängen des Tales herunter und aus den dichtesten Waldgründen heraus, erzählte er, werde zuweilen ein heller Diskant vernehmlich, aber nur in abgerissenen Phrasen, oder in lange ausgehaltenen, anschwellenden und verhallenden Tönen, regellos und doch eigentümlich bestrickend. Diese Stimme mache schon ein gewisses Aufsehen im ganzen Tale; Spaziergänger aus der Stadt, die sie vernähmen, blieben horchend stehen und verlören sich dann im Walde, um dem Ursprunge derselben nachzuspüren. Aber es sei noch niemandem gelungen, die geheimnisvolle Sängerin von Angesicht zu Angesicht zu schauen, obgleich es auch nicht an wunderlichen, ganz unglaubwürdigen Behauptungen des Gegenteils fehle: die einen wollten dies, die anderen anderes gesehen haben, Holzhauer hätten gar versichert, es sei ein junger Herr, der im Walde so singe und triliere — er habe sogar schon mit ihnen gesprochen; ein junger Mensch sei es, mit langen blonden Haaren — vermutlich ein Studiosus.

„Man müßte indessen die Ohren eines Holzhauers haben," fügte Othenio erregt hinzu, „wenn man das Mädchenhafte jener wundersamen Stimme auch nur einen Augenblick zu verkennen imstande wäre. Und wenn die Stimme wirklich in Zusammenhang stände mit jenem blondlockigen Jüngling, den die Holzhauer gesehen, was ich dahingestellt sein lasse — nun, dann ist der Jüngling eben ein verkleidetes Mädchen! Du brauchst den Gesang nur ein einziges Mal zu hören, lieber Freund, um mir vollkommen recht zu geben!"

Mein eigenes Interesse war durch diese Erzählung in ungewöhnlichem Grade erregt worden, und ich wünschte lebhaft, die rätselhafte Sängerin selbst zu vernehmen, wozu mein

Freund mir auch alle Hoffnung gab, wenn ich nur etwas länger bei ihm verweilen wollte.

Er sprach dann wieder viel von seinem dramatisch-symphonischen Tonwerk. Anfangs, sagte er, habe es ihm noch immer an der rechten Inspiration gefehlt. Aber seit jene merkwürdige Stimme sich hören lasse, sei es wie ein neuer Geist über ihn gekommen, sei die Romantik, die Poesie und fast auch die Liebe bei ihm eingezogen.

Die Sonne war schon hinter den Wipfeln des wie ein grüner Wall jenseits der Talstraße sich erhebenden Nadelholzwaldes hinabgesunken. Ich war genötigt aufzubrechen und den Heimweg anzutreten.

Othenio zitierte das schöne indische Sprichwort: „Bis ans Wasser muß man geleiten, wen man lieb hat!“ und ging mit mir bis an den Steg, der den Bach in der Mitte des Tales hart neben der Straße überbrückte. Da blieben wir eine Weile stehen, um Abschied zu nehmen, gerieten aber neuerdings ins Plaudern.

Der Abend war überaus mild und angenehm, die Luft würzig und labend. Im Tale lag schon tiefe Dämmerung, aber weiße Wölkchen, von der scheidenden Sonne rosig angehaucht, flatterten über dem schweigenden Walde.

Da stieg plötzlich aus dem stillen Tannengrunde ein heller, süßeinschmeichelnder Ton wie eine Rakete in die Luft.

Wir verstummten, wechselten einen freudigen Blick und lauschten. —

Die seelenvollen Töne wiederholten sich, steigend, fallend, einzelne Liedphrasen, dann wieder Naturlaute wie der Aufschrei eines Vogels, und doch in eigentümlicher Weise sympathisch anmutend — ganz wie mein Freund es beschrieben hatte.

Dann war alles wieder still. „Was hältst du davon?“ fragte Othenio, nachdem eine kleine Zwischenpause vergeblichen Lauschens verstrichen war.

„Es ist die Stimme eines Mädchens,“ sagte ich mit Überzeugung; „daran ist kein Zweifel.“

Othenio lächelte und verabschiedete sich funkelnden Auges mit warmem Händedruck von mir. Und bevor ich noch aus dem dämmernden Waldtal hinausgelangt war auf den breiten Weg in der Ebene, hörte ich hinter mir den Sturm von gewaltigen und leidenschaftlichen Klängen erbrausen, den der

erregte Freund, ins Landhaus zurückgekehrt, in den Saiten seines Flügels entfesselte.

II.

Othenio versäumte nicht, im Laufe der nächsten Woche mir fleißig weitere Nachrichten von der Waldsängerin zu geben, und häufig genug klirrte auch der Sandwurf aus seiner Hand an mein Fensterchen in vorgerückter Sommernachtstunde.

Seine Versuche, der Geheimnisvollen auf die Spur zu kommen, blieben noch immer vergeblich.

Ließ er an einer einsamen Stelle im Wald sich nieder, so wurde die Stimme oft auf einmal ganz in der Nähe vernehmlich. Oder sie klang aus der Ferne und kam näher und entfernte sich wieder, schien ihn neckisch zu fliehen, sobald er mit ungestümer Hast sich anschickte, sie zu verfolgen. Bald klang sie aus Schluchten oder tiefem Dickicht, bald wieder von sonnebeglänzten, mit niedrigem Gebüsch bedeckten Hängen herunter.

Ganz und gar war sie der schalkhaften Nymphe Echo zu vergleichen, die sich hier und dort vernehmen läßt, die man aber vergebens zu haschen sucht.

Aber daß sich das geheimnisvolle Wesen zu dem jungen Tonkünstler in eine Beziehung setze, war kaum mehr zu bezweifeln.

Aus den abgerissenen Melodiephrasen der Sängerin hörte er unverkennbar Stimmen der Sehnsucht, der Liebe heraus, die sich an ihn zu wenden schienen, die ihm klangen, als würden sie ihm vertraulich ins Ohr geflüstert, und die unmittelbar zu seinem Gemüte sprachen.

Zuweilen fing er solche Phrasen am Piano auf, ergänzte sie, setzte sie fort, variierte sie, gestaltete sie zu reizenden Phantasien. Wie Schumann sich wohl auch ein Thema von seiner geliebten Klara geben ließ, um es nach allen Regeln der Kunst aufs schönste auszuarbeiten, so verfuhr Othenio mit Themen seiner geliebten Waldsängerin.

Dafür scholl ihm dann auch manches Mal ein warmes „Sei bedankt, du lieber Schwan!“ oder sonst ein entsprechendes Liedfragment zurück, ein hingeworfenes Arienmotiv, aber stets ohne Worte.

Er suchte auch durch ganz besonders herzgewinnende, zärt-

liche Weisen, wenn er die Waldsängerin in der Nähe wußte, die Aufmerksamkeit derselben zu erregen. Das Henseltsche „Si oiseau j'étais“, und die Ges-dur-Etüde (aus Opus 25) von Chopin, sowie die Nummer 2 aus dem zweiten Heft des damals eben erschienenen „Buchs der Lieder“ von Robert Volkmann, ließ er mit besonderer Vorliebe bei solcher Gelegenheit von seinem Piano in die Stille des Waldtals hinauserklingen, wiederholt versichernd, diese drei Klavierstücke seien unbedingt die reizendsten, die es gebe, wenigstens für Liebende. Er spielte sie gern in der hier gegebenen Ordnung hintereinander, indem er behauptete, sie bezeichneten aufs schönste den Stufengang der Liebe: holde Schwärmerei, mutiges, ahnungsvolles Liebewerben, brünstige Liebesentzückung.

Selbstverständlich versäumte er auch nicht, Melodien zu spielen und zu singen, deren bekannter Text zu unmittelbarer Verständigung dienen konnte, so daß er imstande war, der geheimnisvollen Freundin ganz bestimmte Dinge zu sagen, und da er seinerseits bald jeden Ton der Waldsängerin zu deuten wußte, so spielte in Fragen und Antworten, Reden und Gegenreden ein kleiner Roman für ihn sich ab, in welchem es sogar an kleinen Eifersüchteleien, an zärtlichem Schmollen und Grollen, an Vorwürfen und Wiederversöhnungen nicht fehlte.

Eines Tages polterte er, wieder atemlos und in Schweiß gebadet, in mein Gemach und berichtete mir, er habe — *sie gesehen!*

In die Stadt sei er morgens gegangen, erzählte er, und habe, durch die Hauptstraße schlendernd, ein Mädchen erblickt, dessen wunderbares Auge einen Moment lang mit unbeschreiblicher Innigkeit dem seinigen begegnete, das aber, als er es schärfer ansah, mit sanftem Erröten sich abwendete und seine Schritte beschleunigte.

„In meinem Herzen“, sagte er, „jubelte es: *Das ist die Waldsängerin!* Ich konnte nicht einen Augenblick zweifeln. In den Augen dieses Mädchens lag die schöne, unwiderlegliche Bestätigung alles dessen, was mir die geheimnisvolle Stimme im Walde zugeraunt, zugesungen und zugejauchzt! Er waren dieselben Worte, dieselben Dinge, in die Sprache der Augen übersetzt! — Ich folgte dem Mädchen, sie schlug den Weg gegen den Markt ein, der leider eben von Menschen wimmelte. Plötzlich fuhr mir der Hund einer Hökerin, ein

verdammter häßlicher Köter, dem ich im Gedränge vielleicht auf den Schwanz getreten, bellend gegen die Wade und verbiß, als ich mit einem Fußtritt ihn abwehrte, sich in das Tuch meines Beinkleids; die Hökerin selbst erhob ein Gezeter und erging sich zuletzt meinen Flüchen gegenüber in Schmähworten, eine dichte Gruppe von Gaffern wuchs aus dem Boden und grinste — es war zum Tollwerden! Endlich brach ich mir Bahn durch die Menge, aber die Spur des Mädchens war verloren, unwiederbringlich verloren — Straßen auf, Straßen ab rannte ich wie besessen — vergebens!"

„Blinder Eifer schadet nur!" versetzte ich mit der überlegenen Ruhe und skeptischen Besonnenheit, in welcher die Freunde eines Verliebten sich zu gefallen pflegen. Aber Othenio hatte nur ein Lächeln für meinen Gemeinplatz und wiederholte an den folgenden Tagen fleißig seinen Morgenspaziergang durch die Straßen der Stadt. Es gelang ihm vorläufig nicht wieder, des Mädchens ansichtig zu werden. Er mußte sich nach wie vor begnügen, ihrer Stimme im Walde zu lauschen, sich in Klängen mit ihr zu unterreden. War er nun doch so weit, daß die Holde ihm überall entgegenkam, aus allen Sternen ihm winkte, aus allen Blumen ihm lächelte, aus allen Wassern ihm rauschte . . .

Süß und schmerzlich war es ihm zugleich, unabläßig auf ihrer Spur zu sein, und zuletzt doch immer wieder enttäuscht zu werden, wenn er das schöne Bild haschen wollte.

In meiner Liedermappe fand er einige Strophen, die er mit großer Freude aufgriff, sofort in Musik setzte und nicht müde werden konnte zu singen:

Suchte lange dich im Walde,
Wähnte schon dein Kleid zu sehen,
Doch es war nur einer Taube
Weißer Flügel im Gebüsch.

Wähnte deinen Gruß zu hören;
Doch es war nur das Geflüster
Eines Bächleins, das mit Blumen
Plaudernd über Kiesel rann.

Zwischen Zweigen sah ich blendend
Deine goldnen Haare blinken:

Doch es war ein Sonnenblitz nur,
Der sich durch die Wipfel stahl.

Und ich glaubte schon zu wittern
Deines Odems wonnig Wehen:
Ach, ein Hauch nur, duftbeladen,
War's, der von den Linden kam.

Sank zuletzt in süße Träume,
Träumte deinen Kuß zu spüren:
Aber ach, es war der Lenz nur,
Welcher lächelnd mich umfing.

Was der zarte Liebesroman dem jungen Künstler an Zeit raubte, das gab er ihm an Stimmung zurück. Die Komposition von „Tristan und Isolde" nahm bei allem far niente amoroso des Tondichters einen erstaunlich schleunigen, gedeihlichen Fortgang.

So verstrichen wieder ein paar Wochen, da kam Othenio mit neuer Kunde zu mir, fieberisch erregt wie immer. Er trug einen halbwelken Strauß in der Hand, den er mir von weitem entgegenhielt.

Gelegentlich wieder die Spur der Sängerin im Walde verfolgend, hatte Othenio einen Jüngling bemerkt, der, vom waldigen Abhange herabkommend, den Talweg einschlug, offenbar um in die Stadt zurückzukehren. Dieser Jüngling entsprach auffallend der Beschreibung, welche die Holzhauer von dem jungen Menschen gemacht hatten, den sie im Walde gesehen, von dem sie behaupteten, daß er der Besitzer jener feinen, hellen Stimme, die man in der Umgegend aus dem Walde heraus vernehme.

Es dunkelte bereits, und Othenio konnte das Gesicht des in ziemlich weiter Entfernung vor ihm Einhergehenden nicht sehen; aber das lange, blonde Haar, die feinen, schlanken, durchaus weiblichen Formen, Gestalt, Größe, Haltung erinnerten ihn an das Mädchen, das er in der Stadt bemerkt und über den Markt verfolgt hatte.

Fest entschlossen, der rätselhaften Erscheinung bis in die Stadt, bis ans Tor ihrer Behausung zu folgen, hielt er sich im übrigen absichtlich in der gemessenen Entfernung von ihr, mit Recht besorgend, daß sie, wenn sie ihn gewahr würde, nicht standhalten, sondern ihm gelegentlich entwischen würde.

Einmal schien es Othenio, als ob der Jüngling sich flüchtig umgesehen hätte, und als ob er darauf seinen Weg mit etwas beschleunigten Schritten fortsetzte.

Nach einiger Zeit ließ derselbe einen Blumenstrauß fallen, den er bis dahin in der Hand getragen hatte.

Othenios Herz begann zu pochen, und nachdem er die Stelle erreicht hatte, wo der Strauß am Boden lag, bückte er sich und hob denselben mit Andacht auf, wie ein Heiligtum, als ein holdes Liebeszeichen, das, wie er wohl merken mußte, nicht so von ungefähr in den Staub der Straße gefallen ...

Die Seele geschwellt von Liebesentzücken, blies er den Staub von dem Strauße und steckte ihn vor seine Brust.

Als dann aber wieder sein Blick die Mädchengestalt im Jünglingsgewand suchte, die durch das Tal vor ihm hergeschwebt, da war sie verschwunden.

Sie mußte rechtshin in die Büsche geschlüpft sein, die noch hart vor dem Ausgange des Tales vom Berghang sich bis zum Talweg herunter erstreckten.

Vergebens warf er sich selbst auch ins Dickicht; die Schatten der sinkenden Nacht vereitelten seine Bemühungen und er mußte nach einer halben Stunde vergeblichen Umherstreifens sich auf den Heimweg machen.

Aber nicht ohne die süße Trophäe des Waldblumenstraußes! — Er zog denselben immer wieder aus seiner Brust hervor, wies mir ihn und küßte ihn vor meinen Augen wiederholt.

„Was zum Teufel aber mag sie veranlassen," rief er aus, „ihre Person so hartnäckig vor mir zu verbergen? Mich anzulocken und sich mir doch stets zu entziehen? Wozu diese geheimnisvolle Vermummung?"

Und nun erging er sich in allen möglichen romantischen Vermutungen über die Absichten, die das Mädchen haben konnte, sich in männlicher Verkleidung zu zeigen.

„Wenn sie nun einmal die romantische Passion hat," sagte ich, „singend durch die Wälder und durch die Täler zu schweifen, so liegt es doch nahe genug, daß sie sich in männliche Kleider steckt, um unbekümmert und unbehelligt zu bleiben!" —

Ich war recht gespannt darauf, wohin das alles noch führen sollte.

III.

Ein paar Tage verstrichen, und ich lag eben im tiefsten Mitternachtsschlaf, als ein starkes Geklirr des Fensters mich aufschreckte — Othenio stand draußen und diesmal war unter seinem ungeduldigen Sandwurf die Fensterscheibe in Trümmer gegangen.

Aber die Ungeduld des Freundes war diesmal auch mehr als je zu entschuldigen. War er doch in der glücklichen Lage, mir zu berichten, daß er der völligen Enthüllung des Geheimnisses wieder näher, ja ganz nahe gekommen. Soviel erfuhr ich noch am Fenster; jetzt ging ich zu ihm hinunter, wir begaben uns in das nahe monderhellte Wäldchen, und da begann er wie folgt:

„Ich schlenderte“, sagte er, „von einem unbestimmten, rätselhaften Drange getrieben, wieder in den Straßen der Stadt umher. Plötzlich — denke dir mein freudiges Erschrecken! — erblicke ich dicht vor mir die nun schon wohlbekannte, liebe Gestalt der Waldsängerin in ihrer Verkleidung! Fast in demselben Augenblicke aber verschwindet sie auch schon im Tor eines Hauses. Ich schlüpfte rasch in dasselbe Haus, natürlich entschlossen, ihr bis an die Tür der Wohnung zu folgen. Ich trete so leise als möglich auf — sie sieht sich glücklicherweise nicht um — hatte offenbar keine Ahnung davon, daß ich hinter ihr her sei. So geht es aufwärts, drei Treppen hoch, raschen Schrittes geht sie auf eine Tür zu, die sie öffnet, und hinter welcher sie alsbald meinen Blicken entschwindet. Ich sehe nach der Nummer der Tür und präge sie meinem Gedächtnis ein. Dann spähe ich nach Personen aus, bei welchen ich nach Namen und Stand der Bewohner des Quartiers, in welchem das verkleidete Mädchen verschwunden war, mich hätte erkundigen können. Ich bemerke niemand in dem geräumigen, aber ziemlich leeren und öden Hause. Ich sehe mich also, nachdem ich die Treppe wieder hinuntergestiegen, nach der Zelle des Hausbesorgers um, krieche in alle Räumlichkeiten und Winkel des Erdgeschosses, lange vergebens. Endlich gerate ich an eine steil abwärtsführende, sich in vollkommener Finsternis verlierende Treppe, auf welcher ich ein paar Dutzend Stufen mehr hinunterfiel als ging. Aber in der finstern Tiefe angelangt, erblicke ich

von der Seite her einen schwachen Lichtschein, einfallend durch eine schmutzige Glastür, hinter welcher Gestalten von plebejischem Aussehen in einer engen, raucherfüllten Stube sich wie im Nebel hin und her bewegen. Ich stürze mich unverweilt in das Gemach, wo ich im Halbdunkel einige sich am Boden wälzende Familiensprößlinge zu zertreten Gefahr laufe, und wende mich an ein hexenhaftes Weib, das eben den Boden fegt und mir mit ihrem Besen eine Wolke übelduftenden Staubes entgegenwirbelt:

„Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, gute Frau, mir zu sagen, wie der Name des Fräuleins ist, das hier im dritten Stockwerk, Nr. 17, wohnt?“

„Im dritten Stockwerk? Nr. 17? Warum?“ schnarrte das Weib mit widriger Nasenstimme und maß mich dabei mit stechenden Augen wie einen Verdächtigen.

Ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen schoß, hatte aber doch noch so viel Geistesgegenwart, meine Geldtasche hervorzuziehen und dem hexenhaften Weibe die darin befindlichen drei kleinen Silberstücke auszuliefern.

„Nummer 17? Im dritten Stockwerk?“ schnarrte sie wieder, aber ohne die stechenden Blicke, „da wohnt das Fräulein Mathilde...“

Sie war, glaub' ich, im Begriff, auch den Familiennamen des Mädchens zu nennen, aber in diesem Augenblick hatte der größere von den beiden verwünschten Rangen, die sich am Boden balgten, sich aufgerafft und leerte mir mit tückischem Lachen ein Gefäß mit Asche oder Sand oder was es war, in den Hut aus, den ich, mit der Öffnung nach oben, in der Hand hielt! Gleichzeitig brach das übrige Kindergezücht aus allen Winkeln der Stube in ein so infernalisches Hallo, Gelächter und Gelärm aus, daß ich allen Mut verlor, noch weitere Fragen zu stellen und schleunig meinen Rückzug antrat. — Aber ich bin im allgemeinen doch zufrieden, sehr zufrieden mit den Ergebnissen und Fortschritten dieses Tages! — Ich kenne ihren Aufenthaltsort — ich weiß ihren Namen! Mathilde! Schon dieser Name macht mich glücklich — unbeschreiblich glücklich! — Alles weitere ergibt sich nun von selbst, und ich wüßte nicht, wie sie meiner Annäherung jetzt noch länger ausweichen könnte! —

Othenio war auch nicht träge, sich seine letzte Errungen-

schaft und Entdeckung zunutze zu machen. Er ging unzähligemal an jenem Hause vorüber und blickte nach dem Fenster des Quartiers hinauf, das die Geheimnisvolle barg. Wiederholt hatte er die Freude, den Kopf des Mädchens zwischen den Blumentöpfen am Fenster zu erblicken, und er schwelgte im Anblicke von geliebten Zügen, die er freilich nur sehr undeutlich, nur im allgemeinen Umriß sah, die aber sein liebendes Herz ohne Mühe ergänzte und wonneselig ausschmückte mit dem Zauber der glühendsten Farben.

Als ich Othenio kurz darauf besuchte, spielte er mir eine Reihe von wahrhaft genialen Klavierstücken vor, die er in wenigen Tagen komponiert hatte, und die mich durch Originalität sowohl als Gefühlstiefe entzückten. Er zeigte mir auch eine besonders zierliche Abschrift davon in prächtigem Einband; sie trug auf dem Titelblatte, von Waldblumen-Arabesken umrahmt, die Widmung:

„Meiner geliebten Mathilde!“

„Das Heft ist bereits in ihren Händen!“ sagte er mir am nächsten Morgen mit leichtem Erröten, während zugleich ein gelindes Zittern der Erregung und der gespannten Erwartung ihn überlief.

„Du hast es ihr gesendet?“ fragte ich.

„Nichts selbstverständlicher als das!“ versetzte er. „Ich sandte das Heft „an Fräulein Mathilde“, mit genauester Bezeichnung ihrer Adresse. Und — es wurde auch angenommen! Es lag aber auch ein Schreiben dem Hefte bei — ja ein Schreiben an Mathilde, liebster Freund, nicht zu wenig sagend von idealen, und nicht zu viel von prosaischen Dingen; ohne Nennung von Namen; die Antwort erbeten unter der Chiffre „L. B. poste restante“. Sie soll nur selbst erraten, daß der Übersender identisch mit dem Freunde aus dem romantischen Waldestal! Und nun kann jeder Augenblick mir die ersehnte Antwort bringen! — Du begreifst — ich glühe! ich lodere!“ —

Ich besuchte jetzt Othenio fast täglich selbst, weil er mir nicht bloß vorschwärmen, sondern auch vormusizieren wollte. Die Sommertage, so lang sie waren, vergingen rasch.

Eines Tages aber hinderte mich am Ausgehen der gewitterdrohende Himmel, der nach einem äußerst schwülen Vormittage sich ganz mit finsterem Gewölk umzog. Bald darauf

entlud sich auch die Spannung der Luft bereits in Blitzen und krachenden Donnerschlägen, während zugleich der Regen prasselnd niederging.

Mitten in diesem Toben der Elemente klopfte es an die Tür meines Dachstübchens und — Othenio trat herein.

Seine Kleider troffen von Regen.

„Sie hat geantwortet!“ rief er und fuhr mit der Hand in die Brusttasche seines Rockes, wie um etwas daraus hervorzuholen — zog sie aber im selben Augenblicke leer wieder zurück, erblaßte, errötete und zeigte eine Miene, in welcher die äußerste Bestürzung und leidenschaftlicher Ärger sich malte, während zugleich ein gelinder Fluch seinen Lippen sich entrang.

„Was ist dir?“ fragte ich betroffen.

„Ich glaubte den Brief zu mir gesteckt zu haben,“ stieß er hervor, „und habe ihn in der Eile des Aufbruchs auf meinem Pulte liegen gelassen!“ —

„Nun, so erzähle mir indessen nur mündlich . . .“ begann ich beschwichtigend.

„Du mußt ihn lesen!“ rief er, griff nach meinem Regenschirm, der in der Ecke stand, stürzte sich mit demselben hastig in den prasselnden Gewitterregen hinaus, und ich fand gar nicht Zeit, ihm zu sagen, daß an dem Schirm ein paar Stäbe gebrochen und derselbe im Augenblicke gar nicht zu gebrauchen sei.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, den Brief in der erhobenen Rechten.

„Lies!“ rief er, und übergab mir das Papier.

Ich las. Es war ein überschwenglicher, rätselhafter Brief. Es kostete mich einige Mühe, mich in die Stimmung hineinzuversetzen, aus welcher heraus derselbe geschrieben war. Er lautete:

„Lieber, Herrlicher! Die Seufzer aus meiner Brust haben ein Echo erweckt, das mich verhöhnt. Du bist es nicht, der mich verhöhnt, aber das Schicksal. O, gewiß ist alles nur ein Traum! Oder nicht? Warum kamst Du, ach, so spät, Du Teurer, Wunderbarer? Zwar mir lebtest Du schon lange, und so herrlich-schön lebtest Du mir, lange bevor Du kamst, und nie warest Du mir ein Fremder! Und nur durch Dich ist seit langem die häßliche Zeit mir lieb und schön. O Deine

Töne — Deine Melodien! Du Reichster, ist nicht arm ein jeder, der dir naht — und nun erst ich? Ich würde mit Lust vor aller Welt zu Deinen Füßen hinknien, könnte ich Dir so zeigen, wie heilig du mir bist! Die Töne sind zwischen uns hin- und hergegangen, lange bevor Du kamst, und ich schwelge in ihnen Tag und Nacht, Du Wunderbarer! Aber ich bin sehr unglücklich, weil Deiner viel zu wenig wert, und rettungslos schmacht' ich im schnöden Joche des Alltagslebens. Ich kränze mich mit Blumen als Deine Braut, aber ich verschmachte, welke und sterbe früher noch, als die Blumen, wenn Du mich nicht rettest durch Deine Liebe, Du Hoher, Herrlicher! Das Leben ist hart und könnte so wonnereich sein und köstlich!

Ewig Deine Mathilde."

„Ist das Wahnwitz," sagte ich kopfschüttelnd, nachdem ich den Brief erst still, dann laut für mich gelesen; „ist's Wahnwitz, oder ist's Poesie?"

„Liebe ist's", versetzte Othenio und sein Auge flammte.

„Sehr überspannt!" warf ich ein. „Du hast ihr's angetan, mit deinem Pianofortespiel inmitten der Waldstille, mit deinen Tristan- und Isoldephantasien, mit deinen „Tönen", wie sie es dir angetan hat mit den ihrigen. Aber das Schreiben bleibt doch immer höchst sonderbar und rätselhaft, an manchen Stellen geradezu unverständlich."

„Aber sind darin nicht Urlaute tiefster, idealster Empfindung?" fragte Othenio; „ist das alles nicht durchweht von einem ganz wunderbaren, seelischen Arom?"

Ich gab es zu. Ein origineller, wundersamer Gemütston klang unleugbar hier und da aus dem seltsamen Schriftstück.

Jetzt begann Othenio die einzelnen Ausdrücke des Schreibens zu kommentieren, Charakter und Schicksal der Schreiberin daraus zu entziffern. Der fast bis zum Wahnwitz gesteigerte Liebesenthusiasmus des Mädchens machte ihn schwindeln, ihre Schwärmerei für seine Kunst, für seine Tonphantasien, für sein Pianospiel berauschte ihn. Und ihre seltsamen Klagen zerrissen ihm das Herz! Daß sie in schnöden Banden seufzend nach Erlösung schmachte — das legte der Brief ihm nahe genug.

„Sie seufzt nach Erlösung", rief er, indem er mit großen Schritten im Gemache auf und nieder ging, bald zu mir gewendet, bald wieder wie im Selbstgespräch. — „Wenn ich sie nicht rette, nicht retten kann — o, ich schaudere es zu wieder-

holen, was sie selber sagt: sie stirbt! — Sie liebt mich, daran kann ich nicht zweifeln, schwärmerisch, abgöttisch! — Ich schwöre darauf, sie ist das edelste Frauenwesen, das je geatmet! Und denken zu müssen, daß sie vielleicht auch das unglücklichste ist! — Diese Begeisterung für mich, für meinen Genius, was ist sie anders, als ein Beweis innigster, wunderbarster Seelenverwandtschaft? — Kein göttlicheres Entzücken kann ich mir denken, als einmal ein Weib in meinen Armen, an meinem Herzen zu halten, das mich als Künstler enthusiastisch verehrt, anbetet, dessen Seele mit der meinigen himmlisch ineinanderschmilzt! — Und ich sollte nicht alles daran setzen, daß Mathilde mein werde? Alles will ich zum Opfer bringen, Jugend, Freiheit, Unabhängigkeit, für sie! — Wär ich schon Herr des Wenigen, was mir von dem Tage meiner Großjährigkeit an zufällt, sie wäre vielleicht zu retten! — Und sie muß gerettet werden!" —

„Wie aber?" wagte ich hier ihn zu unterbrechen.

„Habe ich mich das nicht auch gefragt?" versetzte er, und warf sich neben mir auf einen Stuhl nieder. „Ich bin in acht Tagen erst zweiundzwanzig Jahre alt — ich bin mittellos . . ."

„Das ist's!" sagte ich. „Deine Absicht ist schön und groß. Aber kannst du . . . darfst du . . ."

„Ach was, dürfen! können!" — rief er und sprang heftig wieder auf, „ich muß, Freund, ich muß — verstehst du? Ich bin genötigt — o, es klingt so abscheulich prosaisch, und doch muß es sein — ich bin genötigt, Geld zu schaffen! Wir wollen ja leben, leben! Bisher schwärmte ich so hin in sorgenloser Existenz — das ist zu Ende. Ich muß fort, muß einen Beruf ergreifen . . ."

„Aber welchen?" warf ich wieder ein.

„Dafür", gab er zurück, „ist mir nicht bange. Die Welt steht mir offen. Hundert Möglichkeiten bieten sich mir statt einer. Ich kann als Musikkritiker bei einem großen Blatte Stellung suchen, oder als Liedertafeldirigent, oder als Hofkapellmeister in einer kleinen deutschen Residenz, oder als Dozent für Musikgeschichte an einer Universität, und im Notfall, das schwör' ich, werde ich mich lieber als Musiklehrer verdingen, oder als Geiger im nächsten besten Theaterorchester unterkriechen, als Mathilden schmachten lassen in unwürdigen Banden!"

Von so übereilten Entschlüssen suchte ich ihn zur Besonnenheit zurückzuführen; aber er ließ nicht mehr mit sich reden. Tagelang saß er am Piano und phantasierte über Themen wie: „O Mathilde!“ „Reich mir die Hand, mein Leben!“ und dergleichen.

Er schrieb noch einmal an die Geliebte. Er drang in sie um weitere Enthüllungen. Aber seine Herzergießungen mögen nicht weniger wunderlich, nicht weniger unklar ausgefallen sein, als die er zur Antwort erhielt, und aus welchen noch immer nicht mehr zu entnehmen war, als daß dem „Hohen, Herrlichen“ der volle Strom fast mystischer Innigkeit aus einer schwärmerischen und von Leid gebeugten weiblichen Seele entgegenschäumte.

So ging noch etwa eine Woche hin, als die Sache plötzlich eine andere, sehr traurige, ja tragische Wendung nahm.

Ich erhielt ein paar, mit zitternder Hand flüchtig hingeworfene, kaum lesbare Zeilen von Othenio. Er war krank, bat mich eiligst zu kommen, hatte mir eine niederschmetternde Nachricht mitzuteilen.

Ich eilte zu ihm und fand ihn im Bette, vom Fieber geschüttelt.

„Sie ist tot!“ sagte er.

„Mathilde?“ rief ich erschrocken.

Er wandte sich ab. Tränen erstickten seine Stimme und eine lange Zeit verstrich in düsterem Schweigen.

„Sie ist tot!“ wiederholte er nach einer Weile, richtete sich im Bette halb empor und warf sich, als ich in herzlicher Teilnahme mich zu ihm neigte, von neuem schluchzend an meine Brust.

Hiernach begann er, noch immer halb aufrecht, erst in mattem Tone, bald aber mit der gewohnten Lebhaftigkeit zu erzählen.

„Als ich gestern nachmittag“, sagte er, „an jenem Hause wieder vorüberging, um zum Fenster hinaufzusehen und von ihr womöglich etwas zu erspähen, fand ich vor dem Eingange eine Anzahl von Leuten wie zu einem Begräbnis versammelt.

Ich benutzte diesen Anlaß, gleichfalls vor dem Hause stehen zu bleiben, und hörte gleichgültig die Reden der Leute rings um mich.

Plötzlich schlugen die Worte an mein Ohr:

„Das arme Fräulein Mathilde!“ —

Es war eine ältliche, ärmlich gekleidete Frau, die zu einer andern diese Worte sprach.

Ich horchte hoch auf, während mir ein krampfhaftes Beben durch den Körper lief.

„Nun ist sie erlöst!“ fuhr die Frau fort.

„Eingegangen zu einem besseren Leben, nachdem sie in diesem wenig Gutes genossen!“ sagte die andere.

„Überspannt war sie freilich immer,“ begann wieder die erstere, „aber ein gutes Herz hatte sie, ein engelgutes Herz. Wie hat sie gedarbt und gesorgt und sich geopfert für den jungen Menschen, ihren Verwandten, der leider zu nichts Rechtem taugt!“

„Der einzige Trost, den sie hatte, war die närrische Liebe zu ihrem Musikus“ ...

„Jawohl, aber diese närrische Liebe gab ihr auch den Rest, so daß sie nur noch so hinschmachtete und zuletzt plötzlich verlöschte wie ein Licht!“

So ging das Zwiegespräch noch eine Weile hin und her. Ich erstarrte förmlich, und zugleich war mir, als fühlte ich plötzlich das Drehen des Erdballs unter meinen Füßen ...

Jetzt wollte ich die Stiege hinaufeilen, — da brachte man sie schon getragen.

Der einfache Sarg wurde auf die Bahre gehoben, und als ich mich umwandte, sah ich auch schon den Priester im Chorrock dastehen, und den Küster an seiner Seite, und es begann die Einsegnung unter den ernst und feierlich klingenden Sprüchen des Ritus. Die wenigen, meist ärmlich aussehenden Leute standen still und stumm dabei, nur einen jungen Menschen hörte ich laut schluchzen, er stand aber so entfernt von mir, mitten unter den übrigen, daß ich nur seinen Kopf sehen konnte und nicht einmal sein Gesicht, denn er verbarg es unter strömenden Tränen mit seinem Taschentuch.

Nun erklang's aus dem Munde des Priesters zum Schluß:

„Et lux aeterna luceat ei!“

Worte, die auf mich von jeher, wegen ihres schönen und tiefen Sinnes, immer einen eigentümlichen, ergreifenden Eindruck machten.

Diesmal aber rührten und erschütterten sie mich so sehr,

daß mich nach der Betäubung, ich möchte sagen Erstarrung, in der ich mich bis dahin befunden, ein plötzlicher Krampf des Schluchzens erfaßte, welcher die verwunderte Aufmerksamkeit der Leute um mich her erregte.

Ich stürzte hinweg, und zugleich kam mir der Gedanke, schleunigst einen Immortellenkranz zu kaufen, dann dem kleinen Trauerzuge nachzueilen, und diese letzte Spende auf das Grab der geliebten Toten zu legen.

So einfach im übrigen das Leichenbegängnis war, fehlte es doch nicht an einer kleinen Musikkapelle, und der Trauermarsch, unter dessen Klängen sich der unansehnliche Zug in Bewegung setzte, erscholl hinter mir her, während ich die nächsten Straßen durcheilte. Dünn und armselig klang die Musik, aber in mir baute, während ich so hinlief, um einen Kranzladen zu erreichen, das Thema sich auf zur gewaltigsten Schmerzessymphonie. Ich glaubte den Trauermarsch noch immer zu hören, als ich längst außerhalb des Bereichs der Töne war, und so großartig erweiterte und beseelte sich mir das einfache Motiv, daß es Beethovenschen Riesenschwung gewann, aber freier und freier gestaltete es sich, verwandelte sich in neue gewaltige Tongebilde, bis zuletzt das hehre „Et lux aeterna luceat ei“ als wunderbarer Riesenchoral meinem inneren Ohre erscholl, wie der berühmte Hymnus am Schlusse der „neunten“ ...

Ich erreichte endlich den Laden, erstand einen Kranz, warf mich in einen Wagen, fuhr auf den Friedhof und legte die Totenspende auf das Grab in dem Augenblicke, als eben die Schollen auf den Sarg hinuntergekollert waren und sich darüber zum Hügel gerundet hatten. Aber die blöde Verwunderung der Umstehenden trieb auch von da mich alsbald wieder fort, und nur erst zu Hause, in meinem Gemache angelangt, war ich imstande, dem ungeheuren Schmerze ganz und ohne Rückhalt mich hinzugeben.“

So erzählte Othenio.

Mir war es klar, daß diese ganze Schicksalswendung, ob auch erschütternd, doch segensreich und fruchtbar für meinen Freund ausfallen müsse. Ich sagte ihm das mit warmen herzlichen Worten. Ich führte ihm zu Gemüte, daß die Weihe der Entsagung und des Schmerzes sein Künstlertum läutern und verklären werde.

Othenio war nicht unempfänglich für diesen Trost. Der starre, herbe Schmerz löste, während ich zu ihm sprach, sich in Rührung und Wehmut auf und in einer linden Tränenflut machte sein gepreßtes Herz sich Luft.

Dann raffte er sich plötzlich auf, sprang vor meinen Augen vom Lager herab und erging sich in begeisterten Plänen, wie er das Andenken der Teuren verherrlichen wolle, wie er sich verwandelt, gehoben, gereift fühle in seinem tiefsten Innern durch dieses Erlebnis.

Wir sprachen noch lange von dem, was die nächste Zukunft bringen sollte. Er wollte zunächst sein großes, dramatisch-symphonisches Tonwerk vollenden, dann auf Reisen gehen, die Welt sehen, Verwandte in Rußland besuchen.

IV.

Ich machte mich auf den Heimweg. Der Sonnenball hing nur mit seinem obersten Rande noch über den Wipfeln. Sinnend schritt ich durch das Gehölz einen rauhen und ziemlich abschüssigen Weg empor. Es war ganz still und einsam um mich, nur der Abendwind säuselte in den Espen zu beiden Seiten des Weges.

Ich schlenderte langsam so hin, das Haupt gesenkt, in tiefen Gedanken an Othenio.

Auf einmal drang zur Rechten aus dem Walde, und zwar aus ziemlich weiter Entfernung, wie es schien, ein Ton zu mir, leise beginnend, allmählich wachsend — dann einzelne hohe Töne mit fast klagendem Akzent, wie Rufe eines nächtlichen Vogels ausgestoßen, leise verzitternde wie Äolsharfentöne — dann seltsame, abgerissene Tonfolgen und Melodiephrasen.

Ich horchte hoch auf . . . War denn das nicht die Stimme der Waldsängerin?

Genau ihre Stimme war's und ihre Weise! Ich horchte wieder und wieder . . . Kein Zweifel — Die Stimme Mathildens! — Aber die war ja tot und begraben?

Einen Moment durchrieselte mich etwas wie ein gelinder Schauer. Die Stimme hatte fast etwas Gespenstisches für mich.

Wenn Othenio es hörte! — Doch nein! die Gegend des Waldes war schon zu entlegen von der Behausung des Freundes, als daß die Töne zu ihm hätten dringen können.

Mein Erstaunen, meine Betroffenheit war grenzenlos.

Der regellose Gesang nahm indessen mit kleinen Pausen seinen Fortgang.

Nun schwur ich mir aber, nicht zu rasten, bevor ich dem Rätsel, das, kaum gelöst, in neuer Gestalt wieder auftauchte, völlig auf den Grund gekommen, koste es auch, was es wolle.

Ich folgte der Spur der nun doppelt geheimnisvollen Stimme und stürzte mich in das Innere des Waldes nach der Richtung, woher sie kam. Immer hinter den Tönen her, und stillstehend, so oft und so lang sie verstummten, gelangte ich an eine steil abfallende, dichtbewachsne Schlucht, aus welcher sie mir schon ganz nahe zu kommen schienen. Aber als ich unten stand in dem Gesenke, merkte ich, daß ich geirrt, und daß die Stimme vom andern Rande der Schlucht herüberklang. Unverdrossen kletterte ich also den entgegengesetzten Hang empor. Die Stimme klang wieder ganz nahe — aber doch nicht näher als zuvor, ich folgte sacht, immer vermeinend, hinter den nächsten dichten Bäumen müßte die rätselhafte Quelle der Töne meinen Blicken sich zeigen. Aber so kam ich an die zweite, und an eine dritte, quer den Weg versperrende Schlucht und überall widerfuhr mir das gleiche.

Endlich war ich bis zu einer Stelle vorgedrungen, wo diese Folge von bewaldeten Hebungen und Senkungen des Bodens ein Ende nahm, und auf ebenem Grunde durch die lang hingestreckte Gartenmauer eines Försterhauses eine Art von Wall gebildet wurde. Diesseits des Försterhauses lief ein breiter, leidlich gut gebahnter Waldweg hin. Auf diesem Plane, der, hoch und frei gegen Westen gelegen, die letzten Lichter des scheidenden Tages auffing, während die Täler schon im tiefsten Schatten lagen, klang mir jetzt aus einer Gruppe von Bäumen, die ziemlich dünn standen, plötzlich wieder die Stimme.

Ich schlich mich näher, wohl bedacht, Geräusch zu vermeiden, als die Töne wiederum einhielten.

Jetzt sah ich einen jungen Menschen in leichtem Sommeranzug zwischen den Bäumen auf und ab gehen. Ich achtete anfangs nicht auf ihn, denn ich suchte die S ä n g e r i n.

Plötzlich erklangen die Töne von neuem. Aber sie kamen von der Stelle, wo der Jüngling auf und nieder wandelte. Ich rückte mein Augenglas zurecht — „Alle Wetter! die

Stimme kommt doch nicht etwa von dem jungen Menschen im lichten Sommeranzug dort?“ so fragt’ ich betroffen.

Allerdings — sie kam von ihm.

Es war ein Bürschchen, fast weibisch von Ansehen, blondhaarig, bartlos, und doch nicht allzu jung. Gleich wieder schoß mir’s durch den Kopf: ein verkleidetes Mädchen! —

Ich war mittlerweile dem Sänger in den Rücken gekommen, hatte ihn umgangen; jetzt wendete er sich zufällig, und gleich darauf sah ich ihn auf dem Punkte, zwischen den dichteren Bäumen sacht zu verschwinden. Aber ich benutzte meine Position und versuchte ihn gegen den gebahnten Weg hinzudrängen, den er dann wirklich einschlug, wie mit einer Art von Resignation, als merke er, daß ich ja doch nicht mehr, wohin er sich auch wende, von seiner Spur abzulassen gesonnen sei.

Ich wollte, ich mußte ein Gespräch mit ihm anknüpfen.

Das seltsame Persönchen ging nun nicht mehr singend, sondern, als wollte es seine frühere Schüchternheit durch um so größere Dreistigkeit vergessen machen, pfeifend seiner Wege.

Jetzt war ich dicht hinter ihm — jetzt an seiner Seite. Ich bot ihm lächelnd einen guten Abend und machte ihm ein Kompliment über den schönen Sopran, über den er verfüge, und der alle hier in der Gegend seit geraumer Zeit in Verwunderung, Zweifel und Unruhe versetze.

Der junge Mensch errötete tief, in großer Verlegenheit, was ich begreiflich fand. Ich fand das Erröten ganz mädchenhaft; aber ich durfte, obgleich ich etwas wie Mitleid fühlte, keine Schonung üben; ich war es meinem Freunde schuldig, die letzte Hülle von diesem verschleierten Bilde zu reißen.

Ich ergriff die Hand des Jünglings und flüsterte ihm ins Ohr: „Fräulein Mathilde?“

Ein verwunderter Blick war die Antwort. Ich wiederholte noch einmal: „Fräulein Mathilde?“

Er errötete jetzt wieder, aber mehr verblüfft und unwillig als verlegen, und sagte: „Sie spotten meiner, Herr! Und ich muß mir das gefallen lassen. Ich weiß recht gut, daß meine Stimme etwas ganz merkwürdig Weibisches hat, und daß man mich darum für ein Mädchen halten kann. Ja, ich weiß, daß ich durch ein seltsames Spiel der Natur einen förmlichen Diskant besitze, und daß man mich darum oft

verlacht. Deshalb gehe ich auch lieber in den Wald und suche die Einsamkeit auf, um zu singen, denn ich habe eine große Neigung für Musik; die ist mir angeboren, aber meine musikalische Ausbildung ist leider sehr mangelhaft."

„Also nicht Fräulein Mathilde?" sagte ich mit einem ungläubigen, ernsten, forschenden Blicke in das unbärtige, mädchenhafte Antlitz.

„Sie halten mich also wirklich für ein verkleidetes Mädchen?" fragte er mit einem herben, fast traurigen Lächeln. „Das bin ich nicht, lieber Herr, ich bin und heiße wie es hier geschrieben steht."

Damit nahm er eine Visitkarte aus seiner Brieftasche und reichte sie mir. Mein Blick überflog sie eilig. Sie enthielt den Namen:

Vincenz Brechelmeyer.

„Mathilde", fuhr der junge Mensch nun fort, „war der Name meiner unverheirateten Tante, bei welcher ich nach dem Tode meiner ursprünglich begüterten, später aber verarmten Eltern lebte. Vor ein paar Tagen ist diese meine mütterliche Erzieherin auch dahingegangen. Ganz auf mich selber angewiesen, habe ich mich nunmehr nach einer Stellung umsehen müssen, und es ist mir gelungen, eine solche zu finden. Morgen werde ich als Praktikant eintreten beim hiesigen Stadtamte, so daß es mit meinem Umherschweifen im Walde ein Ende haben wird, weshalb ich heute noch einmal herausgekommen bin und mich zum Abschied von der lieben Waldeinsamkeit recht aussingen wollte. Ohnedies würde ich mich jetzt, nachdem ich entdeckt bin, nicht mehr hier in der Gegend hören zu lassen getrauen."

Ich unterlasse es, meine Betroffenheit bei diesen Eröffnungen des jungen Mannes zu schildern ...

Nun brachte ich das Gespräch auf seine Tante Mathilde.

Sie habe ihn mühselig mit ihrer Hände Arbeit ernährt und aufgezogen, sagte er, und erzählte mir ungefragt ihre ganze Geschichte.

Als junges Mädchen war sie Braut eines Mannes gewesen, der sie verließ, als ihre Eltern plötzlich durch einen Unglücksfall ihr Vermögen einbüßten. Sie verfiel in Trübsinn aus unglücklicher Liebe. Anfangs hatten die Symptome ihrer Geistesstörung noch etwas Harmloses, Poetisches, Ophelia-

artiges an sich: sie begnügte sich, mit Blumen und Kränzen geschmückt, auf dem Fensterbrette ihrer Behausung im vierten Stockwerk zu sitzen und lächelnd in die schwindelnde Tiefe hinabzublicken, oder tagelang am Piano zu singen und zu musizieren, und die Büste ihres Lieblings Beethoven zu bekränzen, denn sie war immer eine enthusiastische Freundin der Musik gewesen. Als sie aber einmal in später Nacht anfing, die Möbel ihres Gemachs, Stühle, Tisch, Nachtkästchen usw., eins nach dem andern vom Fenster des vierten Stockwerks in den Hofraum hinabzuwerfen, so daß sie unten donnernd zerbarsten, zum Schrecken des ganzen Hauses, da übergab man sie tags darauf einer Irrenanstalt. Nach Jahresfrist schien sie leidlich wieder hergestellt und wurde entlassen, aber sie behielt doch immer etwas Schwärmerisches, Absonderliches; dabei verarmte sie gänzlich, ließ sich aber, fast zur Bettlerin geworden, nicht abhalten, das von begüterten Verwandten verlassene Kind ihrer verstorbenen Schwester — eben den kleinen Vincenz Brechelmeyer — zu sich zu nehmen, zu pflegen und aufzuziehen. Im Laufe der Zeit hatte sie dann und wann auch wieder kleine Anfälle von Irrsinn und ihre Schwärmerei für den großen Beethoven wurde zur Manie. Da fügte es überdies der Zufall, daß, wie der junge Mensch in seiner Erzählung sich ausdrückte — „ein anonymer junger Musiker sich den grausamen Scherz machte, mit ihr in einen geheimnisvollen brieflichen Liebesverkehr zu treten“ — sie bildete sich ein, Beethoven, ihr geliebter Meister, sei noch am Leben und er sei es, der an sie schreibe ... Man dachte eben daran, sie der Irrenanstalt zurückzugeben, als ein Herzschlag ihrem Leben ein plötzliches Ende machte und sie befreite aus aller irdischen Drangsal ...

Unter dieser Erzählung des jungen Mannes waren wir aus dem Wald hinaus und auf die große Straße gekommen, die gegen die Stadt hinlief.

Ich wußte genug — und fand es dringend geraten, so spät es war, stehenden Fußes umzukehren und meinen Freund heute noch einmal aufzusuchen.

Ich verabschiedete mich von dem jungen Menschen und lenkte ungesäumt meine Schritte rückwärts durch den Wald zur Behausung Othenios.

Es war indessen vollkommen dunkel geworden.

Vor der Tür von Othenios Gemache angelangt, hörte ich, daß er auf dem Piano mit großer Leidenschaftlichkeit phantasierte. Soviel ich merkte, war er mit der Komposition des grandiosen Trauermarsches beschäftigt, der, wie er mir früher gesagt, sich symphonisch gestalten und zuletzt in einen großartigen Choral „Et lux aeterna luceat ei“ ausgehen sollte.

Ich lauschte eine Zeitlang ergriffen den ernsten Klängen, die aus dem tiefsten Gemüte des jugendlichen Meisters sich losrangen. Niemals in meinem Leben hatte ich so etwas Ergreifendes gehört. Mein Auge füllte sich mit Tränen. Mir war, als sähe ich meinen Freund zum Genius geworden, der vor meinen Augen auf Adlerschwingen zum Himmel emporsteige.

Wie hätte ich es über mich gewinnen können, in diesem Augenblicke zu ihm einzutreten und ihn aus der höheren Welt einer schmerzlichen, doch weihevollen und schaffensfreudigen Stimmung herabzuschleudern in den Bereich der prosaischen Wirklichkeit, als deren Bote ich zu ihm zurückgekehrt war! —

Hatte die Seele des kunstbegeisterten Freundes sich nicht so ganz in seine hohen und schönen Illusionen eingelebt, daß es unmenschlich gewesen wäre, sie ihm nun auf einmal zu entreißen? Sollte ich jetzt plötzlich vor ihn hintreten und sagen: Deine Mathilde, deren Verlust du so schmerzlich betrauerst, war ein betagtes, geistverwirrtes Frauenwesen, und die Stimme im Walde, die dein ganzes Herz gefangennahm, war die eines bartlosen Jünglings, Vincenz Brechelmeyer geheißen, den die Natur in seltsamer, aber durchaus nicht beispielloser Laune zum halbweiblichen Diskantisten gestempelt? Sollte ich jetzt ihn belehren, daß alle die wunderbaren Beziehungen und Zusammenstimmungen zwischen der Waldsängerin und ihm, sowie alle Ähnlichkeiten, die ihn verlockten, nur Spiele des Zufalls oder Gaukeleien seiner erhitzten Phantasie gewesen?

Ich ließ ab von der Türklinke, die ich unschlüssig einige Minuten lang in der Hand gehalten; ich machte kehrt ohne einzutreten und ging stillsinnend den langen Waldweg im Dunkel noch einmal, fest entschlossen, solange es anginge, in dem Gemüte des Freundes ungestört die Saaten reifen zu lassen, deren Samenkörner ein wesenloser aber edler Schmerz darin ausgestreut hatte.

Das Schicksal trennte uns unerwarteterweise schon in den

nächsten Tagen. Othenio wurde durch eine Familienangelegenheit genötigt, unverweilt zu entfernten Verwandten abzureisen.

Er vollendete nichtsdestoweniger binnen kurzem sein großes Tonwerk und brachte es mit außerordentlichem Erfolg zur Aufführung.

Dann ging er ins Ausland und ich hörte und las noch manches von den Triumphen, die er überall mit seiner Schöpfung und später noch mit einigen andern errang.

Aber kein späteres Werk, so hieß es allgemein, erreichte die Frische und Lebendigkeit, den hinreißenden Schwung der Empfindung jener jugendlichen Tondichtung des Meisters, die ich unter so seltsamen Umständen hatte werden und wachsen sehen.

Das Glück blieb ihm indessen getreu und überschüttete ihn mit seinen Gaben.

Als Komponist, und fast mehr noch als gefeierter Virtuose auf dem Piano erntete er neben dem unfruchtbaren Lorbeer auch den klingenden Lohn seines Talents und seiner Kunst in reichlichem Maße.

Er war beständig auf Reisen, glänzte in Paris, in London, in Petersburg, sammelte Dollars jenseits des Ozeans, und das Letzte, was ich von ihm vernahm, war, daß er sich eine Villa am Comer See gekauft.

So verging eine lange Reihe von Jahren. Ich hatte Othenio nicht wiedergesehen, denn mich fesselte ein bescheidenes Los an den Ort unseres früheren Verkehrs und er war niemals dahin zurückgekehrt.

Aber eine lang geplante und zuletzt doch ins Werk gesetzte Reise nach dem Süden entführte mich endlich der Abgeschiedenheit meines vieljährigen Aufenthalts.

Eines Tages machte ich auf der Reise halt in einem Städtchen des südlichen Tirol, das auf der großen Verkehrsstraße der Touristen liegt. Ich saß im Gasthofe beim Mittagstisch, und beachtete nur wenig die Gruppen von Kommenden und Gehenden, die sich rings um mich in dem großen Saale bewegten.

Auf einmal sah ich einen Mann eintreten von auffallend stattlichem und vornehmem Aussehen — eine Gestalt, ein Antlitz, in welchem aus neuer und allerdings sehr fremder Umhüllung mich alte, vertraute Züge begrüßten.

Ich konnte nicht lange im Zweifel bleiben: Othenio stand vor mir. Unser Wiederfinden war — man kann es sich denken — das froheste und herzlichste; wir feierten es bei perlendem Schaumwein und langem traulichem Gespräch.

Othenio stand im besten Mannesalter: aus dem ungestümen, sprudelnden Jüngling war, wie das so manches Mal zu geschehen pflegt, ein würdevoller Mann von vornehm gemessenem, ruhigem Wesen geworden. Seine stattliche Figur hatte eine behagliche Wohlbeleibtheit angesetzt. An den Fingern trug er ein paar Brillantringe, Geschenke regierender Fürsten.

Ich mußte aber immer und immer wieder an den jugendlichen Enthusiasten zurückdenken, an den mächtigen, genialen Künstlerkopf mit den feucht-glühenden Augen und der dichten Lockenmähne über der fieberhaft unruhigen, schmächtigen Gestalt, an den blinden und tollen, ins Blaue hinein liebenden und schwärmenden Freund der mythischen Mathilde, an den Komponisten von „Tristan und Isolde"!

Wie weit lag das alles nun hinter ihm und mir!

Wahrhaftig, die Zeit war da, ihn ohne Schaden aufzuklären über eine verschollene wunderliche Episode seiner Jugendzeit.

Ich brachte das Gespräch auf Mathilde und schloß damit, ihm bis ins kleinste Detail zu erzählen, was ich an jenem Abende erlebt und erfahren, unmittelbar nachdem er an meiner Brust sich in heißen Tränen über den Tod Mathildens ausgeweint.

Er lächelte, ein leichtes Erröten überflog seine Wangen, als schämte er sich seiner einstigen Torheit. „Die Sache ist gar nicht so wunderbar," sagte er; „mir sind seither ein paar ganz ähnliche Beispiele von geborenen männlichen Diskantisten vorgekommen." Er sprach mit der kühlen Objektivität des reifen Mannes von der Sache, gab aber zu, daß der Eindruck jenes Jugenderlebnisses lange bei ihm lebendig geblieben, und daß der Born künstlerischer Inspiration ihm niemals reicher und schöner geflossen, als zu der Zeit, da die närrische Liebe zur geheimnisvollen Unbekannten und dann der Schmerz über ihren Verlust in seinem Gemüte gärte und wetterte.

Wir saßen bis tief in die Nacht beisammen, und ehe wir schieden, erhoben und leerten wir die schäumenden Becher auf das Andenken der mythischen Waldsängerin!

„Im Grunde," sagte er zuletzt in seiner jetzt so ruhigen

und kühlen Weise, „im Grunde war es mir von Anfang an auffällig und für mein musikalisches Gefühl fast unangenehm, daß die geheimnisvolle Stimme immer nur in so regellosen Tönen und abgerissenen Phrasen sich vernehmen ließ. Ich glaub' es gern, daß der junge Mensch nicht ordentlich singen gelernt hatte, und wenn ich jetzt dergleichen hörte, so würde ich mir vielleicht die Ohren zuhalten. Ich sehe jetzt, es war nicht der seltsame, mädchenhafte Diskant, der mir's angetan, sondern mein junges Herz, und der Wald, mit dessen Zauber verwebt jene Stimme so merkwürdig, so ergreifend zu meinem Talhause aus den stillen Tannengründen herüberklang."

Ralph und Blanka.

Ein Capriccio.

Ein junges Vagabundenpaar, Ralph und Blanka, von einer eben zugrunde gegangenen umherziehenden Schauspielergesellschaft, wanderte in der Frische des tauigen Morgens durch einen rauschenden Gebirgswald. Die beiden waren erst seit ein paar Tagen verheiratet, also in den Flitterwochen, darum wundervoll gelaunt und übermütig, obgleich sie ihr bißchen Habe in den Händen hartherziger Wirte hatten zurücklassen müssen. Ihr Beilager hatten sie in einer Scheune gefeiert und erwachten am andern Morgen, von der kalten Schnauze eines Rindes angeschnaubt. Aber der ganze Sternenhimmel hatte von oben durch die Löcher und Spalten des Scheunendaches auf sie hereingesehen: Venus, Jupiter, Mars, Orion, Herakles und sozusagen alle olympischen Götter und Halbgötter hatten wie geladene Gäste das Brautlager des jungen Paares umstanden und ihren Segen dazu gegeben.

Eine geraume Zeit wanderten die beiden jungen Leute noch in der waldigen Niederung einen Bach entlang, an dessen Ufern zwischen Weiden und Erlen das Kräuticht baumhoch sproßte. Der Waldesgrund begann sich auch schon mit den Boten der Spätsommerzeit, den langen Wedeln der großblumigen, asklepiadeischen Genzianenart zu bedecken.

Es hatte die Nacht hindurch geregnet; nun aber dampfte

der Wald im Morgenglanze, die Luft war schwül, und es war, als ob in dieser schweren, schwülen Luft die Vögel auf allen Bäumen noch lauter und feuriger als gewöhnlich schmetterten. Spitzohrige Hasen liefen über die Lichtungen aus einem ins andere Dickicht, und an einer etwas versumpften Stelle, wo die riesigen Föhren- und Fichtenstämme grün angelaufen waren wie von Schimmel oder Rost, stieß Blanka mit dem Fuße auf einen Igel, der versteckt im hohen Grase lag.

Mit der gegen den Zenit steigenden Sonne gelangten sie auf den Kamm des mäßigen Gebirgsrückens, über welchen die Landstraße mitten durch den dichten, hochstämmigen Wald führte.

Sie waren ganz allein in der Abgeschiedenheit des Bergwaldes; höchstens daß sie, soweit sie der Straße folgten, manches Mal an einem Fuhrmanne vorbeikamen, dessen müde Gäule, staubbesudelt und hungrig, am grünen Laub der Bäume oder Sträucher zu beiden Seiten des Weges rupften und naschten.

Manches Mal schweiften sie mit Absicht seitwärts und verloren sich in der noch traulicheren Verborgenheit einer kräuterduftigen Waldwiese. Denn jetzt begann es in der grünen Einsamkeit verlockend zu duften. Der heiterste Sommersonnenglanz lag über dem Walde. Gelbe Schmetterlinge flogen hoch und gaukelten munter bis hinauf zu den Wipfeln der Tannen und Föhren. Alles sproßte doppelt üppig in der Waldstille; die Engelwurz stand so hoch ins Kraut geschossen da, daß sie mit den jungen Steineichen neben ihr sich messen konnte.

Wie tat dem Pärchen, das aus der Welt der Schminke herkam, die unverfälschte Gottesnatur so wohl!

Selbander im grünen Walde! In den Flitterwochen! Jung und kerngesund! — Nirgends sind Küsse würzig-süßer als im Walde. Wie angenehm wird eine liebeheiße Wange durch den mit stärkendem Nadelholzduft geschwängerten Waldeshauch gekühlt!

Freilich geschah es unserem Pärchen, daß, während Ralph eben seinen Arm um die lächelnde Blanka schlang, etwa ein Eichhörnchen von der hohen Tanne, unter welcher sie saßen, heruntersprang, dem jungen Weibchen gerade in den Schoß, und in ebenso hastigem Sprunge wieder enteilte, oder daß gar die Gestalt eines Jägers in ähnlichem Momente auf ein-

mal aus dem Dickicht brach und in einiger Entfernung vorüberging. Dann erschrak Blanka, aber Ralph beruhigte sie. „Fürchte nichts!“ sagte er; „dem Wildschützen Amor tut der Jäger nichts zuleide. Und Liebespaare gehören so gut zur Fauna der grünen Wälder als Hasen, Eichhörnchen, Ringelnattern, Schmetterlinge u. dgl.“

Nachdem die jungen Vermählten wieder aufgebrochen, erreichten sie, behaglich schlendernd, nach geraumer Zeit einen erhöhten Punkt, wo sich ihnen die Aussicht auf den im Sonnenglanz strahlenden Spiegel eines großen Sees, sowie auf die Stadt in der Niederung nebst einem weiten Kranze der schönsten Landhäuser und Gärten eröffnete.

Sie gelangten dann unmittelbar vor eine dieser Villen, welche, am Abhange liegend, mit der Rückseite sich an den Wald lehnte, an weit umschauender bedeutender Stelle.

Ralph und Blanka ließen sich an diesem fesselnden Punkte ins Gras nieder und genossen die Rundschau, soweit sie nicht durch das breit hingelagerte Landhaus und die lange Gartenmauer gehindert war, auf deren Rand zur Abwehr eingesetzte, scharfzackige Glasstücke bedrohlich in der Sonne funkelten.

„Da sieh' nur!“ sagte Ralph; „ist es nicht ärgerlich, daß gerade an dieser schönsten Stelle, wo man den freiesten Ausblick und den ungestörtesten Naturgenuß haben möchte, jemand eine Villa hingebaut und den Platz für sich allein in Beschlag genommen hat? So geht es mit allen reizendsten Punkten in der Welt: man baut die größten Landsitze und Schlösser an Orten, wo sie Weg und Aussicht für andere versperren, und läßt sie dann wohl gar noch — um das Maß der Sünden voll zu machen — leer stehen, just wie die Paläste in der Stadt auch, die oft gar nicht oder nur einen Teil des Jahres hindurch bewohnt sind, während in schlechten Hütten sich das Volk zusammendrängt —“

„Und sich oft sogar mit einer Scheune begnügen muß,“ fiel Blanka lächelnd ein, „wie wir vorgestern.“

„Gestehe nur, Blanka,“ versetzte Ralph, „daß wir trotzdem so gut wie auf Eiderdaunen ruhten!“ — Freilich aber hätte es uns begegnen können, daß wir uns am Morgen in der Krippe des Kuhstalles wiedergefunden hätten, in welche eine schlaftrunkene Magd mit dem Heu, auf welchem wir schliefen, uns hätte werfen können.“

„Ach, wenn wir nur wenigstens bessere Kleider hätten!" seufzte Blanka.

„Der Himmel kleidet zwar die Rosen und die Lilien auf dem Felde, aber nicht die Vagabunden!" versetzte Ralph achselzuckend.

„Drei Tage lang", fuhr Blanka fort, „habe ich meine Haare nicht mehr gekämmt!"

„Daran tatest du unrecht," sagte Ralph; „schon wegen der Fichtennadeln, die dir im Haar hängen geblieben. Sie kompromittieren dich, liebes Kind, diese Fichtennadeln!"

„Nicht mehr als dich die grünen Grasflecken und die Spuren zerdrückter Heidelbeeren in deinen Kleidern!" gab Blanka zurück.

„Du hast recht," sagte Ralph; wir müssen nächstens wieder einmal Toilette machen, liebe Blanka! Aber das Allerdringendste für den Augenblick wäre doch ein guter Imbiß — meinst du nicht?" „Siehst du," fuhr er fort, „wir hungern, und da drinnen sind vielleicht die riesigsten und leckersten Vorräte aufgehäuft bei Leuten, die alles haben, nur keinen Hunger!" —

In diesem Augenblicke kam aus dem Landhause ein Diener, erblickte die beiden und grüßte sie im Vorbeigehen.

Der unerwartete Gruß und das etwas einfältige Gesicht des Burschen belustigte den munteren Ralph, und er machte sich den Spaß, demselben zuzurufen: Heda, guter Freund, könnten wir nicht einige Erfrischungen haben?"

Er hoffte sich an der Verblüffung des Menschen zu weiden und war auf nichts anderes als auf eine schnöde Abtrumpfung gefaßt.

Aber der Diener verbeugte sich und sagte: „Haben Sie nur die Güte, einstweilen einzutreten; mein Herr ist ausgegangen und wird in ein paar Stunden zurück sein."

Er hatte nämlich von seinem Herrn, einem alten Sonderling, der die Villa mit ihm und einer betagten Haushälterin bewohnte, gehört, ein gewisses Ehepaar aus der Nachbarschaft werde vielleicht zum Besuch kommen, und so nahm er die beiden jungen Leute für die Erwarteten.

Ralph und Blanka sahen einander lächelnd an, und nachdem sie einen Blick des Einverständnisses, einem so hübschen Abenteuer nicht aus dem Wege zu gehen, gewechselt, traten

sie, munter der Dinge, die da kommen sollten, gewärtig, mit dem Diener in das Haus.

An einem Kettenhunde vorüber, einem Köter von abschreckender Häßlichkeit, der bellend und zähnefletschend aus seiner Hütte gegen sie ausfiel, durchschritten sie den Hofraum, wo ein Truthahn umherstolzierte, dem seine Jungen auf den Rücken kletterten, während ein Pfau auf dem Dache saß und einen häßlichen Schrei um den anderen ausstieß.

Als sie zur inneren Tür des Wohnhauses gelangten, war die alte, taube Haushälterin eben beschäftigt, die Ansätze eines Schwalbennestes über dem Türeingange wegzufegen. Dabei warf sie einen mißtrauischen Blick auf die beiden Fremden, die mit unbewußter Scheu dem geschwungenen Besen auswichen, als könnten auch sie wie die zudringlichen Schwalben mit hinweggefegt werden.

Sie wurden von dem Diener in einen geräumigen Saal geführt.

Hier saß ein kleiner, schäbiger Affe auf der Spitze seiner Kletterstange und sah mit grimassierendem Gesicht auf einen jungen Hund herunter, der ihm beständig nach dem lang herabbaumelnden Schweif schnappte und vor Ärger darüber, daß er ihn nicht erreichen konnte, von Zeit zu Zeit ein kurzes Geknurr oder Geheul ausstieß.

Im Winkel saß ein alter Papagei, der wunderlicherweise immer „Bum! Bum!“ rief.

Nachdem der Diener Speise und Trank herbeigebracht und das Pärchen in schweigender Hast dem dringendsten Bedürfnis einigermaßen Genüge getan, fragte Ralph, wie denn der Vogel zu diesem sonderbaren Ausruf gekommen.

„Dies ‚Bum! Bum!‘“ versetzte der Diener, „hat er von der Zeit her, wo er mit der Familie, welcher er angehörte, in einer vom Feinde belagerten und fleißig mit Kanonen beschossenen Stadt zu Hause war. Tag für Tag hörte er da nichts als Bum! Bum! Bum! und machte es bald nach, und hat darüber alles, was er früher wußte, vergessen. Nur den Namen des kleinen Töchterchens seiner damaligen Besitzerin wiederholt er noch manchmal, aber sehr selten.“

Jene ehemalige Herrin des Vogels, erzählte der Diener auf weiteres Befragen, sei eben bei der erwähnten Belagerung Witwe geworden, indem ihr Gatte, der Kommandant besagter

Stadt, bei der Verteidigung derselben ums Leben kam. Diese Frau aber, fuhr der Diener fort, indem er dabei auf eines der im Halbdunkel an der Wand hängenden bestaubten und halb verblichenen Familienbildes wies, eben diese Frau sei die Schwester des jetzigen Besitzers der Villa gewesen. Nachdem auch sie gestorben und ihr Töchterchen mitten in den wildesten Kriegswirren gleichfalls verdorben und gestorben, sei dieser Bruder in den Besitz des Landhauses und des ganzen schwesterlichen Vermögens gekommen.

„Und der lebt da nun so müßig hin als alter Hagestolz?“ fragte Ralph. „Womit verbringt er denn seine Zeit? Spaziert er fleißig im schönen, grünen Walde?“

„Das nicht!“ entgegnete der Diener; „und wenn er es tut, so geschieht es nur, um Tannenzapfen in die Tasche zu stecken, mit welchen er hernach den Ofen heizen läßt.“

„Er ist also ein bißchen knauserig, dein Herr?“ fuhr Ralph zu fragen fort.

„Wie man's nimmt! Küche und Keller sind immer wohl bestellt und sich selber gönnt er das Beste.“

„Und was ist denn eigentlich seine Hauptbeschäftigung, sein Zeitvertreib?“

„Seine Hauptbeschäftigung ist sozusagen der Fliegenfang; denn er haßt die Fliegen, daß es nicht zu sagen, besonders die Brummfliegen, weil diese ihn nach Tische, wenn ihm eine davon durchs Fenster oder durch die Tür ins Zimmer geraten ist, mit ihrem Gesumse im Mittagsschläfchen stören. Er will aus diesem Grunde auch kein Fenster öffnen lassen, so daß die Luft in seinen Gemächern immer dumpf und verdorben ist. Und da gibt er sich denn auch beständig damit ab, allerlei neue Fliegenklatschen zu erfinden, sowie auch allerlei Gifte zu brauen, um dem verdammten Geschmeiß, wie er sagt, den Garaus zu machen. Ferner sind da unten im Garten alle Bäume voll Schlingen und Fallen für die Vögel, die er ebenfalls nicht leiden mag, weil sie schon am frühen Morgen vor seinem Fenster zwitschern und lärmen.“

Nachdem Ralph und Blanka sich hinlänglich gestärkt und der geschwätzige Diener sie vorläufig sich selbst überlassen hatte, gingen sie daran, heiter angeregt durch die ausgesuchten Erfrischungen, die sie genossen, sich in den Räumlichkeiten, in welchen sie sich befanden, ein wenig umzusehen.

Eine anfröstelnde, gemütlose Pracht herrschte in den Gemächern. Die Einrichtung war altväterisch, unbequem: schmale Sessel mit hochgetürmten Lehnen, steife Sofas, Schränke mit Zieraten, welche Fratzengesichter vorstellten.

An einer wunderlich gestalteten Uhr schlich der silberne Perpendikel plump und träge hin und her.

Daneben hing das Philistermöbel, der Barometer, in riesigen Dimensionen, dessen Zeiger soeben, wie wahrscheinlich immer, um sich nicht zu kompromittieren, auf „veränderlich" wies.

Ein kostbares, aber jungfräuliches Tintenfaß, in welchem niemals ein Tropfen Tinte gewesen, stand auf dem schnörkelhaft verzierten Schreibtische.

Von Büchern war nur ein einziges zu sehen; es hatte einen sehr schönen Einband; als aber Blanka es neugierig öffnete, so erwies es sich als eine Tabakbüchse.

Eine Menge alter, verblichener Familienporträts, überkrustet mit den Spuren der Fliegen aus füheren Jahrzehnten, bedeckte die Wände.

Ausländische Gewächse mit großen, aber schadhaften Blättern standen in der Fensternische wie gelangweilt da, sozusagen gedankenlos, geistesabwesend.

Blickte man durchs Fenster in den Garten hinab, so sah es auch dort nicht frischer und anziehender aus: ein schnörkelhaftes, steifes, seelenloses Ansehen hatte auch dort alles. Das Ganze erschien in ein so nüchternes Licht getaucht wie die Szenerien eines Guckkastenbildes. Und doch war der Garten groß und reich angelegt, und über den Garten hinweg sah man hinaus in eine bezaubernde Ferne.

Ralph öffnete in seinem Übermut einen großen Kleiderschrank. „Da sieh!" sagte er zu Blanka, „der alte Gauch besitzt ein halbes Hundert Röcke und ein halbes Hundert Beinkleider; ohne Zweifel auch ebenso viele Schnallenschuhe oder langröhrige Stiefelpaare."

„Wie moderig es hier duftet," sagte Blanka, „wie dumpf! Der Bursche hat recht, es gelangt kein frischer Hauch in diese Gemächer!"

„Herein, ihr verbannten, schwer verfolgten Brummfliegen!" rief der fröhliche Ralph. „Summt und brummt heut einmal hier nach Herzenslust!"

Damit öffnete er die Fenster weit, und herein kamen die Brummfliegen und brummten und summten lustig. Sogar ein Schwalbenpaar verflog sich herein und flatterte eine Weile zwitschernd in den Gemächern hin und her. Zuletzt kam gar ein Falter geflogen und setzte sich zutraulich auf den Strauß, den Blanka im Walde gepflückt und vor die Brust gesteckt hatte.

Schon mit seinem Eintritt hatte das junge Paar einen frischeren Hauch durch diese Räume verbreitet; und nun verschwand bald alles Dumpfe völlig unter den würzigen, ziehenden und wehenden Lüften.

Einmal schwang sich Ralph auf einen Stuhl, um die Bilder, die im Halbdunkel an einer vom einfallenden Tageslicht abgekehrten Wand hingen, genauer anzusehen. Er wischte den Staub von dem Bilde einer Frau, betrachtete es und sprach dann nachdenklich vor sich hin:

„Diese Frau habe ich schon einmal gesehen; ich weiß nur nicht, ob in der Wirklichkeit oder im Bilde — potz Blitz! wo hab' ich die nur gesehen?"

Blanka achtete nicht darauf, denn sie war eben beschäftigt, den Kakadu zu necken und sich von ihm in den Finger beißen zu lassen.

Hernach entdeckten die beiden, ihre kleine Durchmusterung des Hauses fortsetzend, das Schlafgemach des Alten, in welchem ein altväterisches, aber von weicher, glänzender Seide strotzendes Himmelbett ragte.

Auf einem Tischchen in der Ecke fand Blanka neben allerlei Leckerbissen einen kleinen Flaschenkorb, gefüllt mit einer Weinsorte, deren prachtvolle, goldgelbe Farbe sie nicht genug bewundern konnte.

„Das ist Tokaier!" sagte Ralph. „Heraus aus dem Kerker, in welchem der alte Harpagon dich hielt, feuriger Ungar!"

Er entkorkte eine Flasche, dann tranken die beiden einander zu, setzten sich dabei an den Rand des Himmelbettes und kosten und plauderten.

„Wenn jetzt der Alte käme!" sagte Blanka.

„Wir ließen ihn gar nicht herein!" erwiderte Ralph. „Es fängt an, mir hier zu gefallen! Wenn wir nur acht Tage hier hausten, wie würde sich alles in diesen Räumen ver-

ändern! Ich schlage vor, daß wir hier bleiben, Blanka, solange es geht! Setzen wir uns da fest, verschließen wir die Türen, verteidigen wir uns und übergeben wir den Platz erst dann, wenn er durchaus nicht mehr zu halten ist! Ich möchte zur Abwechslung einmal in diesem seidenen Bette schlafen. Wär's nicht schön, da zu überwintern? Die holde Sommerzeit, wo es lustig zu wandern ist, wird bald vorüber sein. „Siehst du," fuhr er fort, durchs offene Fenster hinausdeutend, „die großen Pappeln da vor dem Gartentore streuen schon ihre Wollflocken durch die Luft umher, und die Ranken des Weins sind schon ganz über die Mauer bis zum Fensterrande heraufgekrochen. Überwintern wir, wiederhole ich, und sperren wir den Alten hinaus; er verdient nichts Besseres, als im Winter mit den Krähen draußen im Schnee herumhüpfen zu müssen."

Blanka lachte. „Wenn aber zuletzt doch der Augenblick kommt, wo wir die Festung nicht länger behaupten können, was dann? Meinst du, man wird uns freien Abzug gewähren? Ich glaube, wir werden uns schmählicherweise gefangen geben müssen!"

„Ganz und gar nicht!" versetzte Ralph. „Wir entschlüpfen im letzten Moment nötigenfalls durch die Hintertür in den Garten und von da in den Wald hinaus."

Nun setzten sich die beiden an das altmodische Piano; es war entsetzlich verstimmt, seit Jahren unberührt; aber die beiden lustigen Leutchen spielten doch und sangen und lachten, führten Duette und ganze Theaterszenen mitsammen auf und trieben dann wieder anderen Mutwillen.

Sie durchstöberten, erprobten, verkosteten und genossen alles, was in den Händen des alten Harpagon ein ungenützter und unfruchtbarer Besitz war.

„Da wir nun tatsächlich die Herren dieser Villa sind," scherzte Ralph, „so müssen wir erwägen, wie wir es uns einrichten wollen. — Künftig, liebes Kind, mußt du goldene Nadeln im Haar tragen, statt der Fichtennadeln, die du gegenwärtig darin trägst! — Hol' mich der Geier, wenn ich nicht am liebsten alle Sterne des Himmels zu einer Perlenschnur für dich reihen und den goldenen Mond selber als Brosche dir vor die Brust heften möchte!"

„Wie prachtvoll", sagte Blanka, durchs Fenster hinaus-

blickend, „muß dort über dem See die Sonne untergehen! Und wie angenehm müßte sich's wandeln in der Abendstunde, Hand in Hand, auf diesen idyllischen Matten!"

„Und welch ein Ausblick!" fügte Ralph hinzu. „Vor uns der weithin leuchtende Wasserspiegel, hinter uns die traulichen Waldberge, in reizendem Halbrund um das Landhaus gelagert! Auf allen diesen Höhen werden die Gluten unserer Liebeswonne wie Freudenfeuer emporschlagen . . ."

„Schwärmer!" warf Blanka lachend ein. „Der Alte wird unserer Liebeswonne schwerlich Zeit dazu lassen."

„Nichts mehr von dem Alten!" sagte Ralph. „Wir machen Ausfälle, wir verteidigen uns, wir jagen den Alten meilenweit in die Flucht, wir verproviantieren uns, wir schaffen herein, was uns beliebt!"

„Vor allem", sagte Blanka, „muß ein neuer, wohl besaiteter Flügel hereingeschafft werden, zu dessen Klängen wir Duette singen können — und die schönsten Romane, die wir einander vorlesen — und die neuesten Komödien, die wir da zusammen aufführen — und für Haus und Garten alle möglichen Blumen und die erlesensten Singvögel . . ."

„Und Kaninchen," fügte Ralph hinzu, „und Reitpferde und Turteltauben und Hunde."

„Ein Windspiel mindestens!" rief Blanka. „Ich liebe die Windspiele — sie stehen so gut auf Gemälden neben stolzen Damen in schwarzen Seidengewändern. Und dann weißt du, lieber Ralph, so eine große, zierliche, schön geschliffene, goldberänderte Glaswanne müssen wir auch haben, mit herzigen kleinen Molchen und Salamanderchen und drolligen Schildkrötchen . . ."

„Da haben wir's!" rief der junge Mann. „Bis vor kurzem pflegtet ihr Frauenzimmerchen hell aufzuschreien, wenn euch eine Maus über den Weg lief, fielet vor einer Kröte in Ohnmacht und littet kein Getier um euch als etwa ein Hündlein oder Kätzchen oder einen Kanarienvogel im Bauer, und jetzt hätschelt ihr Molche und Drachen und was weiß ich für klebriges, glitschiges Gezücht!"

„Schweig' still, Ralph, das verstehst du nicht!" entgegnete Blanka ernst; die kleinen Molche sind recht artige Tierchen! Und diese alten, steifen, schnörkelhaften Möbel," fuhr sie fort, „die werfen wir ins Feuer und richten es uns wohnlich und

traulich ein; ganz einfach, aber behaglich. Nur mein Schlafgemach, das muß zum mindesten so prächtig sein wie dieses da!"

„Ganz recht," sagte Ralph, freudig zustimmend; „das wollen wir zu einem kleinen Paradiese gestalten. Und das reservieren wir für uns ganz allein. Da hinein darf niemals ein Dritter den Fuß setzen. Da vereinigen wir alles, was schön und prächtig ist. Da trägst du Purpurhemden und Schlafröcke von gelber Seide. Tausendundeine Nacht muß da verwirklicht werden, und alle Glückseligkeiten des Schlaraffenlandes dazu!"

Bis ins kleinste wurden die Herrlichkeiten des Wundergemachs und das ganze übrige Hauswesen und Familienleben besprochen und festgestellt.

Dazwischen hatte der Papagei von Zeit zu Zeit sein „Bum! Bum! Bum!" vernehmen lassen. Jetzt aber begann er plötzlich denselben Ruf so laut herauszustoßen, daß es durchs ganze Haus schallte, und daß die beiden ihr eigenes Wort nicht mehr hörten.

Durchs Fenster blickend, sah Ralph einen Alten, wie ihn der Diener beschrieben, von der Stadt her den Berg heraufkommen.

Es war ein ausgedörrtes Männchen mit einem grobknochigen, faltigen, stark grimassierenden Gesicht und kleinen, boshaft zwinkernden Augen.

Ralph verließ das Gemach, und nach wenigen Augenblicken zurückgekehrt, sagte er, zufrieden lächelnd: „So! Nun sind die Tore der Festung geschlossen, die Zugbrücke ist aufgezogen, die beiden Verbündeten des Feindes sind durch einen listigen Handstreich hinter Schloß und Riegel gesetzt und unschädlich gemacht, die Mauern sind fest und die Besatzung trotzt jeglichem Angriff!"

So sprechend, nahm Ralph aus dem Kleiderschranke des Alten einen großgeblümten Schlafrock und eine Sammetkappe und bekleidete sich damit, während Blanka aus einem Schranke, der in einem Vorgemache stand, und in welchem die Kleider der Haushälterin aufbewahrt wurden, sich ebenfalls in entsprechender Weise vermummte. Nachdem so jener dem alten Harpagon, diese der Haushälterin so ähnlich als möglich sich herausstaffiert, wobei ihnen die schauspielerische Übung zustatten kam, traten sie beide auf den Balkon hinaus und

nahmen dort gemächlich Platz, Ralph aus einer langen Pfeife rauchend, die er gefunden, Blanka sich in eine gleichfalls dem Schranke der Haushälterin entlehnte alte Postille vertiefend.

Der herankommende Alte erblickte die Fremden auf dem Balkon und erschrak. Und war das nicht gar eine Art von Spiegelbild seiner selbst und seiner alten Veronika? Einen Augenblick blieb er starr vor Erstaunen, dann wollte er hastig ins Haus eintreten. Aber die Tür war verschlossen. Er pochte stark. Niemand öffnete.

„Kaspar! Veronika!“ schrie er ungeduldig, indem er fortfuhr, giftige Blicke nach dem Balkon hinaufzuwerfen.

Aber Kaspar und Veronika fanden ihre eigene Türe von außen versperrt, konnten ihm nicht helfen.

Wieder pochte er, und als dies nichts nützte, rief er zuletzt die auf dem Balkon Sitzenden an, deren schweigende Ruhe ihn empörte. Was dies bedeuten solle? fragte er. Mit welchem Rechte sie sich's so unverschämt bequem machten in seinem Hause?

„Mein Herr,“ gab Ralph zurück, sich vom Balkon herunterbeugend, „ist dies die Manier eines gebildeten Mannes, die Gastfreundschaft eines anständigen Hauses in Anspruch zu nehmen? Statt ruhig an die Tür zu klopfen und Ihre Karte abzugeben, lärmen und schreien Sie draußen wie ein Betrunkener, der in später Nacht Einlaß fordert an der Tür einer schon geschlossenen Kneipe!“

„Dies ist mein Haus!“ kreischte der Alte, begann neuerdings zu toben und drohte, nach dem Polizeihause zu gehen!

„Tun Sie das,“ sagte Ralph, „und erkundigen Sie sich dort nach der Nummer Ihrer Wohnung, die Sie vergessen zu haben scheinen. Sie werden erfahren, daß Sie im Irrtum sind, wenn Sie glauben, daß ...“

„Kaspar! Veronika!“ schrie der Alte dazwischen, lief in seinem Zorn wie eine Bachstelze umher und grimassierte entsetzlich.

„Mein Herr,“ sagte Ralph, „ich wiederhole Ihnen, daß wir niemanden empfangen. Lassen Sie friedliche Leute ungestört, die nichts verlangen als Ruhe für ihre Flitterwochen!“

Neues Poltern an der Tür. „Kaspar! Veronika! in Teufelsnamen, öffnet, oder ich ...“

„Verehrungswürdiger Greis!“ begann Ralph von neuem;

„kommen Sie der Tür nicht zu nahe! Unser Kettenhund ist bissig, und unsere Hausmagd führt einen scharfen Besen; sie versteht sich darauf, zudringliche Schwalben, die durchaus hier zu Hause sein möchten, hinwegzufegen!“

„Weg da von meinem Balkon!“ rief der Alte, außer sich vor Wut; „weg da, freches Gesindel, oder ich werfe euch diesen Feldstein da an die Köpfe!“

„Nur zu, zornige alte Hummel!“ gab dem erbosten Harpagon von unten der Harpagon von oben zurück. „Wir haben tüchtige Fliegenklatschen dahier und werden uns gegen deinesgleichen zu verteidigen wissen.“

„Das mir, dem Besitzer des Hauses?“ schrie der Harpagon von unten und spuckte vor Grimm um sich.

„In Ihren Jahren noch solche Fastnachtsscherze!“ rief lachend der Harpagon von oben. „Schämen Sie sich, Herr! Entfernen Sie sich! Sie sehen, es herrscht hier keine Geneigtheit, auf Ihre plumpen Späße einzugehen!“

„Bei allen Teufeln, wer treibt plumpe Späße, Herr, Sie oder ich?“ schrie der Harpagon von unten. „Öffnen Sie! Zum letzten Male sei es gesagt!“

„Sie heulen ja,“ entgegnete mit kaltem Hohne der Harpagon von oben, „Sie heulen ja um Einlaß, als ob es draußen stürmte und hagelte! Was wollen Sie bei diesem prachtvollen Wetter? Sie können getrost Ihren Weg im Freien noch eine Weile fortsetzen, ohne fürchten zu müssen, sich einen Schnupfen zuzuziehen!“

Der Harpagon von unten sagte nichts mehr. Wütend stürzte er von dannen, um die Hilfe der Polizeibehörde und der Nachbarsleute in Anspruch zu nehmen.

„Schade, daß wir kein Publikum da hatten!“ sagte Ralph zu Blanka. „Wir haben, glaub' ich, das Stückchen Komödie gut gespielt, am besten aber der Alte.“

Das lustige Paar hatte also noch eine kleine Frist. Es benützte dieselbe dazu, den Eichhörnchen zuzusehen, die vom Walde herunterkamen und einen Zaun entlang tanzten, von wo sie sich auf einen alten großen Nußbaum schwangen, um ihn zu plündern und seine Früchte für ihren Wintervorrat hinwegzutragen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam der Alte zurück, einen dickleibigen Herrn an der Seite, an dessen Amtsrock die

metallenen Knöpfe in der Sonne funkelten, und der sich mit einem großen farbigen Tuche den Schweiß vom kahlen Vorhaupt wischte. Es war der Polizeibeamte. Vor ihm schritten ein paar bewaffnete Diener der öffentlichen Sicherheit; eine Anzahl von Nachbarsleuten, wie sie auf die Nachricht von diesem wunderlichen Vorfalle zusammengelaufen waren, schloß sich an.

Ein angeblich blinder Bettler, der in der Nähe an einer Brücke saß, schlug sich hinter die Büsche, als er die Organe der Gesetzlichkeit herankommen sah. Aber Harpagon zog ihn beim Kragen hervor und denunzierte ihn dem Polizeibeamten als Landstreicher.

Jetzt war die Truppe vor dem Hause angelangt. Ein stämmiger Mann in Hemdärmeln, mit berußtem Gesicht, trat hervor und begann mit Eisengerät am Schloß der Tür zu hantieren.

Der Augenblick konnte nicht fern sein für die beiden lustigen Vögel, sich in der beabsichtigten Weise durch die Hintertür gegen den Wald hin aus dem Staube zu machen.

Während sie in der Tat sich anschickten, das Gemach zu verlassen, kreischte es auf einmal hinter ihnen: „Blanka! Blanka!"

Es war, als ob sie jemand eindringlich zurückriefe.

Erstaunt wandten sie sich um; es war niemand da als der alte Papagei, dem es in diesem Augenblicke wieder einmal gefiel, statt seines gewöhnlichen Lieblingsrufes jenen älteren, halb vergessenen hören zu lassen. Er wiederholte denselben, hin und her hüpfend, mit großer Lebhaftigkeit immer von neuem.

Betroffen blickten Ralph und Blanka sich an.

Plötzlich tat Ralph einen kurzen Schrei, und Blanka wußte nicht, ob er toll geworden oder was es sonst sei, daß er auf sie zustürzte, ein Medaillon an sich riß, das sie am Halse trug, es öffnete, einen Blick darauf warf, zuletzt mit einem Freudenschrei Blanka ungestüm an den Händen faßte und, ohne weiter ein Wort zu sagen, wie verrückt mit ihr im Gemache umhertanzte.

„Weißt du, was ich entdeckte?" stieß er endlich hervor, stillstehend, als ihr der Atem ausging. „Wer ist diese Frau?" fuhr er fort, auf das im Medaillon enthaltene Miniaturbild weisend.

„Meine Mutter!" erwiderte Blanka.

„Gut! Nun betrachte das Bild hier an der Wand!“

Er faßte sie und hob sie mit kräftigen Armen empor, bis sie imstande war, das stark beschattete Bild genau ins Auge zu fassen.

„Wer ist das?“ fragte Ralph.

Blanka glitt fast ohnmächtig aus den Armen Ralphs auf den Boden herab.

„Gott im Himmel, wir träumen doch nicht etwa?“ rief sie mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Nun wäre ja mit einem Male erwiesen,“ fuhr sie fort, „daß“ ...

„Daß du die rechtmäßige Erbin und Herrin dieses Hauses bist!“ fiel Ralph ein; gewiß! und daß Harpagon“ ...

„Vor der Tür bleiben muß,“ ergänzte Blanka, „wenn ich ihn nicht begnadige, den alten Sünder, der, wie mir nun klar ist — alte, längst verblaßte Erinnerungen tauchen in meiner Seele wieder auf — die kleine Blanka beiseite schaffte, sie dem Direktor einer wandernden Schauspielertruppe übergab“ ...

„Ja, und ohne Zweifel durch bestochene Zeugen ihren Tod erhärtete, um das ganze schwesterliche Erbe an sich zu bringen.“

„Nun bleiben wir, Ralph!“ —

Er faßte sie wieder um den Leib und schwang sie hoch empor vor Freuden, nahm sie dann auf seine Arme wie ein Kind und küßte sie zärtlich.

Jetzt aber eilten die beiden hinunter an die Pforte des Hauses, öffneten die Flügel derselben weit und standen so mit einemmal vor den Einlaßheischenden freundlich lächelnd da, wie bereit zum Empfange werter und willkommener Gäste, worüber der Alte und der Polizeibeamte ganz betroffen waren und einen Moment zögerten, einzutreten, so daß sie von den nachdrängenden Neugierigen fast über den Haufen gestoßen wurden.

In diesem Augenblick aber flog auch schon Blanka dem Alten an den Hals mit dem Ausruf:

„Kennst du mich denn nicht, Onkelchen? — Ich bin ja dein Mühmchen — dein Mühmchen Blanka — die so lange verloren geglaubte und nun wiedergefundene Blanka!“

So rief sie, und wie früher mit Ralph, so tanzte sie jetzt

mit dem Alten toll umher. Diesem aber versagten die Knie. Mit schlotternden Gliedern ließ er auf einen Stuhl sich nieder, und er wäre in Ohnmacht gesunken, wenn nicht Blanka mit dem Zuruf: „Herzensonkelchen! Ich bin's ja, dein liebes Mühmchen!“ ihn immer wieder geweckt und aufgerüttelt hätte.

Was sollte er tun? Sie war es! Sie lebte! Sie wußte alles!

Er schloß, immer wieder auf seinen Stuhl zurücksinkend, die Augen und überlegte.

Dabei scholl immerfort durchs Haus der gellende Ruf des Vogels: „Blanka!“

Zuletzt erhob sich der Alte hüstelnd, würgte mühsam einige begrüßende Worte hervor und erklärte mit sauersüßer Miene den Anwesenden, der ganze Vorfall beruhe auf einem Scherz der beiden jungen Leute, seiner Verwandten, alles habe sich nun hinlänglich aufgeklärt.

Dabei sah er den beleibten, müden Polizeibeamten scheu und mißmutig von der Seite an, als wünsche er ihn zu allen Teufeln. Dieser wischte sich neuerdings mit seinem großen Tuche den Schweiß von der Stirn, und da er nicht recht wußte, was er denken sollte, so dachte er gar nichts.

Die anderen Mitgekommenen standen gaffend da und sahen aus wie Leute, die geneigt sind, an der Theaterkasse ihr Geld zurückzufordern, nachdem das Stück, welches auf dem Zettel gestanden, abgesagt worden.

Mit kurzem Danke wollte sich der Alte von seinen herbeigerufenen Helfern verabschieden.

Aber das muntere junge Weibchen unterbrach den Stammelnden, indem es an alle Anwesenden im Namen seines „lieben Onkelchens“ die freundliche Einladung richtete zu einem kleinen Imbiß und Freudentrunke, wozu denn auch der Alte, wollend oder nicht, gute Miene machen mußte, während sie selbst sofort aus den Vorratskammern das Nötige herbeischaffte und in freigebigster Weise die Wirtin machte. —

Harpagon fügte sich in sein Schicksal. Blanka überließ ihm insgeheim einen Teil des ihr zufallenden mütterlichen Erbes. Das Landhaus mußte er räumen und durfte nichts mit sich fortnehmen als den Kettenhund Mordax und die alte Haushälterin. Das junge Pärchen aber richtete sich's ungefähr so ein, wie es bei der Flasche goldgelben Tokaiers

war verabredet worden. Die Liebe, der Genuß, die Jugend, die Poesie waren mit ihnen eingezogen. Lüfte des frischesten Lebens durchwehten von jetzt an die früher so dumpfen Gemächer. Die morgendlich zwitschernden Vögel und selbst die Brummfliegen wurden gelitten, und am Tore nisteten ungehindert die Schwalben.

Der alte Papagei blieb, wie sich von selbst versteht, bei dem glücklichen Paare.

Als ein Jahr verstrichen war, schenkte Blanka ihrem Ralph einen rosigen Knaben, und der Vogel begrüßte festlich das Erscheinen desselben mit hundertundeinmal hintereinander ausgestoßenem „Bum!“ wie die Geburt eines Kronprinzen.

Der Ungemütliche.

Ich fuhr eines Tages, auf einer Reise begriffen, durch das Städtchen X., und während die müden Postgäule den Marktplatz entlang trabten, kam ich an einem Wirtshause vorüber, aus welchem soeben ein Mensch herausgeworfen wurde. Die Gewalt des Wurfes war eine so heftige gewesen, daß der arme Teufel auf der Straße sich nicht wieder aufrichten konnte und hilflos dalag, während der Schwarm lustiger Gesellen, der ihn solchergestalt über die Schwelle befördert hatte, singend und lärmend sich wieder in das Gastgemach zurückzog, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Halb aus Mitleid, halb aus Neugierde ließ ich halten, stieg aus dem Wagen, half dem Unglücksvogel auf die Beine, und da ich merkte, daß er sich im Fallen stark beschädigt, überdies auch sonst das Ansehen eines krüppelhaften Menschen hatte, denn er war lahm an einem Fuße und auf einem Auge blind, so nahm ich ihn zu mir ins Gefährt und erreichte gleich darauf die Herberge, in welcher ich die Nacht zuzubringen gedachte. Dort ließ ich ihn zu Bette bringen und einen Arzt rufen, dem ich ihn empfahl, denn er schien mir der Pflege gar sehr zu bedürfen. Im übrigen gönnte ich ihm auch, da er mühsam sprach, die nötige Ruhe und wollte ihn für den Rest des Abends mit Fragen nicht weiter behelligen.

Den andern Morgen ging ich zu ihm hin, fand ihn in

einer ziemlich schlechten Verfassung, denn er hatte durch den Fall eine starke Erschütterung der Brust erlitten, und der Arzt erklärte unter vier Augen den allgemeinen Zustand des gebrechlichen Mannes für einen bedenklichen.

„Wie kam es nur," fragte ich, mich ans Bett zu dem Kranken setzend, „daß Euch von jenen Gesellen in der Schenke eine so unglimpfliche Behandlung widerfuhr?"

„Wie es kam?" erwiderte er. „Ach, das kam so, lieber Herr. Die muntern Gesellen, die in jener Gaststube beisammensaßen, das waren lauter gemütliche Leute, und ich, müßt Ihr wissen, Herr, ich bin, wie die Leute sagen, ein ungemütlicher Mensch. Und das eben, Herr, das ist der Fluch meines Lebens immer gewesen, daß ich ein ungemütlicher Mensch bin, wofür ich gar nichts kann, da ich mir zeitlebens alle erdenkliche Mühe gegeben habe, ein gemütlicher Mensch zu werden, wie die andern Leute, aber vergebens. Schon als kleinen Knaben hat mein seliger Vater, Gott tröst' ihn! mich lahm geschlagen — daher mein Hinken auf einem Beine — weil mein Bruder etwas verbrochen hatte. Diesen wollte er nämlich nicht schlagen, weil er ein allzu gemütlicher Knabe war.

Mein Bruder wurde, eben weil er ein gemütlicher Knabe war, von allen Leuten und insbesondere von den Frauen gehätschelt und geliebkost, und wenn Besucher ins Haus kamen, oder Verwandte und Freunde uns auf der Straße begegneten und mit uns sprachen, so sahen sie immer nur meinen Bruder dabei an und richteten ihre Worte immer nur an meinen Bruder; über mich glitten sie mit den Augen hinweg, als ob ich in einer Tarnkappe steckte.

In der Schule sah ich, wie andere Knaben, wenn sie etwas verbrochen, von den Lehrern mit Lächeln zurechtgewiesen, höchstens ein wenig beim Ohrläppchen gezupft, oder bei den Härchen ein klein wenig gezogen, oder mit der Rückseite der flachen Hand auf die Wange getätschelt wurden — ich dagegen, selbst wenn ich mich sehr brav benommen und ausgezeichnet hatte, mit sauersüßer Miene kurz belobt und dabei mit Augen angesehen wurde, als ob ich eigentlich Prügel verdient hätte.

Wenn meine Geschwister oder Kameraden einen schlimmen Streich ausführen wollten, so nahmen sie mich nicht dazu und taten es heimlich vor mir, denn ich war ihnen zu wenig gemütlich.

Kleine Kinder, Hunde, Katzen u. dgl. gaben sich auch nicht gerne mit mir ab und wichen mir aus, obgleich ich ein Freund von ihnen war. Ich machte daher vielerlei Versuche, sie durch ein entgegenkommendes Benehmen für mich zu gewinnen, aber nichts wollte verfangen. Wenn ich die Katzen streichelte, so kratzten sie mich, wenn ich die Hunde an mich lockte, so bissen sie mich in die Wade, und sah ich ein Kindlein in der Nähe nur so ein bißchen liebreich an, so begann es zu strampeln und zu schreien, als stecke es am Spieße.

Nachdem ich herangewachsen, wurde ich in eine Kanzlei getan und schlug die Beamtenlaufbahn ein. Es kam die Zeit, wo ich der Nächste war, in eine höhere Stelle vorzurücken. Aber es wurde mir derjenige meiner Kollegen vorgezogen, der dem Chef der Kanzlei immer beim An- und Ausziehen des Überrocks behilflich war. Ich wollte mich in ähnlicher Weise gefällig erzeigen und reichte dem Vorgesetzten beim Fortgehen, dienstwillig vorspringend, Hut und Stock. Aber er sah mich grämlich an und murmelte unwirsch etwas in den Bart, und meine Amtskollegen nannten mich von da ab einen Speichellecker und Heuchler. Bei der nächsten Vorrückung wurde mir derjenige vorgezogen, von welchem der Vorgesetzte wegen seines guten Humors sich auf Reisen begleiten ließ; bei der dritten derjenige, auf welchen die ältliche Nichte des Vorgesetzten ein Auge geworfen hatte. Von mir ließ der Chef sich weder Hut noch Stock reichen, noch auf Reisen begleiten, noch gab er mir seine Nichte — denn ich war ein ungemütlicher Mensch.

So kam ich nicht weiter im Amte und zuguterletzt wurde ich gar entlassen. Warum? Ach Gott, weil ich ein ungemütlicher Mensch war.

Jetzt wendete ich mich dem Kaufmannsstande zu; aber kein Mensch wollte etwas von mir kaufen, weil ich nicht gemütlich mit den Leuten zu reden wußte.

Nach dem Tode meiner Eltern und meines höchst gemütlichen, aber leider am Delirium tremens zugrunde gegangenen Bruders fiel mir ein kleines Erbe zu, mit welchem ich ein Bauerngütchen ankaufte, das ich nunmehr zu verwalten mich anschickte, wobei ich vor allem nach einer passenden Helferin und Lebensgefährtin mich umsehen zu müssen vermeinte.

Ich hatte aber große Schwierigkeiten, eine Frau zu bekommen. Die ländlichen Schönheiten fanden zu wenig Kurzweil bei mir, schämten sich meiner auf den Tanzböden und hielten sich lieber an die flotten, lustigen Burschen. Wenn ich hernach mich zusammennahm und es machen wollte wie die Gemütlichen, und auch einmal einen Scherz bei solch einem Mädchen riskierte, so bekam ich wohl gar eine Ohrfeige.

Endlich fand sich doch ein weibliches Wesen, das mich nehmen wollte, vielleicht nur um unter die Haube zu kommen. Aber es war ein Geschöpf von übelstem Humor. Und wenn ich sie aufheitern, oder nach einem Zank versöhnen und beschwichtigen wollte, so konnte ich ehrlicher Kerl mit aller gutgemeinten Beredsamkeit in einer Stunde nicht so viel bei ihr ausrichten als irgendein Taugenichts mit drei verlogenen, aber „gemütlichen" Worten bei so einem Weiblein auszurichten vermocht haben würde.

Sie betrog mich auch und verließ mich zuletzt, nachdem sie mir vorher noch ein Auge ausgekratzt — weshalb ich, wie Ihr seht, außer dem, daß ich hinke, auch einäugig bin. Aber recht behielt sie doch vor aller Welt. Man brauchte mich ja nur anzusehen und man wußte sogleich, daß ich ein Ungeheuer, sie aber ein Engel sein mußte ...

Ja, worin lag denn das eigentlich, daß ich ein so ungemütlicher Mensch war? Ich gab mir doch, wie gesagt, viele Mühe, gemütlich zu sein, heiter und lustig auszusehen, aber, obwohl ich glaubte, geradeso oft zu lachen oder einen Scherz zu machen, wie andere Leute auch, so geschah es mir doch häufig, daß, wenn ich lachte, ein Anwesender mich ganz verdutzt ansah und behauptete, es sei doch eine Merkwürdigkeit, mich lachen zu sehen, und er hätte nicht geglaubt, daß ich es könnte.

Ich war oft so fröhlich innerlich im Herzen, hätte manchmal sogar auch hell aufjauchzen oder mitjubeln mögen mit dem Fröhlichen, mitten in der schönen Gottesnatur, oder sonst — aber es war, als ob ich keine Kehle hätte zum Jauchzen und Jodeln und keine Beine zum Springen und Tanzen, und da hieß es denn: „Der hat kein Gemüt — man sieht's ihm an — den rührt nichts und freut nichts — ein Klotz ist's und ein Griesgram, ein sauertöpfischer Kerl ..."

Es war wirklich an dem, daß sozusagen kein Hund ein Stück Brot von mir nehmen wollte.

Und ich meinte es doch gut.

Wenn ich mich unterwegs einem Wanderer anschließen wollte, so schlug er alsbald unter irgendeinem Vorwand seitwärts einen Feldweg ein, so ungefähr, wie man einem verdächtigen Menschen ausweicht.

Wenn ich einen Betrübten trösten wollte, so weinte er nur noch stärker als zuvor, wurde ungehalten und sagte mir Grobheiten, als ob ich ihm Gott weiß welche Beleidigung angetan hätte.

Wenn ich einem Bedürftigen durch ein Darlehen aus der Not half, so äußerte er zu den Leuten mit einem Blick gen Himmel, es sei traurig genug, in die Hände der Geldmäkler und Wucherer zu fallen. Und wenn ich einem Armen etwas schenkte, so sah er das Geldstück an, ob es nicht etwa falsch sei . . .

Duldete ich Spinnen an meinen Wänden, und Schwalben die in meinem Hause nisteten, so nannte man mich einen unreinlichen Patron, und fegte ich sie weg, so hieß es: „Da seht den gemütlosen Menschen!" —

Wenn ich in der Schenke neben munteren Kumpanen saß, so taten sie, als ob ihnen mein Gesicht das Getränk sauer mache.

Zuletzt wurde ich in einen großen und unangenehmen Prozeß verwickelt. Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung wendete die ganze Sache sich sonnenklar zu meinen Gunsten; selbst der Gegner hatte sein Unrecht eingestehen müssen. Aber die Geschworenen sprachen ihn dennoch frei, weil er ein sehr gemütliches Aussehen hatte.

Infolge dieses Prozesses verlor ich das bißchen, das ich besaß, und da eine überaus reiche Tante, auf die ich meine Hoffnung gesetzt hatte, mich zu Gunsten eines liebenswürdigen Windbeutels enterbte, so zieh ich seitdem verlassen, arm und krüppelhaft, wie Ihr mich gefunden, schier als ein Bettler in der Welt umher."

So erzählte der Mann, aber da er immer mehr ermattete, so empfahl ich ihm Ruhe und entfernte mich mit einigen Trostworten.

Den nächsten Tag fand ich ihn der Auflösung nahe. Er fühlte recht gut, wie es um ihn stand, und obwohl es ihm Mühe machte, zu sprechen, kam er doch wieder auf sein Schicksal zurück und flüsterte trübselig:

„Die Liebe stand an meiner Wiege nicht und auch an meinem Sarge wird sie nicht stehen. Und ich war doch auch ein Mensch, wäre gern geliebt worden und hätte gern geliebt. Ich hatte danach zeitlebens ein Verlangen, so groß, so heiß, daß ich es nicht beschreiben kann. Aber die Natur hatte den schlimmsten aller Flüche auf mein Haupt gelegt: den der Ungemütlichkeit. Und so bin ich zu Tode gezaust worden, wie die Eule, die sich bei Tag unter die anderen Vögel mischen will."

So klagte er; nach einiger Zeit aber flog ein Lächeln über sein Antlitz und er begann wieder:

„Ich weiß doch einen, der sich nicht im geringsten darum kümmert, ob ich ein jovialer Bursch, oder ein langweiliger Kauz gewesen bin. Das ist der Todesengel, der mir jetzt unter den Arm greift und mich einführt zur ewigen Ruhe. Der Tod umfaßt die Gemütlichen und die Ungemütlichen mit gleicher Milde und Freundlichkeit. Die Stätte der letzen Rast kann keinem verwehrt werden und das Recht des süßen ewigen Schlafes ist gleich für alle." —

So sprach er und verschied.

Armer Teufel, wirst du recht behalten mit der Hoffnung deines letzten Augenblicks? Vielleicht täuschtest du dich und dein Schicksal ist auch jetzt noch nicht versöhnt. Ruhe dich geschwind ein wenig aus vom Ungemach deines unglückseligen Daseins; ich fürchte, nach wenigen Wochen oder Monaten wirft der Totengräber deine sterblichen Reste aus dem Grabe, um an ihrer Statt die Gebeine eines gemütlichen Halunken hineinzubetten.

Ballgespräche.

I.

Ist es Galanterie oder Scherz, daß Sie den Frauen so entschieden den Vorrang vor Ihrem Geschlechte einräumen?

Weder das eine noch das andere, mein schönes Fräulein; ich spreche meiner Erfahrung und innersten Überzeugung gemäß.

Und doch wüßte ich nicht, was wir eigentlich vor den Männern voraushaben sollten; es müßte nur dies sein, daß wir etwas gewissenhafter sind und uns vieles als Ver-

brechen anrechnen lassen, was die Männer oft nur allzu leicht zu nehmen pflegen.

Allerdings stehen die Frauen in der Moralität weit höher, als das starke Geschlecht. Jedoch nicht aus dem Grunde, den Sie, mein Fräulein, soeben angaben, sondern vielmehr darum, weil die Frauen schon seit uralten Zeiten begriffen, daß, genau genommen und wohlverstanden, „Sei schön!" der oberste Grundsatz aller Moral ist.

Wieviel aber muß das Weib dem Manne zugestehen, worin eben nur er sich zu betätigen und auszuzeichnen ein Recht hat?

Das wäre?

Z. B. im Kriege, als Eroberer, als siegreicher Held.

Sie machen mich staunen, mein Fräulein; ich wußte nicht, daß die Frauen in der Eroberungskunst etwas zu wünschen übrig lassen. Und was die „siegreiche Heldenschaft" anlangt, so bitte ich doch nicht zu vergessen, wie viele Barbaren die zarte Hand der Frauen gezähmt, nachdem die Eisenfaust der Helden erfolglos an ihnen erlahmt war!

Ich habe von einem Römer gelesen, der seine Hand ins Feuer streckte und verkohlen ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen. Wo fände sich je bei einem Weibe ein solcher Mut, eine solche Standhaftigkeit in der Ertragung von Schmerzen?

Was ist die Tat jenes Römers gegen den Heroismus, mit welchem die Frauen zuweilen ihr Herz im Feuer verzehrender Liebe verkohlen lassen? Auch sah ich einmal ein Mädchen, das nicht etwa seinen Arm, sondern sein „Liebstes auf Erden", die Haarlocke des einstigen Geliebten, auf Begehren ihres Bräutigams ins Feuer hielt und verknistern ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen.

Ich glaube gar, Sie fallen bereits aus der Rolle und werden satyrisch! Um so sicherer ist mir der Sieg in diesem Streite. Sagen Sie mir doch gefälligst, sind nicht alle wichtigen Erfindungen von Männern gemacht worden?

Nicht alle. Gerade die einflußreichsten und wirksamsten rühren von Frauen her.

Die wären?

Das Schmollen, die Migräne, die Koketterie, die Kunst, in jedem beliebigen Augenblick einen gelinden Strom von Tränen zu vergießen ...

Spötter! Am Ende geben Sie uns auch noch in der Gelehrsamkeit den Vorzug?

Warum nicht? Die Frauen sind geborne Philologen; denn abgesehen von einer gewissen natürlichen Beredsamkeit und Sprachgewandtheit, die man ihnen mit Recht zuschreibt, besitzen sie z. B. eine erstaunliche Kenntnis der Augensprache, ohne jemals eine Grammatik derselben in Händen gehabt zu haben. Was die Physik betrifft, so weiß jedermann, wie gut sie sich namentlich auf die magnetischen und elektrischen Wirkungen verstehen; als Heilkünstlerinnen tun sie bekanntlich Wunder und in der Astronomie haben sie sich namentlich durch den Eifer ausgezeichnet, mit welchem sie sich dem Studium des Mondes widmen. Ja, noch mehr: die tiefsten Geheimnisse der Magie, unerfaßt vom heutigen Wissen der Männer, bewahren die Frauen noch immer und üben sie mit zarten und doch kräftigen Händen. Im Mittelalter, als nur Alte und Häßliche sich mit dieser Kunst befaßten, verbrannte man diese als Hexen; seit aber die Jungen und Reizenden sich ihr zugewendet, pflegt man die Sache nicht mehr so strenge zu nehmen.

Ich erkläre mich noch lange nicht für geschlagen. Die großen Rätsel der Welt und des Lebens, über welchen so viele Weise gebrütet und noch brüten — wie wenig haben sich an ihrer Lösung die Frauen beteiligt!

Verlangen Sie eine solche Beteiligung nicht, mein Fräulein! Die Frauen haben es fürwahr nicht nötig. Auf das ewige „Woher?“ der Philosophen finden sie eine sehr naheliegende Antwort. Sie sehen gar nichts Wunderbares im Wesen und Wirken der Natur; das Geheimnis derselben wiederholt sich in ihnen selbst so schön, mit so vergeistigtem Reiz umkleidet, daß sie an keine weitere Fragen denken. Das Ei des Welträtsels ist für sie von keiner Kalkschale umgeben, die sie erst zu bebrüten und zu durchbrechen hätten . . . Doch, Vergebung, ich verliere mich da schon ein wenig ins Mystische . . .

So viel verstehe ich doch, daß Sie mich aus allen meinen Verschanzungen drängen wollen. Werden Sie nicht wenigstens zugeben, daß es weit mehr Künstler und Dichter, als Künstlerinnen und Dichterinnen gegeben hat?

Alle Kunst der großen Maler, Bildhauer und Architekten

verschwindet gegen die der Frauen: sich selbst zum Kunstwerke zu machen. Nicht mehr wie Künstler an rohem, äußerem Stoffe, sondern am eigenen Leibe verkörpern sie, wie selige Götter, das Ideal der Schönheit. Und was die Poesie betrifft, die Gabe, poetisch zu empfinden und wunderbare Gemütstiefen in holder Rede zu offenbaren, da sagen Sie mir ja nichts mehr, mein schönes Fräulein, von einem Vorrange der Männer. Denn bei diesem Punkte müßte ich den letzten Anhauch von Scherz und Ironie abstreifen und meine Bewunderung der Frauen müßte doppelter Ernst werden. Ich kannte ein Mädchen, das nach langem Weinen über den Verlust des Geliebten, der sie verlassen, sich endlich mit den Worten tröstete: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken!“ Dieses einfache Wort entzückte mich.

Mag sein, daß wir Frauen das besitzen, was Sie Gemütstiefe nennen; ganz gewiß aber fehlt uns der Witz der Männer, die schönen Gedanken und geistreichen Einfälle, worin diese, namentlich Damen gegenüber, sich überbieten, freilich oft auf Kosten der Wahrheit.

Nicht einmal das kann ich Ihnen zugeben, mein Fräulein. Ein junges Mädchen hatte mir eine Rose geschenkt. Nach einigen Wochen sagte ich ihr: „Ihre Rose blüht noch immer. Wissen Sie warum?“ — „Nun?“ — „Weil sie von Ihnen ist.“ — „Nein“, sagte sie, „weil sie bei Ihnen ist!“ — Auf diese Rede ging ich nach Hause, durchmusterte einige Dutzende von Sammlungen lyrischer Liebesdichter und beschloß, da ich im Suchen bald ermüdete, die nächsten tausend Dukaten, die ich erübrigen würde, als Preis für denjenigen auszusetzen, der aus sämtlichen erotischen Gedichten, gedruckt in diesem Jahr, einen hübscheren Einfall nachwiese, als derjenige war, mit welchem jenes Mädchen mich überraschte. —

II.

Ach, Sie wollen mich außer Atem tanzen!

Um Gottes willen, nichts weniger als das, mein liebes Fräulein! Im Gegenteile, ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Ihr Atem noch ein volles Jahrhundert fortfahre, die zarte Woge Ihres Herzens so anmutig zu heben und zu senken, wie er es heute tut.

Ein volles Jahrhundert? Nein, das wünschte ich nicht!

Auch dann nicht, wenn gütige Götter den Liebreiz des jugendlichen Alters der Matrone bewahrten?

Was nützte mir das, wenn doch mein Herz alterte und das, was etwa von Verstand mir der gütige Himmel beschert hat?

Ich habe oft sagen gehört — und namentlich alle älteren Frauen behaupten es, meist im Tone elegischer Rührung — das Herz der Frauen altere niemals. In betreff des Verstandes erlauben Sie mir nur darauf hinzuweisen, wie sehr ohnehin die zweideutige Naturgabe kühlen Verstandes gegen das Himmelsgeschenk nie welkenden Reizes in Schatten treten würde! Das Beste, was der Verstand vermag, ist doch nur dies, seinem Besitzer den Weg zum Glücke zu bahnen. Das tut aber beim weiblichen Geschlechte viel besser und sicherer die Schönheit. Das liebenswürdige weibliche Wesen also...

Bedarf des Verstandes nicht? — Danke! — Man kann nicht galanter und ungalanter zugleich sein!

Bitte! ich gebe mich gern überwunden und streiche die Segel vor einer Schönheit, welche den Verstand zum Bundesgenossen hat! Wenn Sie es verlangen, will ich gerne den Verstand anbeten: mit Ihnen vor einem Altare zu knien, kann unter allen Umständen nur ein hohes Vergnügen sein. — Aber wollen wir uns nicht wieder in den Strudel des Tanzes stürzen?

Entschuldigen Sie; ich bin noch sehr erhitzt. Meine Pulse schlagen.

Sie wollen also nur mit kaltem Blute tanzen?- Sie tanzen vielleicht überhaupt nicht gern?

O, leidenschaftlich gern!

Doch? — Nun, ich verstehe — es ist wieder der kühle, unerbittliche Herrscher Verstand, der sich in die Sache mengt, und dem Sie nun einmal, für diesen Abend wenigstens, Treue geschworen zu haben scheinen! — Das arme Herz — wie müßte es seufzen unter dieser dauernden Alleinherrschaft seines Gegners!

Unter dieser Herrschaft ist noch niemand unglücklich geworden.

Aber auch noch niemand glücklich! — Wie viele Freuden gibt es denn, zu welchen der Verstand nicht eine griesgrämige Miene macht?

Sie haben recht: So ist's z. B. gleich beim T a n z e! Man tanzt am Ende herzlich gern, aber der Verstand sagt: Bei Lichte besehen ist's doch kindisch und eine Torheit. Man betrachte nur einmal diese zwecklosen Schritte und Sprünge und Bewegungen! Ist das ganze Gebaren nicht eigentlich zum Lachen?

Um des Himmels willen — nicht weiter in diesem Tone, Fräulein! Sollten denn die Schritte und Sprünge und Bewegungen das eigentliche Wesen des Tanzes sein? Besteht die Lust des Essens in der Bewegung der Kiefern, die Wonne des Fliegens im Regen der Fittiche? Nein! Die im Tanzschwunge bewegten Glieder sind nur Organe eines innerlich-tätigen Lebens, eines höheren Genusses; Organe des „holden Wahnsinns", der himmlischen „M a n i a", die Platon zuerst beschrieb und die erhabner ist als aller irdische Verstand — Mutter des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Poesie, der Lust!

Ich verstehe Sie nicht!

Wie unverständig muß ich also gesprochen haben! Ach, Fräulein, lehren Sie mich Ihren „Verstand!"

Wollen Sie mich dafür Ihre platonische „M a n i a" lehren?

Ich nicht, Fräulein; meine Sache ist das nicht. Ich kenne nur einen, der diese Sache zu lehren weiß. 's ist einer mit goldenen Fittichen und mit scharfen, in süßes Gift getauchten Geschossen.

III.

Aber warum verlangen Sie denn gar so dringend, daß ich die Maske ablege?

Aus keinem anderen Grunde, schöne Dame, als weil mir das ganze Maskenwesen ein Greuel ist. Ist es nicht schrecklich, unter lauter „Larven" zu wandeln mit dem fühlenden Herzen in der Brust? Kann es einen unglücklicheren Einfall geben, als daß ein paar hundert hübsche Gesichter sich hinter schnöde Masken verstecken, so daß einem nun überall statt warmen frischen Lebens eine schauerliche tote Welt aus Pappendeckeln entgegenglotzt? Ist das menschliche Gesicht nicht schon Maske an sich genug? Muß auch noch eine zweite darüber kommen?

Sie sind ja ganz entsetzlich aufgebracht! Und vielleicht

mit Unrecht. Muß denn die Maske immer nur Schönes verbergen? Bedenken Sie doch, wie Sie vor manchem Gesicht erschrecken würden, wenn es sich Ihnen plötzlich enthüllte!

Seit ich im Breton de los Herreros die Geschichte von jenem Spanier gelesen, der durch voreiliges Erschrecken bei Gelegenheit einer Demaskierung sein bestes Glück verscherzte, würde auch ein häßliches Gesicht, hinter der Maske hervortretend, mir nicht so geschwinde die Fassung rauben. Und so kann ich denn wirklich nicht umhin, verehrte Dame, Sie wiederholt und dringend zu bitten ...

Halten Sie ein, mein Herr! Bevor von irgend etwas anderem die Rede sein kann, muß ich Sie bitten, mich erst die Geschichte von dem Spanier wissen zu lassen, der, wie Sie sagten, durch voreiliges Erschrecken bei Gelegenheit einer Demaskierung ...

Habe ich Ihre Neugier rege gemacht? Also Neugier gegen Neugier? Das freut mich herzlich und ich eile, Sie zu befriedigen. Denn für die Nichterfüllung unserer heißesten Wünsche gibt es keinen süßeren Trost, als den, wenigstens seinerseits einen Wunsch der Grausamen erfüllen zu können. Vernehmen Sie also das Schicksal des unglücklichen Spaniers. Er verfolgt eine reizende Maske und bestürmt sie, sich zu demaskieren. Nach langem Bitten gibt sie nach und nimmt die Larve ab. Der Jüngling aber prallt entsetzt zurück, denn aus einem lieblichen Gesichtchen starrt ihm nur um so widerwärtiger eine unförmlich große Nase entgegen, so häßlich, daß ihm die Sinne schwinden und er wie toll, mit einer mühselig gestammelten Entschuldigung, von dannen rennt. Nach einiger Zeit verfügt er sich ans Büfett, um durch ein Glas feurigen Weines die peinliche Erinnerung hinwegzuspülen. Da nähert sich eine Maske und nimmt dicht an seiner Seite Platz. Verstört blickt er auf ... und siehe da, die wohlbekannte, fatale Nase ragt ihm wieder entgegen! Lächelnd lispelt die Dame: „Ist das Eure Galanterie, Ihr Männer?“ — „Um des Himmels willen“, ruft der Entsetzte, „verzeiht mir, meine reizende Donna! Ihr seid liebenswürdig, sehr liebenswürdig, aber, offen gesagt ... diese Nase ... ja, diese Nase ... bei allen Heiligen, ich ertrage den Anblick nicht!“ Und damit wollte er neuerdings hinwegstürzen. Da versetzte aber die Dame: „Wenn Euch nur meine Nase ein

Dorn im Auge ist, so fahre sie hin!“ Und mit diesen Worten nahm sie die häßliche Nase aus dem Gesicht und präsentierte sie dem Erstaunten; an ihrer Stelle zeigte sich ein kleines und höchst liebenswürdiges Näschen, welches die reizende Dame sofort mit spöttischem Lächeln rümpfte, während sie mit einer leichten Verbeugung sich entfernte und den Verblüfften, die lange Nase in der Hand, stehen ließ.

Da sehen Sie nun, was bei hartnäckiger Verfolgung von Masken am Ende für Unheil sich ereignen kann!

Allerdings lehrt die erzählte Geschichte, daß man leider nicht immer ahnen könne, was einem bei Verfolgung von Masken Seltsames begegnen mag. Dafür gewährt sie aber auch den lehrreichen und unschätzbaren Trost, daß man sich vor einer häßlichen Nase nicht gleich zu entsetzen braucht, weil man nicht weiß, ob nicht etwa die Eigentümerin sie plötzlich herunternimmt und in den Winkel wirft.

Es wäre zu wünschen, daß diese tröstliche Lehre auch außer dem Ballsaale Verbreitung fände. Die Menschenkenntnis und Menschenliebe könnte dabei nur gewinnen.

Allerdings. Ich für meine Person habe mich schon öfter in der Lage jenes Spaniers befunden. Gar oft stieß mich irgendeine Äußerlichkeit an einem Menschen ab, und wenn ich vertrauter mit ihm geworden, da war mir's, als legte er jenes Häßliche ab, wie die Maske des Spaniers ihr Nasenfutteral, und strahlte mir entgegen in mangelloser Liebenswürdigkeit. Die Alten, mein schönes Fräulein — ich sage „Fräulein“, denn Ihre Stimme klingt mir entschieden mädchenhaft und sogar auch ein wenig bekannt — die Alten also ... aber Sie hören es vielleicht ungern, wenn ich von den Alten spreche? Verzeihen Sie, wenn ich einen Anlauf nahm, pedantisch zu werden ...

Was sollte ich denn gegen die Alten haben?

Ich meinte nur ... als junges Mädchen ... Sie haben also nichts gegen die Alten?

Nicht das geringste ... solange dieselben mir nicht etwa einen Heiratsantrag machen!

Sehr wohl! Die Alten also, mein schönes Fräulein, hatten Bildwerke, die von außen lächerliche und häßliche Figuren darstellten, innerlich aber schöne Götterbilder ent-

hielten, und mit einem solchen Götterbildfutterale verglich man den häßlichen, aber weltweisen Sokrates.

Sehr sinnreich! Auch die frühere Erzählung von der Doppelmaske gefällt mir. Sie machen einem wirklich Mut! Ich nehme also die Maske ab, um so dringenden Bitten nicht länger zu widerstehen, und wenn Sie hinter der Maske etwas finden, was Ihnen nicht gefällt, so nehmen Sie freundlichst an, daß es — eine zweite Maske ist!

Fräulein Irene? Ich dacht es halb. O tausend Dank für die holde Gewißheit!

Sie verzeihen mir also, daß ich nicht auch die zweite Maske ablege? Es ist mir leider nicht möglich!

Es gibt einen Magier, der diese letzte Demaskierung der wahrhaft Schönen an allen mit größter Leichtigkeit vollzieht.

Und wer ist dieser Magier?

Der Blick der Liebe! Vor dem Blicke des Liebenden entschleiert sich das Götterbild, und genau genommen, sieht eigentlich nur er die innere wahre Gestalt der reinen Schöne, während der kalte und oberflächliche Blick der anderen an der Maske haften bleibt!

Sehr richtig; aber ...

Kein Aber, mein schönes Fräulein, und überhaupt nichts mehr über diesen Punkt. Wenn uns jemand belauscht hätte, so würden wir tüchtig ausgelacht werden, daß wir in einer Ballnacht platonische Dialoge kommentieren. — Es ist erschrecklich heiß im Saale! — Ich gehe; soeben kommt der Herr Studiosus Quirl heran, ohne Zweifel um Sie zu fragen, wie Ihnen die letzte Spritzfahrt der „Cerevisia" gefallen hat. — Auf Wiedersehen!

Was mir bei einer Hellseherin begegnete.

In den Jahren 1864—1865 bot sich mir zu Triest wiederholt Gelegenheit, öffentlichen Produktionen von reisenden Somnambulen beizuwohnen, d. h. von Frauen, welche ihr Reisebegleiter und Magnetiseur vor dem versammelten Publikum in einen magnetischen Schlaf versetzte, während dessen sie Proben ihres Hellsehens gaben.

Zuerst kam Herr Guidi mit seiner somnambulen Gattin; ihm folgte Herr Meriggioli mit seiner Hellseherin, zuletzt Herr Castagnola mit einer „Hellseherin ohne Maske“. Der Leser wird erfahren, was unter letzterem Ausdrucke zu verstehen war.

Um desjenigen willen, was ich hier erzählen will, ist es nötig, daß ich zuvor einen Beweis für die völlige Unabhängigkeit und das entschieden Skeptische meines Standpunktes in Sachen des Somnambulismus liefere. Es fällt mir nicht schwer, diesen Beweis zu liefern. Ich hatte Veranlassung, mich über die erste Produktion des Herrn Guidi öffentlich auszusprechen, und ich tat es mit den folgenden sarkastischen Zeilen:

„Um Herrn Guidi, den Magnetiseur, zu sehen“ — so schrieb ich — „begab ich mich gestern abend ins Teatro filodramatico und fand daselbst ein ungewöhnlich großes Publikum versammelt. Es ist eben ein günstiger Zeitpunkt für solche, die unglaubliche Dinge produzieren; die hochgetürmten Bastionen moderner Damenhüte hindern den Ungläubigen, die Künste des Wundertäters allzuscharf ins Auge zu fassen, und das beständige Hüsteln, Husten und Räuspern einer infolge des rauhen Winters verschnupften Zuhörerschaft macht es dem Sachkundigen unmöglich, den Erklärungen, von welchen jene Produktionen begleitet werden, mit kritischem Ohr zu folgen. Ich selbst muß aus gleichen Gründen darauf verzichten, zu bestimmen, welche Farbenschattierung zwischen schwarz und weiß die Magie des Herrn Guidi einhält und inwiefern sie etwa ins dunstartig Blaue hinüberspielt. Ich will mich ganz objektiv ans Faktische halten. Die Somnambule des Herrn Guidi folgt mit geschlossenen Augen sowohl ihrem Magnetiseur selbst, als auch jedem, der sich mit diesem in magnetischen Rapport setzt. Herr Guidi vermindert oder verstärkt nach Belieben ihren Puls; er teilt ihren Armen oder auch ihrem ganzen Körper eine Steifheit mit, die sich nur brechen, nicht biegen ließe; er ruft Konvulsionen in ihr hervor und besänftigt sie wieder; er sticht sie in den Arm mit einer Nadel, ohne daß sie davon eine Empfindung hat. So weit ging in der Produktion das „Positive“, wie Herr Guidi sich ausdrückte; nun kam — das Nicht=Positive? Der „blaue Dunst“ vielleicht? Nein, Herr Guidi sagte, das Transzenden=

tale“: die „Clairvoyance“ und die „Ekstase“. Die Clairvoyance bestand darin, daß die Somnambule abwesende Personen charakterisierte, von welchen man ihr Briefe oder Ringe zeigte, oder daß sie beliebigen Herren aus der Zuhörerschaft auf Verlangen ihre Mütter beschrieb. In der „Ekstase“ begleitete sie musikalische Produktionen und selbst eine Deklamation mit vortrefflich studierten Attitüden, in welchen der Wille des Magnetiseurs sie zuweilen festzauberte, wobei die Pupille des offenen Auges den vorgehaltenen Lichtern trotzte. Zu bemerken bleibt nur noch, daß die Somnambule des Herrn Guidi eine kräftige, intelligente Frau ist, der man viel zutrauen kann, und daß sie sich immer vor dem applaudierenden Publikum an der Seite des Magnetiseurs verbeugte, wie jemand, der seine Sache gut gemacht hat. Was Herrn Guidi betrifft, so spricht er vor dem Publikum wie ein Mann, der von den Wundern des Magnetismus überzeugt ist. Daraus folgt freilich noch nicht, daß er auch an seine eigenen glaubt. Ist er aber imstande, aus einzelnen Gegenständen durch seine Somnambule das Bild der Person entwerfen zu lassen, von welcher diese Gegenstände herrühren, warum verwertet der Wundermann seine Kunst nicht im öffentlichen Interesse zur Entdeckung von Mördern u. dgl.? Ohne Zweifel erwiese sich auch seine Fähigkeit, auf den Puls (also den Blutumlauf) zu wirken, ferner Konvulsionen hervorzurufen und zu besänftigen, vielleicht auch seine Kunst, auf Nerven und Muskeln anspannend, „adstringierend“ zu wirken, in manchen Fällen als dankbar.“ —

Diese Bemerkungen klangen ironisch genug, und auch die bald darauffolgende zweite „magnetische Akademie“ des Herrn Guidi änderte an meinem Standpunkte nichts. Damals wie heute stand es bei mir fest, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen den Wundern des Magnetismus, die den gelehrten Forscher beschäftigen, und denjenigen, mit welchen die Magnetiseure auf Reisen gehen. Bei den Nadelstichen, mit welchen Herr Guidi die Unempfindlichkeit der in den Banden des magnetischen Schlafes liegenden Frau beweisen wollte, dachte ich an Karl Vogt, der einmal in ähnlichem Falle der schlafbefangenen Dame unvermerkt einen Frosch in den nackten Rücken hinabschlüpfen ließ, worauf sie mit „Jesus Maria, was ist das!“ aufsprang, nachdem sie noch eben die erstaunlichsten

Beweise vollständiger Empfindungslosigkeit gegeben hatte. Ebenso störte mich bei den Beweisen des Hellsehens, welche Frau Guidi gab, immer der Gedanke, daß die große Summe, welche ein reicher Engländer für diejenige Somnambule erlegt hat, die durch das Kuvert hindurch die genaue Zahl der hinterlegten Banknoten erblicken kann, bis auf diesen Tag noch unbehoben ist. Die Herren Magnetiseure, dachte ich, sind selber schuld, wenn sie noch auf Ungläubige stoßen. Warum haben sie sich nicht angeboten, ans Licht zu bringen, wo der Nordpolfahrer Franklin hingeraten und was aus dem Afrikareisenden Vogl geworden? Auf Herrn Guidi und seine Somnambule hatte ich ein scharfes Auge. Ich glaubte z. B. zu bemerken, daß, als die Somnambule mit ganz erstarrtem Leibe dalag, den Kopf auf den einen, die Spitze der Füße auf den andern Stuhl gestützt, und jemand im Parterre bei einer Bewegung des Stuhls erschrocken rief: „Sie fällt!“ — daß da die Augenlider der „Bewußtlosen“ ein wenig zuckten. Wenn ferner solche, die nach Herrn Guidis Autorisation, nachdem sie mit ihm in magnetischen Rapport gesetzt waren, durch ihren bloßen inneren Willensakt die Bewegungen der Somnambule bestimmen sollten, erklärten, sie habe sich z. B. nicht sogleich in dem Momente umgedreht, als sie es wollten, und Herr Guidi dies damit entschuldigte, daß zwischen Ursache und Wirkung doch immer einige Zeit verstreichen müsse, so schien mir dies nicht sein Ernst gewesen zu sein; hatte ich doch im Gegenteil die Wahrnehmung gemacht, daß, wenn er die Schlafwandelnde durch Handbewegungen aus der Entfernung lenkte, die Wirkung der Ursache zuweilen um einen Moment sogar *vorauseilte* ...

Nach Herrn Guidi, der sich im Januar und Februar 1864 produzierte, kam schon im Juli desselben Jahres Herr Meriggioli mit der Somnambule Signora Filomena Gavazzi. Signora Gavazzi war ein Frauenzimmer mittlerer Größe, von zarter Gestalt und leidenden Zügen. Herr Meriggioli gab dem Publikum die Versicherung, Signora Gavazzi habe in Bologna den medizinischen Studien obgelegen und beschäme an gründlichem Wissen jeden Arzt.

Das Paar produzierte beiläufig dieselben Künste und fast auch in derselben Reihenfolge wie zuvor Herr Guidi und seine Hellseherin. Im „zoomagnetischen“ Teile der Vor-

stellungen (Katalepsie, Kraftvermehrung usw.) leistete die Somnambule des Herrn Merigggioli nicht ganz so Erstaunliches wie ihre Vorgängerin, dagegen gelang ihr das eigentliche Hellsehen bezüglich des Inhalts verschlossener Etuis und Brieftaschen besser als jener. In der „musikalischen Ekstase", dem harmlosesten Bestandteil des magnetisch-somnambulistischen Repertoirs, blieb der Vorrang wieder mehr auf Seite der plastischen Leiblichkeit, über welche Frau Guidi verfügte.

Als Herr Meriggioli am 22. des genannten Monats seine zweite Produktion im Teatro filodramatico gab, kam mir der Gedanke, die Fähigkeiten der Hellseherin persönlich auf die Probe zu stellen.

Herr Meriggioli pflegte die Zuschauer aufzufordern, selbstverschlossene Etuis, Schächtelchen und andere Behältnisse dieser Art auf einen Teller zu legen, mit welchem er umherging. War der Teller gefüllt, so wurde er vor die an einem Tischchen sitzende, in magnetischen Zustand versetzte Somnambule hingestellt. Diese nahm hernach eines dieser Behältnisse nach dem andern vor und bestimmte den Inhalt. Es geschah dies immer zur Zufriedenheit der Eigentümer, und die Sache wurde so lange fortgesetzt, bis das Publikum derselben müde war und „basta!" rief. Der Gedanke lag nahe, daß diejenigen, welche etwas auf den Teller gelegt hatten, mit dem Magnetiseur im Einverständnisse waren. Aber ebenso lag es nahe, daß die Ungläubigen diese Gelegenheit benützten, der Hellseherin auf den Zahn zu fühlen. Ich zählte zu den letzteren.

Bevor ich mich in das Theater verfügte, in welchem die Produktion stattfand, verbarg ich ungesehen, und ohne irgend jemandem auch nur die geringste Andeutung von meinem Vorhaben zu machen, in einem Schächtelchen aus festem Pappendeckel eine Haarflechte, herrührend von einem vier Jahre vorher verstorbenen jungen Mädchen. Um das Schächtelchen legte ich einen starken Bindfaden in mehrfachen Windungen und steckte es zu mir.

Von dem Inhalt des Schächtelchens konnte nicht bloß niemand eine Ahnung haben, sondern es war auch die Herkunft, ja das Vorhandensein des Gegenstandes, der den Inhalt des Schächtelchens bildete, niemandem am Orte selbst bekannt.

Mit dem wohlverwahrten Schächtelchen in der Tasche ging ich zu Herrn Meriggiolis Vorstellung, und als nun wieder den Anwesenden Etuis, Brieftaschen u. dgl. zur Bestimmung des Inhalts abverlangt wurden, legte ich mein Schächtelchen auf den breiten, flachen Teller. Der Magnetiseur reichte der Somnambule den Teller und sie tat einen Griff hinein, um einen von den Gegenständen zu nehmen und zu bestimmen. Da kam ihr mein Schächtelchen unter die Hände. Aber kaum hatten ihre Finger dasselbe berührt, so warf sie es mit Heftigkeit von sich.. Sie nahm anderes vor, bestimmte den Inhalt verschiedener Brieftaschen usw., ohne auf mein Schächtelchen zurückzukommen. Was ich fürchtete, geschah: das Publikum bekam die Sache satt, bevor alle Objekte an die Reihe gekommen, schrie: „basta! basta!“ und verlangte den Übergang zu einer anderen Nummer des Programms. Die Gegenstände wurden zurückgegeben. Ich wollte mich aber nicht umsonst bemüht haben. Ich ersuchte den Magnetiseur, mein Schächtelchen doch noch einmal der Somnambule vorzulegen. Er entschuldigte sich mit Verweisung auf das ungeduldige Publikum. Da interveniert ein Dritter zu meinen Gunsten; zögernd reicht der Magnetiseur der Somnambule das Schächtelchen. Kaum aber hat diese dasselbe berührt, so schleudert sie es neuerdings mit einem gewissen A b s c h e u von sich, so daß es ins Parterre hinabrollt. Ich bestehe darauf, daß sie den Inhalt angebe. Nochmals wird ihr das Schächtelchen übergeben und nun erklärt sie, es seien H a a r e nebst einem Stückchen P a p i e r darin. Herr Meriggioli löst den Bindfaden, öffnet das Schächtelchen, und nimmt die darin befindliche, an einem S t ü c k c h e n P a p i e r befestigte Haarflechte heraus. Ich bitte ihn, die Somnambule zu fragen, warum sie einen solchen S c h a u d e r vor den Haaren gezeigt. Sie antwortet:

„W e i l s i e v o n e i n e r T o t e n h e r r ü h r e n!“ —

Ich muß gestehen, nun war i c h es, den ein gelinder Schauder überlief.

Die Produktion nahm eine andere Richtung. Meine kleine Affäre war kaum noch beachtet worden. Natürlich! Den Gläubigen im Publikum war sie ein „Wunder des Magnetismus“ gewesen wie die früheren, den Ungläubigen ein „Kunststückchen“ wie ein anderes. Aber was sollte, was

konnte sie mir sein? Kein Wunder des Magnetismus, denn an Wunder mochte ich nicht glauben. Aber auch kein „Kunststück“; denn ich glaube auch nicht an eine „Kunst“, die es dem menschlichen Auge möglich macht, in verschlossene Taschen oder Schachteln zu schauen. Mitgeteilt konnte es der Somnambule niemand haben, was in meinem Schächtelchen enthalten sei — weil niemand es wußte, niemand es auch nur ahnen konnte. Und wenn sie die Haare bloß erriet, wie kam es, daß sie auch das Stückchen Papier mit erriet, auf welchem die Haare lagen? Und wenn sie nach dem Gewicht auf Haare schloß, wie konnte sie nach dem Gewicht beurteilen, ob die Haare von einer toten oder von einer lebenden Person stammten?

Ein eigentümliches Interesse bot mir auch noch ein anderer Fall bei dieser zweiten Produktion des Herrn Meriggioli. Die Somnambule besann sich einmal fast zehn Minuten lang, den Inhalt eines fest verschlossenen hölzernen Kästchens zu bestimmen. Endlich erklärte sie, in dem Kästchen befinde sich eine Stahlfeder und eine Münze. Bei der Eröffnung fand man zwar die Stahlfeder, der zweite Gegenstand aber war keine Münze, sondern ein Stückchen schwarzes Holz oder Mineral, das die runde Gestalt einer Münze hatte. Lag hier kein heimliches Einverständnis zugrunde — was nicht sehr wahrscheinlich ist, denn der Eigentümer des Kästchens zeigte sich unbefriedigt und ließ sich mit Herrn Meriggioli in einen Wortwechsel ein — so konnte gerade der Irrtum etwas für ein wirkliches, wenn auch undeutliches Schauen beweisen.

Ohne meinen Standpunkt aufzugeben, fand ich das mir persönlich gelieferte Pröbchen von Hellseherkunst doch merkwürdig genug, und um nicht der Parteilichkeit geziehen zu werden, wollte ich desselben in dem öffentlichen Organe, in welchem ich über den „reisenden Somnambulismus“ meine Sarkasmen ausgegossen hatte, Erwähnung tun. Zufälliger Umstände halber unterblieb es damals, und erst jetzt mache ich öffentlichen Gebrauch von dem kleinen Erlebnis, dessen Erklärung ich nach wie vor dahingestellt sein lasse, das mir aber der Mitteilung nicht unwert scheint.

Ein Jahr nach den Herren Guidi und Meriggioli besuchte Triest Herr Castagnola aus Sizilien mit seiner Gattin,

und veranstaltete im Teatro filodramatico eine Vorstellung, als deren interessantesten Teil das Programm eine Anzahl von Experimenten ankündigte, in welchen die von Magnetiseuren und Somnambulen produzierten Kunststücke auf ganz natürlichem Wege, d. h. eingestandenermaßen im Wege natürlicher Täuschung, dargestellt werden sollten. Es handelte sich hier also darum, den Somnambulismus zu demaskieren. Herr Castagnola produzierte sich zuerst allein mit einigen Experimenten der natürlichen Magie und erwies sich als höchst gewandter Vertreter seines Fachs. Sein Äußeres und die Lebhaftigkeit seiner Ausdrucksweise verrieten den Mann des Südens, er hatte ein pfiffiges Sizilianergesicht und war nicht ohne Humor. In der zweiten Abteilung der Vorstellung führte er seine Gemahlin Signora Concettina vor, und nun begann die eigentliche pseudomagnetische Produktion. Nach einigen einleitenden Späßen durchstach Herr Castagnola den Arm seiner Gattin ganz ebenso mit einer Nadel, wie es die Herren Guidi und Meriggioli getan, und führte sie umher, so daß jedermann von der gänzlichen Empfindungslosigkeit des durchbohrten Armes sich überzeugen konnte. Es wurden sodann einige im Publikum aufgefordert, zu erklären, ob sie den Puls der „Somnambule" beschleunigt oder stillstehend wünschten, und die Betreffenden fanden den befühlten Puls ihrer Willensmeinung vollkommen entsprechend. Weiterhin erriet die Somnambule nicht bloß die Augen der in weiter Entfernung von ihr gefallenen Würfel, sondern sie sagte auch aufs genaueste voraus, wie die Würfel erst fallen würden. Großes Aufsehen machte dann die Bestimmung und Beschreibung einer Anzahl von Gegenständen, welche Signora Concettina unmöglich mit Augen sehen konnte. Einige Experimente mit dem Erraten aufgeschriebener Zahlen machten den Schluß. Mehr noch die rasche und gewandte Art und Weise, wie das Erwähnte produziert wurde, als die Produktion selbst, machten den Eindruck des Außerordentlichen, und nachdem eine kleine mißgünstige Partei zum Schweigen gebracht war, jubelte das Publikum mit gleicher Hingebung den frivolen antisomnambulistischen Ausfällen des Sizilianers zu, wie früher den Herren Guidi und Meriggioli und ihren Somnambulen.

Also auch Signora Concettina bestimmte und beschrieb Gegenstände, ohne sie mit Augen zu sehen.

Aber Herr Castagnola sah diese Gegenstände — und es ist kein Zweifel, daß Frau Concettinas Hellseherei auf einer Zeichensprache beruhte, welche Herr C. mit ihr führte. Ihr ein festverwahrtes Schächtelchen zu präsentieren, gab mir Herr Castagnola leider keine Gelegenheit und keine Möglichkeit. So weiß ich nicht, ob Signora Concettina wirklich leistete, was Signora Filomena geleistet hatte, und bin heute, nach 14 Jahren, so klug wie damals in betreff desjenigen, was mir bei der Hellseherin des Herrn Merig-gioli begegnete.

Ein Sommernacht-Abenteuer.

„Ich hab', im Schaun versunken
Goldheller Mondespracht,
Zu tief in mich getrunken
Den Hauch der Sommernacht.
Wer löscht die Flammenwelle
In meiner Seele nun?
Ich kann in meiner Zelle
Nicht rasten und nicht ruhn."
(Sommernacht am Meere.)

Mir ist einmal etwas recht Sonderbares begegnet in einer wunderschönen Sommernacht. Freilich, man muß es eben selbst erlebt haben, um es so besonders merkwürdig zu finden, aber des Erzählens wert mag das kleine Abenteuer für nachdenkliche Leute doch wohl sein.

Zutrug sich's in einer schönen, volkreichen, lebenslustigen Hauptstadt des südlichen Deutschlands.

Es war, wie gesagt, eine wundervolle Nacht, eine der schönsten, die ich mich erlebt zu haben erinnere.

Aus einer höchst belebten, heiteren Gesellschaft in später Stunde heimkehrend, schritt ich durch den menschenleeren, fast verödeten Stadtpark.

Man hatte sich in jener Gesellschaft, aus der ich kam, unter anregendem Gespräch, beim Leuchten schöner Frauen-augen und den Klängen bezaubernder Musik die Blume der Champagne und die der eignen Seelen zugetrunken. Ich hätte mich ermüdet fühlen und die Erholung des Schlummers

suchen sollen. Aber die Nacht war zu schön und duftig und mondhell. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mein vollgeschwelltes Herz, mein wonnig an- und aufgeregtes Gemüt in der Enge eines dumpfen Gemaches zu begraben.

Ich schweifte lange umher; zuletzt näherte ich in einem ziemlich abgelegenen Teile des Parks mich einer Ruhebank, wie sie an dergleichen Orten aufgestellt sind, um mich da für eine Zeit niederzulassen.

Ich stand schon dicht vor dieser Ruhebank, als ich erst bemerkte, daß ein Mensch ganz still in einer Ecke derselben gedrückt saß. Wenig fehlte, so wäre er im dämmrigen Halbdunkel des zum Teil von Gebüsch umgebenen Ortes meinen Blicken entgangen.

Einem Menschen, der im Freien sich hinsetzt, um sich so ganz seinem Denken, seinem Fühlen zu überlassen, kommt ein Nachbar auf einer Ruhebank nicht immer gelegen.

Nähert sich, nachdem man lustwandelnd, in Sinnen und Brüten verloren, sich niedergelassen, demselben Ruhesitz auch schon ein anderer, sei es ein geschwätziger Geck oder ein redseliger alter Kauz, der noch im Gehen vorläufig mit sich selber spricht, allerlei vor sich hinmurmelt oder ein Liedchen trällert — nimmt umständlich grüßend Platz und läßt sofort mit allerlei einleitendem Geseufze, Geräusper, Gehuste, Geschnupfe und Geschnaube jeden Augenblick die Eröffnung eines Gesprächs über das Thema: „Ja, ja, so geht es nun einmal in der Welt!“ befürchten — da kann es einem recht unheimlich und unbehaglich zumute werden.

Aber in jenem Augenblicke war ich in höchst geselliger Stimmung und fähig, die ganze Welt ans Herz zu drücken. Vielleicht entspricht es auch einem Naturgesetze, daß ein lustwandelnder Mensch, der auf einen Sitzenden zugeht, redseliger gestimmt ist, als der Sitzende. Diesmal war ich der Angreifer — diesmal war ich der gesprächslustige Kauz, der eines stillen Träumers nicht schonte.

Ich lüftete, ohne es eigentlich selber recht zu wissen und zu wollen, mit freundlichem Gruße den Hut und dürstete förmlich danach, ein Gespräch zu beginnen mit einem Menschen, von dem ich entzückt war, ohne ihn deutlich gesehen oder gar gehört zu haben, bloß weil er auch einer von denjenigen war, die den Hauch der Sommernacht „zu tief in sich ge-

trunken," und jetzt „nicht ruhen konnte in seiner Zelle". Ich ahnte ein verwandtes Gemüt in ihm.

Der stille Träumer aber regte sich nicht — dankte meinem Gruße nicht. Ich fand das unhöflich und ärgerte mich ein wenig, aber nur einen kurzen Augenblick. Ich drückte mich in die andere Ecke der Ruhebank, beachtete den Nachbar vorläufig nicht weiter, und überließ mich um so rückhaltsloser den Mächten der hellen schwülen Sommernacht, die ihren magischen Kreis enger und enger um mich zu ziehen schienen.

Sommernacht! Das Wort hat immer einen gewissen Zauber für mich gehabt. Weiter unten im Süden, am Strande der Adria, lernte ich sie zuerst kennen und lieben, die taghellen, lebenschwirrenden Frühlings- und Sommernächte.

„Prachtvoll ist im Süden die Lenznacht,
In Meeresstädten, wo
Vom felsigen Seeufer
Villen und Gärten schimmern,
Ragend über der Stadt,
Die tagüber, eine schlummernde Königin,
Die Stirne gelehnt an dorrende Felshänge,
Den blendenden Fuß zur kühleren Meerwoge hinabstreckt,
Lechzend im Sonnenbrande!"

— — — — — — — — — — — — —

Hei, wie wälzt durch alle Gassen sich
Die Lustwoge, wie locken
Des Südens Lüfte den Wandelnden an!
Von Gesängen hallt und Saitengetön die Stadt,
Voll reizender Fraun
Prunkt allwärts der Markt, der Korso wimmelt
Von wehenden Schleiern und schwarzfunkelnden Augen,
Und abseits drängt
Auf breiterem Pfade sich, duftige Baumreihen entlang,
Von Müßiggängern ein rauschender, sel'ger Schwarm.

Und wenn die Katarakte der Lust
Gemach vertoben,
Wenn die fernen Klänge verstummen,
Und einzelne Waller nur
Noch singend heimziehn
Durch stillere Gassen

Um Mitternacht,
Dampft ungestüm dir noch immer
Des Herzens Blutwelle, pochen
Des Lebens Pulse dir
In Sehnsuchtstakten, denn es weht Gedüft
Aus Gärten und Nachtigallen
Schlagen und schmettern an allen Fenstern.
Droben aber wandern die blitzenden
Sterngruppen, ihr galdner Glanz taut
Feuriger Wünsche Traumsaat, süße Begier."

Aber auch das Ungemach der Sommernacht lernte ich kennen dort unten im Süden, wenn die Nacht an Schwüle wetteiferte mit dem Tage, wenn ich nicht wußte, wie ich sie löschen sollte, die „Flammenwelle in meiner Seele", und schlaflos seufzte:

„Wie lange willst du säumen,
Du kühle Morgenstund'?"

Denn nur diese, die Morgenstunde, setzte vorübergehend einen gelinden erfrischenden Hauch vom Meere her in Bewegung.

Haben die nordischen Nächte nicht die ganze wilde erschlaffende Glut des Südens, so sind sie vielleicht nur noch inniger durchhaucht von Poesie und romantischem Zauber und jeder weiß, wie schön es auch bei uns ist,

„Wenn die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht —"
(Eichendorff.)

Eine solche Sommernacht war die, von welcher ich erzähle.

Alle Sterne funkelten. Einige Augenblicke verlor ich mich in die Betrachtung des gestirnten Nachthimmels. Dabei wäre ich — ich konnte mir nicht erklären, wie es kam — beinahe ernst geworden. Man darf sich, sagte ich mir, nicht allzulang in die Betrachtung der Sterne versenken, nicht bis zu dem Punkte, wo einem die schöne, warmpulsierende Erde völlig entschwindet und man untergeht in der überirdischen Lichtwelt. In den Sternen liegt bei aller Freundlichkeit ein gewisser tückischer Ernst; man schaudert, schwindelt, wenn einem die lieblich flimmernden Lichter plötzlich als weltengroße, in der unermeßlichen Leere sich fortwälzende Klumpen

erscheinen, und es bedarf dann der ganzen Beredsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, um sich wieder heimisch und sicher zu fühlen auf diesem traulichen, in den Aromen seiner Millionen Blüten schwimmenden Erdplaneten. Nein, man darf und soll sich in solchen Nächten nicht hinaufschwingen zu den Sternen, man muß sie herunterlocken zu sich — nicht von ihrem Himmelsreigen muß man sich fortreißen lassen, sondern sie mittanzen lassen im Reigen der irdischen Daseinslust, wie es geschah, vor langer, langer Zeit, am Tiberstrande:

„'s ist eine von den brütend schwülen Nächten
Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand,
Statt zu verlöschen, still noch weiter glimmt,
Als eine Kohle in der Aschenhülle
Der Dunkelheit — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Wonneseufzer im Gebüsch.
In allen Höhn und Tiefen der Natur
Taut unaufhaltsam süße Trunkenheit.
Die Sterne sprühn, wie von Bacchantenfackeln
Emporgetragne, rings verstreute Funken
Im weiten Himmelsraum. Der Mondstrahl tanzt
Berauscht mit Silberfüßen auf den Weihern,
Die Falter wachen auf im Schoß der Blumen,
Geblendet von dem Glanz und um die Lichter
Schlaftrunken taumeln sie: vom Rosenbusch,
Wie trunken, sinkt die Nachtigall: so schwül,
So süß bestrickend ist, so süß berauschend,
Der glüh'nde Odem dieser Sommernacht!“ — —

Ich saß auf der Ruhebank neben dem stillen Nachbar, atmete zuweilen tiefer auf und tat einen Zug um den andern aus dem mit Mohn und Rosen bekränzten Becher, den mir die Geister der von mir so oft gefeierten Sommernacht gleichsam zum Danke kredenzten.

Manchmal erklang ein Gekicher und Geflüster fröhlicher Menschen, die spät heimkehrten von ländlichen Fahrten — dann glich für einen Augenblick Garten und Straße dem Boden eines Ballsaals, auf welchem tänzelnde und plaudernde Masken schwirren in toller Karnevalslaune. Dann kamen wieder Momente völliger Stille, wo man nichts hörte als ein leises Gewisper und Geknister in den Büschen. Man

meinte, das Springen der Knospen zu hören, die sich über Nacht da erschlossen.

Je stiller es auf Augenblicke war, um so beschleunigter glaubte man den Herz- und Pulsschlag der lebendigen Natur zu vernehmen.

Die Phantasie nahm ihren reizenden Flug ins Weite und durchmaß die ganze Sphäre des Menschenglücks und aller irdischen Wonne.

Welch ein brünstiges Weben und Wittern! — Ich dachte, wie viele verliebte Stelldichein, wie viele Liebesbezeigungen wohl vor sich gehen würden in dieser schönen Nacht — vom „Fensterln" des Burschen von der Alpenhütte bis zu den Serenaden hesperischer Mandolinenschläger vor den Balkonen schwarzäugiger Schönen! Wie viele Strickleitern, dacht ich, kommen auf eine solche Nacht! Wie viele junge Pärchen im Mondschein! Wie viele gewechselte Liebesschwüre — und wie viel gebrochene! — Und wenn man erst die Dächer abheben und ins Innere der Gemächer blicken könnte! —

Der Begriff der Sommernacht ist untrennbar verknüpft mit dem der Lust, der Lebensfreude.

Alles um mich her war voll von Lebensglückgefühl und jedes Leid verbannt aus den Grenzen der Erdenwelt, während ich so stillselig dasaß neben meinem schweigenden Nachbar.

Ich konnte mir's nicht versagen, ihn noch einmal anzusprechen.

Er antwortete auch diesmal nicht. Schlief er vielleicht . . . ?

In diesem Augenblicke riß eine Sternschnuppe sich los vom Zenit des Himmels und sank funkensprühend in weitem Bogen zur Tiefe. Es war wie das Aufblitzen einer Riesenrakete, eines himmlischen Freudenfeuers.

Ein seltsames Licht fiel davon auf meinen regungslosen Nachbar.

Ich rückte näher und schaute ihm geradezu ins Angesicht. Er schlief nicht, denn sein Auge war fest auf mich gerichtet.

Es war ein Mann in den mittleren Jahren, einfach-anständig gekleidet, ziemlich beleibt, von starkem Körperbau.

Jetzt bemerkte ich einen Gegenstand, der zu seinen Füßen im Sande lag.

Ich hob ihn auf — es war ein Pistol.

Seltsam bewegt, ließ ich einen forschenden Blick die Gestalt des unheimlichen Mannes entlang gleiten.

Ich fand eine Stelle seines zugeknöpften Gewandes an der Brust durchlöchert. Außer dieser Öffnung im Gewande nichts Auffallendes. Kein Blut.

Der Mann saß da in der natürlichsten Lage von der Welt: den Oberleib von der Rücklehne der Bank gestützt, die linke Hand auf der Seitenlehne derselben ruhend, die rechte in den Schoß gesunken und aufliegend über den zwanglos gekreuzten Schenkeln.

Kein Zweifel — in dieser Stellung hatte der Mann die Pistole auf sich abgedrückt, in dieser Stellung hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, in dieser Stellung saß er da, starr und tot, nur daß die zum Abdrücken der Pistole erhobene Hand nach Entladung der Waffe in den Schoß hinabgeglitten und die Waffe selbst in den Sand gefallen war.

Der Knall war entweder in momentanem Lärm verhallt oder überhaupt zu schwach gewesen, die Aufmerksamkeit sofort auf die Tat und den Täter zu lenken.

Ich hatte eine herrliche Sommernachtstunde wonnig verträumt an der Seite eines Menschen, der sich kurz vorher eine Kugel ins Herz gejagt ...

Sie hatten also doch recht behalten — hatten den Sieg davongetragen über die Beredsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, die aus der Ferne warm und freundlich blinzelnden, in der Tat aber kalten, ernsten, rollenden Gestirne droben am Himmelszelt! — Es ist ihnen nimmer zu trauen, den tückischen Sternen, und während wir meinen, daß sie

„tanzen mit Silberfüßen auf den Weihern",

schreiten sie hin über die Häupter der Menschen mit dem unsichtbaren, aber wuchtigen Gigantenschritt des ehernen Schicksals ...

Gedanken über den Selbstmord.

Man hat die in unseren Tagen hervortretende Neigung zum Selbstmord aus der Verderbtheit des Zeitalters herzuleiten versucht: aus der Genußsucht, die, wenn sie die Mittel

der Befriedigung nicht erreicht, oder die erreichten leichtsinnig vergeudet hat, das Leben wie ein wertloses Geschenk hinwirft, oft auch durch den freiwilligen Tod sich der Verantwortlichkeit für Fehltritte und Verbrechen entzieht, mittels deren sie der Befriedigung zustrebte. In einer statistischen Angabe, die mir eben zur Hand ist, stellt in der Tat unter 66 Selbstmördern die Klasse der Lebensüberdrüssigen das größte Kontingent mit 14 Personen; zunächst folgt das Kontingent der von der Not zu dem verzweifelten Schritte Getriebenen mit 13, der von finanziellen Katastrophen oder mißlichen Familienverhältnissen Betroffenen mit 9, der unglücklich Liebenden oder Eifersüchtigen ebenfalls mit 9, der einer Verantwortung sich Entziehenden mit 5 und der Irrsinnigen mit 2. Bei 14 Personen blieb die Ursache unbekannt. Man sieht, wie häufig auch die Selbstmorde aus Liebe sind, aus Eifersucht, aus Empfindungsmotiven also, die mit der Genußsucht, mit der Sittenverderbtheit keinen direkten Zusammenhang haben. Neun Selbstmordfälle führt die obige Statistik als durch Liebesleidenschaft veranlaßt auf. Ei, sind wir wieder so empfindsam geworden? Häufig sind diese Selbstmörder aus Liebe Personen, denen man gar nicht die Anlage zu modernen Werthers zutrauen sollte. In einem Flecken der Steiermark entleibte sich ein Gendarm mit seiner Geliebten, weil er von dem Aufenthaltsorte derselben, wo er seit längerer Zeit stationiert war, an einen anderen Ort versetzt werden sollte. Weder eine handfeste Natur, noch Alter, noch zarte Jugend scheint in jüngster Zeit vor den Konsequenzen bitteren Liebesleids zu schützen. Man las in den Zeitungen von einem sechzigjährigen Manne, der sich das Leben nahm, weil er zu bemerken glaubte, daß seine gleichfalls schon den Sechzigen nahe Ehefrau „kühler" gegen ihn zu werden anfing. Ein anderes von den Blättern erwähntes Opfer des Liebesgrams war ein fünfzehnjähriges Mädchen, das die Rolle der Sappho spielen wollte, weil seiner Neigung für einen studierenden Jüngling von väterlicher Seite mit der Drohung begegnet wurde, es zu einer Tante nach Steiermark zu bringen. Eine Magd gab sich den Tod, weil ihr Liebhaber sie nicht, wie er versprochen hatte, zum Tanze abholte. Zu Prag arrangierte kürzlich eine fröhliche Gesellschaft anläßlich einer Taufe ein Pfänderspiel, bei welchem ein Schustergeselle, der Bruder des Festgebers, von einem Mädchen

drei Küsse erhalten sollte. Das Mädchen weigerte sich hartnäckig, und dies nahm der junge Mann sich so zu Herzen, daß er hinauseilte und sich vom zweiten Stock auf das Pflaster hinabstürzte, wo er sofort den Geist aufgab. Die Doppelselbstmorde der Liebenden gehören, wie die Familienselbstmorde, heute schon fast zu den alltäglichen Dingen. Warum nur diese unglücklichen jungen Liebespaare, statt sich zu töten und so der Liebe zugleich mit dem Leben zu entsagen, nicht lieber in die weite Welt laufen und sehen, wie sie neben- und miteinander nötigenfalls durch harte Arbeit ihr Dasein fristen können? — Was soll man ferner von dem öfteren Vorkommen des Selbstmordes unter Kindern denken? Man liest von Knaben, die einer gefürchteten häuslichen Züchtigung sich auf diesem Wege mit Spartanermut entziehen, und immer zahlreicher werden die jugendlichen Trotzköpfe, die, wenn sie im Schulzeugnisse eine schlechtere Note erhalten als sie gewünscht, sich das Leben nehmen, bloß um den allzu strengen Lehrer zu ärgern. Nicht gar selten sind die Selbstmörder, welche mit Hinterlassung eines Zettels aus der Welt gehen, auf welchem geschrieben steht: „Aus Langeweile". Zu Polstrau in Steiermark erhängte sich 1871 ein Töpfer, nachdem er zu seinen Kindern gesagt: „Gebt mir einen Strick, ich will sehen, wieviel Teufel es in der Hölle gibt!"

Wenn wir nun in solcher Art binnen kurzer Frist Personen jedes Alters, Personen der verschiedensten Rang- und Bildungsstufen auf die verschiedenartigsten, oft unbedeutenden, zuweilen selbst ans Lächerliche streifenden Veranlassungen mit leichtem Entschluß zum Strick, zum Giftbecher, zur Pistole, zum Messer greifen, sich die Glieder auf dem Steinpflaster zerschmettern oder den Tod in Wassertiefen suchen sehen, so muß der Grund noch tiefer liegen, als in mangelnder Religiosität oder sittlicher Verderbtheit.

Wie die Entwicklung eines epidemischen Krankheitskeimes immer bedingt ist durch eine subjektive Empfänglichkeit und der Pesthauch einer verderbten Luft wirkungslos an tierischen Organismen vorüberstreift, die ihm nicht eine bestimmte Disposition entgegenbringen, so muß auch der Selbstmord die gegenwärtige Generation in bestimmter Weise für sich disponiert finden. Diese Disposition in der Gegenwart aufzuzeigen und näher zu kennzeichnen ist nicht schwer; sie liegt

in der weiten, fast allgemeinen Verbreitung einer pessimistischen Stimmung, und niemand wird in Abrede stellen, daß diese wohl geeignet ist, eine gegen das Leben selbst feindlich gewendete Tendenz zu begünstigen. Wir würden das Leben nicht so leicht hinwerfen, wenn wir eine bessere Meinung von seinem Werte hätten. Kaum war einem Zeitalter die Überzeugung vom Elend des Lebens so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als dem unserigen. Der Selbstmörder Tuvora hatte gewiß nicht den Schopenhauer gelesen, und doch richtete er an sein Söhnlein, als dasselbe den Giftbecher mit ihm zu trinken sich weigerte, den bedeutsamen Ausspruch: „Nun, so laß es denn; aber glücklicher wärst du gewesen, wenn du getrunken hättest!" Liegt in diesen Worten nicht eine über das persönliche Geschick hinausgehende philosophische Verneinung des Wertes und der Süßigkeit des Lebens, eine Verneinung, die freilich schon bei Dichtern und Denkern der ältesten Zeiten gefunden wird, aber nur in müdegehetzten Zeitaltern, wie das unsere, lebendig wird, die Massen durchdringt und, wie die Selbstmorde bei Kindern zu beweisen scheinen, schon vererbt oder mit der Muttermilch eingesogen wird?

Ja, wir sind müdegehetzt vom ungezügelten Lebensdrang in der eigenen Brust, wir sind blasiert, und je mehr wir vom Leben verlangen, desto mehr verliert das, was es uns bieten kann, seinen Wert und Reiz. Das einfache Dasein scheint uns nicht mehr begehrenswert genug, um es mit dem ganzen Aufwande moralischer und physischer Kraft gegen die Launen und Schläge des Schicksals zu behaupten. Wenn wir uns nicht ganz besonders gut „amüsieren", so haben wir keine Freude am Dasein. Vielleicht ist auch der Umstand nicht ohne Einfluß, daß wir so oft genötigt sind, aus der Gleichgültigkeit gegen das Leben eine Tugend zu machen. Die häufigen Seuchen, die großen Kriege, sie erzeugen eine gewisse Lethargie, eine stumpfsinnige Indolenz, eine Todesverachtung, die uns als Panzer dienen muß gegen die Angst, gegen die immerwährende Bedrohung des Lebens. Es gibt einen Mut, der ebensowohl demoralisiert als die Feigheit.

Es wirkt verstimmend auf uns Zeitgenossen, daß trotz aller großartigen Hilfsmittel, welche die Zivilisation und der Fortschritt des Wissens eröffnet, trotz der immer mehr sich ausbreitenden Herrschaft des Geistes über die Natur es doch

mit uns in manchen Beziehungen abwärts geht und das gemütliche Behagen des Lebens immer seltener wird. Victor Hugo schrieb einen Zeitroman: „Les Misérables“. Unsere Zeit ist in der Tat das Zeitalter der Misérables. Daher kommt es auch, daß die Schopenhauersche Miserabilitäts-Philosophie gegenwärtig zu so hohem Ansehen gelangt ist, nachdem sie die früheren Jahrzehnte hindurch tot gelegen, wie ein epidemischer Krankheitskeim, für welchen die rechte Disposition noch fehlte, oder wie ein Zündstoff, in welchen erst der Geist unserer Zeit den Funken warf. Es wird auch kein Unbefangener leugnen wollen, daß die Schopenhauersche Doktrin von der Qual des Daseins und von der „Selbstverneinung des Willens“, zu welcher die Erkenntnis von der Nichtigkeit des Daseins führt, den Selbstmord nahelegt. Wenn unser Philosoph sich dagegen ausdrücklich verwahrt, ja sich alle erdenkliche Mühe gibt, aus seiner eigenen Lehre nicht eine Empfehlung, sondern eine Verwerfung des Selbstmordes herauszudemonstrieren, so beweist dies viel guten Willen und eine Besorgnis des sonst kühnen Denkers, er könne durch sein System einen großartigen Massenselbstmord des menschlichen Geschlechtes veranlassen. Aber die von ihm so bitter geschmähten „Kathederphilosophen“ könnten ihm in diesem Falle den Vorwurf zurückgeben, die Wahrheiten seines Systems mit den Rücksichten auf die landläufige Moral in einen notdürftigen Einklang gebracht zu haben. Denn wäre der Satz: daß Nichtsein besser sei als Sein, von absoluter, unanfechtbarer Wahrheit, enthielte er eine ohne Klausel, ohne „wenn“ und „aber“ gültige Tatsache, gälte er in der Tat nicht bloß als eine vom rein individuellen Standpunkte aus berechtigte poetische Klage, sondern als ein philosophisches „Axiom“ — dann ließen sich freilich noch immer hundert schöne philosophische Gründe gegen den Selbstmord ersinnen, aber kein einziger von wirklich praktischem Werte. Wer einmal auf dem Punkte angelangt ist, die Nichtexistenz der Existenz entschieden vorzuziehen, den wird die philosophische Erwägung, daß er ja nur sein individuelles Leben, nicht das allgemeine, ertöten könne, ja daß er selbst unter irgendeiner Form doch noch fortleben werde, sich schwerlich abhalten lassen, im individuellen Tode eine ganz annehmbare Erleichterung zu erblicken. Zum mindesten wird es ihm als eine angenehme Abwechslung er-

scheinen, für die nächsten Jahrtausende nicht mehr als Mensch, sondern als Erdenkloß, als Veilchen, als Monere, oder als Amphioxus weiterzuleben ...

Eine Erörterung des Pessimismus und seiner Berechtigung oder Nichtberechtigung liegt übrigens weit ab vom Endzwecke dieser Zeilen. Es sollte hier nur darauf hingewiesen werden, daß die pessimistische Weltanschauung, bewußt und unbewußt, theoretisch und praktisch, sich immer mehr bis in die feinsten Lebenspulse der gegenwärtigen Generation einschleicht, und daß zwischen den Theorien und Gedankensystemen, mit welchen sich die Gebildeten der Nation beschäftigen, namentlich der Schopenhauerschen Philosophie und der blasierten Lebensmüdigkeit in so vielen — die Mehrzahl der Selbstmorde, sagt obige Statistik ausdrücklich, kommt auf die Lebensüberdrüssigen — nicht gerade ein ursächlicher Zusammenhang, aber doch eine enge Verwandtschaft besteht. Es sind Hauche einer und derselben geistigen Strömung.

Wir müssen an krankhafte Seelenaffektionen glauben, die sich, wie physische Seuchen, zeitweilig über eine Epoche, lokal über eine Region verbreiten können und die wir darum wohl mit dem Namen einer Epidemie bezeichnen dürfen. Der Gedanke einer geistigen oder moralischen Epidemie ist gewiß ebensowenig absurd als neu. Wer darf sich anmaßen, die physiologischen Tiefen des Seelenlebens ergründet zu haben, insbesondere auf dem geheimnisvollen Punkte, wo das individuelle Leben sich mit dem der Gattung, des allgemeinen Lebens berührt? Geht durch die Geisterwelt nicht oft ein geheimer Zug, der die Einzelwesen zur Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens — warum nicht auch des Lebens und des Leidens, des Gesundens und des Erkrankens verbindet und Zeugnis gibt von der ursprünglichen Einheit alles Daseins? Die Geschichte ist voll von Beispielen mehr oder weniger verbreiteter gemeinsamer Seelenaffektionen. Man denke an die pathologischen Erscheinungen im Schoße religiöser Sekten. Einer unter den Versammelten tritt auf, wird erst begeistert, dann ekstatisch, verfällt in Zuckungen; bald folgt ein zweiter, ein dritter, und zuletzt sind alle von demselben Geiste ergriffen. Das Auftreten der Fanatiker, der Visionäre in Masse, und mancher vorübergehende psychische Zustand im Leben der Völker, der auf die Gestaltungen der Weltlage nicht

selten einen dauernden Einfluß nimmt, ist auf eine Geistes-epidemie zurückzuführen. Nichts ist ansteckender als geistige Stimmungen und Affektionen, und es bedarf zur Mitteilung derselben keiner direkten persönlichen Berührung und Anregung; sie verbreiten sich, wie Miasmen oder wie elektrische Wirkungen, durch die Luft. Ausdrückliche Lehren und Begründungen sind überflüssig, das bloße Beispiel reißt mit fort. Schon die Öffentlichkeit, welche alle Selbstmordfälle durch die Zeitungen erhalten, leistet dem Umsichgreifen des Übels Vorschub, genau so, wie die unvermeidliche Konstatierung des Ausbruches einer physischen Epidemie auf die Intensität und Verbreitung derselben nicht ohne Einfluß bleibt.

Der Selbstmord ist das einzige Verbrechen, gegen welches alle Gesetzgebung ohnmächtig ist, weil das ausgeführte Verbrechen selbst schon eine Flucht ist, durch welche der Täter sich der irdischen Verantwortlichkeit entzieht. Auf das Volk kann vielleicht der Prediger wirken; für diejenigen, die außerhalb des Bereiches dieser Wirkung stehen, wird eine zeitweilige denkende Einkehr in sich selbst, ein öfterer Aufschwung über die drückende Sphäre materieller Wirklichkeit, eine Pflege des Besseren und Edleren im Gemüte, ein Zusammenraffen der moralischen Kraft und eine Waffnung mit besserem Mute als dem einer stumpfsinnigen Gleichgültigkeit, ein Schutzmittel abgeben gegen jene Art von geistiger Epidemie, die sich zwar erst verhältnismäßig unbedeutend ankündigt, von der man aber recht wohl sich vorstellen mag, daß sie einmal noch weit größere, verhängnisvolle Dimensionen annehmen könnte.

Die Nacht der Weihe.

Wer die rotgedruckten Tage aus dem Kalender striche, der hätte zugleich die Poesie aus dem Leben gestrichen.

Strahlend und mit Kränzen geschmückt tritt die Feststunde in den Reigen der Tage, der müden Schrittes mit bestaubten Gewändern auf der schattenlosen Heerstraße des Lebens hinwallt, und in dessen einförmigem Wechselgange wir seufzend und mühselig die Sisyphuslast der Tagesarbeit wälzen.

Wohltätig unterbricht ihr nahender Schritt die schale

Gewöhnlichkeit des Daseins, die schweißtriefende Hast des Erwerbes, die ängstliche Sorge des Besitzes; für Tausende und Tausende vermittelt einzig sie noch den Bezug auf das Edle und Schöne, den Aufschwung zur inneren Freiheit, den Zusammenhang mit dem Großen und Ganzen, den Geisteseinklang mit der Sphärenharmonie des Weltalls.

Ostern, das Fest des aus Todesbanden sich ewig losringenden, und Pfingsten, das Fest des siegreich über die Welt ergossenen Geistes — sie fallen beziehungsreich mit der Auferstehung des Naturlebens, mit dem weltverjüngenden Hauche des Frühlings, der die Lande durchweht, zusammen; aber mitten in den Todesschlaf der Natur, die der Winter mit weißem Leichentuche bedeckt, mitten in die endlose, neblige Nacht, das Schneegewirbel, das trübe Gebrause des Sturmes und die gefühlsarme Erstarrung der Gemüter senkt sich als ein strahlendes Wunder mit unzähligen schimmernden Lichtern, grünen Reisern und tausenderlei blinkenden Liebesgaben die „Nacht der Weihe“ herab — ein echtes Symbol des aus lichten Geistessphären ins Dunkel der Materie herniedersteigenden Heiles.

Wie ein Traumglück senkt sie sich herab, diese Herrlichkeit, in nächtlicher Stille, flüchtig, auf wenige Stunden; nicht erlösend und weltverjüngend wie der Ostertag und das Pfingstfest, aber goldener Verheißungen und schöner Ahnungen voll. An kindlich gestimmte Gemüter wendet sie sich, die der Sehnsucht nach reinem Geisterglück noch eine Stätte bewahren, und deren Glaube noch vertrauensvoll die goldenen Ideale der Menschheit umschlungen hält.

Ihnen erscheint die „Weihnacht“ als der Abglanz jenes Glückstraums des Menschengeschlechtes, dessen Herrlichkeit in den Urweltsagen der Völker blüht, während sie als Eldorado und Atlantis dem begeisterten Blicke des Dichters aus den Tiefen des Meeres taucht, und als lockendes, leuchtendes Ziel am Ausgange der Zeiten steht.

Wer dieser Feier weihevolle Bedeutung erfaßt hat, den wird der äußere Flitter nicht stören, der sie umkleidet, und nicht der oberflächliche Tand, der anderen vielleicht als das wahre Wesen erscheint, hinter dem sie keinen ernsteren Sinn erblicken.

Mag immerhin an Tand und Flitter die Welt sich

freuen! Ein Überrest von schöner Naivität und Kindlichkeit liegt in allem Tand, und es ist nicht alles verloren, solange die Lust an Tand und Spiel unter den entsetzlich klug werdenden Menschen nicht bis auf die letzte Spur erloschen ist.

Die anderen Feste alle, die des Jahres Wechsel zurückführt, sie feiern den Sieg des Geistes, der Reife und der Männlichkeit; in der „Weihnacht" aber triumphiert das Kind und die Natur.

Tand und Flitter — finden sie nicht gerade in den Städten, dort also, wo sonst der kühle Verstand seine Orgien feiert, als Symbolik des Christabends den überschwenglichsten Ausdruck? Da flimmert Gold und Silber mit hellerem Strahl in tausend sinnbestrickenden Formen; heißer lodert der Glanz der Juwelen auf und berührt sympathisch schöner Frauenaugen verwandte Flammenglut; in hellen Schaufenstern flirrt es von farbigen Geweben, deren Glanz und Reiz das Auge besticht. Alles das erfüllt die Gemüter mit festlicher Stimmung und verpflanzt die Weihnachtsfreude selbst in des Salons blasierte Regionen.

Diese heitere Festzeit des Überflusses, der Verschwendung, des seligen Gebens und Nehmens — kann man sie im strengen Sinne eine christliche nennen? Verträgt sie sich mit dem Geiste der Entsagung und der Aszese? Hat sie nicht einen etwas heidnischen Anstrich? Leitet sie nicht unvermerkt schon ein wenig zu den Saturnalien des Karnevals, der Emanzipation des Fleisches hinüber? — Streut nicht unter der Maske des Christkindleins manch lüsterner Heidengott seinen Goldregen in den Schoß einer blondzöpfigen Danae?

Wetteifernd mit den Zauberspenden der Natur und des Handwerks schmücken die Künste sich und die Poesie in rosiger Festlaune. In gleißenden Pyramiden wächst wie aus dem Boden hervor eine goldumflitterte Literatur, deren salonfähig gewordene Außenseite nun auch der glanzverwöhnten Dame einen Blick ablockt, und der gegenüber selbst des Kritikers Gift sich in die „Milch frommer Denkungsart" verwandelt: nur schonend wagt er sie anzutasten — „so gnadenreich und heilig ist die Zeit".

Und doch — hilft all der glänzende Tand über die Leere hinweg, deren Gefühl den städtischen Lebemann und die Weltdame durchfröstelt?

Genießt ja kaum mehr die Kinderstube im Gewühle der Stadt am Christabende das reine Geisterglück und die ganze Beseligung, die ein Herz und einen Abend voll auszufüllen imstande ist. Und wo die Nacht immerfort zum Tage gemacht wird, wo tiefe, echte Nachtstille fast zur Mythe geworden, wie verlöre da nicht die „Nacht der Weihe“ viel von ihrer Weihe, die mitternächtliche Feststunde viel von ihrer Romantik, von ihrem märchenhaft anmutenden Glanz und Zauber?

Wie anders wird in ländlicher Stille, von den Wunderblumen der Sage umrankt, von den Schlaglichtern eines bedeutsamen Naturlebens umspielt, der tiefere Sinn dieser Nacht lebendig!

Da regt sich's mitternächtig in den stillen, verschneiten Gehöften, Laternenschimmer blitzt auf und huscht über die Felder, stille, ernst-frohe Menschen wallen über den blinkenden Schnee, durch den knisternden Wald, auf dessen weißverhangenen Zweigen geheimnisvolle Lichter spielen; wohl auch durch wildes Gestöber, dichte Finsternis und rauhen Dezembersturm geht es der weißen Dorfkirche zu, aus welcher feierlicher Orgelklang erbraust, das Gemüt mit süßem Schauer füllend, und deren kerzendurchstrahltes Inneres nun auf einmal die winterlichen Pilger wie ein überirdisches Asyl aufnimmt.

Glücklich jeder, in dessen Kindheitserinnerungen das Weihnachtsfest im magischen Glanze des hundertfachen Kerzensterngefunkels einer stillen, weißen, vom Gestöber des Winters umbrausten Dorfkirche fortlebt!

Ihm nur wird es völlig verständlich, welch ein glücklicher Gedanke der auf das menschliche Gemüt sich meisterlich verstehenden katholischen Kirche es war, in den Reigen der Jahresfeste, die alle sinnvoll und anregend sind, reich an feiner Symbolik und echter Poesie, auch eine *nächtliche* Feier mit einzufügen!

Nie kann das grelle Licht des Tages und seine zerstreuende Geschäftigkeit die Blüten der Herzenstiefe so reich entfalten, wie die Nacht, „unendlicher Geheimnisse schweigende Botin“, welcher Novalis seine wunderbaren Hymnen sang.

Die Feier des 10. November (1859).

Wenn innerhalb der Grenzmarken eines mächtigen Reichs Kanonendonner die Geburts- oder Namensfeier des Monarchen verkündet und fast in gleicher Stunde in allen Provinzen die Volkshymne zum Himmel braust, Segen auf das Haupt des Herrschers herabzuflehen: da ist es ein eigentümlicher, das Gemüt erhaben berührender Gedanke, so viele tausend, ja Millionen Herzen zu gleicher Zeit in einem hohen Gefühle vereinigt zu wissen. Aber ein noch erhebenderes, ein großartigeres Schauspiel des Zusammenströmens einer zahllosen Geistergemeine in einen Strom der Begeisterung erlebt am heutigen Tage die Mitwelt.

Ein Lebehoch durchbraust heute die deutschen Gauen, das an der Newa und am Bosporus nachhallt, das an der Seine und an der Themse sich wiederholt und dem Jubelgruße begegnet, den die atlantische Woge vom fernen Westen herüberträgt.

Und dieses feurige Lebehoch, das am heutigen Tage in Petersburg und Warschau, in Stockholm, Brüssel, Paris und London, in Konstantinopel und Neuyork einen Widerhall findet — dieses Lebehoch — es gilt einem deutschen Poeten, es gilt unserem Schiller.

Zum erstenmal vielleicht im Verlauf der Geschichte feiert das Erinnerungsfest eines berühmten Mannes so allgemein die ganze gebildete Welt. Zum erstenmal auch wird so festlich das Jubiläum eines nationalen Heroen vom deutschen Volke begangen. Seit Wochen hat in den Tagesblättern Schiller und seine Feier das stehende, in manchen fast das ausschließliche Thema gebildet. Eine Bewegung hat alle deutschen Städte durchzittert, wie in den Tagen einer großen politischen Umwälzung; und in erfreulichster Weise hat Österreichs Metropole begriffen, daß sie als größte Stadt Deutschlands den nationalen Dichter auch in großartigstem Stile zu feiern berufen war.

Dieses in seiner Art einzige Fest nun, das die deutsche Nation heute begeht und dem so bereitwillig auch andere Nationen sich anschließen, ist es nichts weiter als eine Huldigung, die der Dichtergröße des gefeierten Mannes gezollt wird? Nein! Nicht die absolute Rangstufe, die Schiller unter

den Hauptrepräsentanten der Weltliteratur einnimmt, gebietet, ihn allgemeiner als alle übrigen zu feiern. Steht nicht Goethe größer, umfassender, gediegener, klassischer da als Schiller? Erscheint nicht jener den Nationen Europas als Hauptvertreter der deutschen Literatur, ja als der unbestrittene Heros der Poesie des Jahrhunderts überhaupt? Und doch begreift ein jeder, daß Goethes Feier mit solcher Teilnahme aller Schichten der Gesellschaft zu feiern nicht möglich gewesen wäre. Mag die Nachwelt Goethe würdig huldigen: die innigsten Sympathien der Mitwelt knüpfen sich mit gutem Grunde an den Dichter des „Tell“.

Ist nicht Schiller unser aller erste geistige Jugendliebe gewesen? Haben nicht die Bilder alles Großen und Schönen von seinen Dichtungen aus sich uns am frühesten und tiefsten in die jugendlichen Gemüter geprägt?

Seine lyrischen Gedichte sind die volkstümlichsten, die Deutschland besitzt; sie sind es geblieben, wiewohl das eigentliche Blütenalter der deutschen Lyrik mit Uhland, Rückert, Platen, Heine, Lenau erst nach ihm anbrach. Wer von uns hätte Schillers Balladen nicht von seinen Knabenjahren her ganz oder halb im Gedächtnis behalten? Welcher Poet hat der deutschen Lyra melodischere Klänge entlockt als Schiller in den „Idealen“, der „Sehnsucht“, den „Göttern Griechenlands“, dem „Liede an die Freude“? Welches Gedicht vermag die ganze deutsche Poesie dem „Liede von der Glocke“ als ebenbürtig gegenüberzustellen? Und nun erst die Reihe herrlicher Gebilde, denen Schiller in seinen Dramen unsterbliches Leben gab! Der freiheitbegeisterte Posa, die edle Dulderin Maria Stuart, das heldenmütige Mädchen von Orleans, Karl Moor, Fiesko, Wallenstein, Tell, sind es nicht die populärsten Gestalten, die je über die deutsche Bühne geschritten?

Warum aber sind diese Gesänge, diese Gestalten in so hohem Maße populär geworden? Weil der Geist der modernen Zeit und insbesondere das Streben und Ringen des deutschen Volkes darin sich am reinsten spiegelt. In Schiller verehrt die Nation ihr eigenes höheres Selbst; in ihm huldigt sie ihrem eigenen Genius. Idealistisch — wenn auch nicht in seinen Kunstformen, doch in seiner Gefühls- und Denkweise — wird das deutsche Volk mit vollem Recht genannt.

In Schillers Dichtungen aber hat dieser Idealismus des Gedankens und der Empfindung, diese schönste Blüte germanischen Geistes, ihren edelsten Zauber entfaltet. Schiller ist der idealste Poet Deutschlands, und keiner ist, der so hoch über dem Gemeinen stünde wie er.

Ja Schiller ist der liebenswürdige Dichter der Ideale, und das macht ihn zum Lieblingsdichter der Nation. Aber er ist auch der begeisterte Sänger der Freiheit und Humanität, und das macht ihn zum Lieblingsdichter seines Jahrhunderts. Was Goethe im Faust auf den Grundlagen des allgemeinen Weltlebens im großen und ganzen hinstellt, das behandelt Schiller, dem Impulse seines Zeitalters mit glühender Seele folgend, im Kreise des staatlichen Lebens, und seine Dramen von den „Räubern" bis zum „Tell" variieren das große Thema der bürgerlichen politischen Freiheit. Und sind aus seinem Worte nicht begeisterte Worte der Vaterlandsliebe erklungen, Worte, deren Echo gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte, angeregt von den bedeutsamen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit, um so lauter in allen Herzen wiedererwacht ist? Ja, in Nord und Süd, in Ost und West empfinden es alle, um was es sich handelt, wenn Schiller gefeiert wird, — und die Gedanken, die alle dabei durchzucken, bedürfen einer weitläufigen Erörterung nicht.

Möge der geistige Segen, den diese Feier verspricht, in reichem Maße daraus entsprießen!

Mit hineingezogen durch dieses schöne Fest in den „Kult des Genius", und dadurch mit Schillers Wort und Größe vertraut gemacht, wird auch der Mann aus dem Volke die Würde und Bedeutung der Literatur und Poesie ahnen und achten lernen, wie es der Grieche gelernt, wenn er die Dichterheroen seiner nationalen Tragödie öffentlich mit dem Siegerkranze geschmückt sah. In den höheren Kreisen der Nation aber sei die Erinnerung an Schiller verknüpft mit der Kräftigung jener Gesinnungen und Ideen, die in ihm ihren begeistertsten Propheten gefunden. Nicht im äußeren Pomp allein, sondern in der Tiefe der Gemüter vollziehe sich heute eine ernste gedeihenbringende Feier. Erstarke im Andenken an Schiller der ideale, tiefe, gemütinnige Sinn, der nächst dem hohen und freien Fluge des deutschen Gedankens den vornehmsten Schmuck und Stolz unseres Volkes bildet. Nur zu

oft nennen wir Deutschen selbst uns Schwärmer und Träumer. Nein! schämen wir uns nicht, auch fernerhin inmitten des materiellen und egoistischen Treibens unserer Tage das Banner ewiger Ideen hoch emporzuhalten; ist dieses Banner einmal, wie es scheint, vorzugsweise den Händen des deutschen Volkes anvertraut, so wollen wir, wie es Bannerträgers Pflicht ist, es auch getreulich wahren und schützen. Doch nicht bloß der Gedanke des Reinmenschlichen kräftige und läutere sich im Hinblicke auf Schiller; auch der nationale Sinn wachse an Macht und Tiefe unter dem Anhauch Schillerschen Geistes. Freudigen Trost schöpfe der Vaterlandsfreund aus dieser Feier, als dem schönsten Symbole des geistigen Bandes, das segensreich und ruhmvoll die 40 Millionen deutscher Stammesgenossen umschlingt.

In diesem Sinne, und von solchen Gedanken beseelt, bringt Deutschland heute seinem Schiller ein Lebehoch in tausendstimmigem Jubel; und alle die Nationen der gebildeten Welt, die lebenskräftig teilnehmend am Fortschritte der Zeit, die geistigen Errungenschaften des Jahrhunderts von allen Seiten her ohne kleinliche Eifersüchtelei in sich aufzunehmen gewohnt sind — alle diese Nationen wissen es wohl, warum sie heute freudig mit einstimmen in Deutschlands Jubelruf. Ein Lebehoch auf Schiller ist ja ein Lebehoch auf Freiheit, Fortschritt und Humanität — ein Lebehoch auf die ewigen Ideale der Völker, auf die höchsten geistigen Güter des Menschengeschlechtes.

Dante.

(1865.)

> Se mai continga chè 'l poema sacro
> Al quale ha posto mano e cielo e terra,
> Si chè m' ha fatto per più anni macro,
> Vinca la crudeltà, che fuor mi serra
> Del bello ovile ov' io dormii agnello,
> Nimico a' lupi che gli danno guerra;
> Con altra voce omai, con altro vello
> Ritornerò poeta, ed in sul fonte
> Del mio battesmo prenderò 'l capello.
>
> Paradiso C. XXV.

Sollte es wahr sein, was der berühmte französische Romantiker, der kürzlich ein geistreiches Buch über Shakespeare

schrieb, in den letzten Kapiteln seines Werkes mit so großem Nachdrucke verkündigte: daß die Helden der rohen Kraft, der eigennützigen, ehrsüchtigen Tat, gegen die Männer des Gedankens, die Helden des Geistes in den Hintergrund treten sollen; daß die Menschheit nicht mehr besessen, sondern geführt werden, daß der Weise vor dem Helden den Vorrang haben, die „Horde der Flammen“ vor der „Legion der Lichter“ weichen soll; daß die Geschichte künftig weniger von den „coups de sabre“ als von den „coups d'idée“ Notiz nehmen soll; daß, während die Plejade der Männer der Tat sich zum Untergange neigt, erbleichend im Gefühl des baldigen Versinkens, am anderen Ende des Horizonts, im tiefen Azur des Zukunftshimmels die geheiligte Gruppe der wahren Sterne emportaucht: der Denker, der Dichter, der Künstler, der großen Erfinder, der Wohltäter des Menschengeschlechts? Dürfen wir eine Bestätigung dieses Dichterworts in den Nationalfesten erblicken, mit welchen man im letzten Dezennium angefangen hat, den Kult des Genius zu feiern, die stillen Unsterblichen zu ehren, deren Licht, wie uns die Astronomen vom Licht der höchsten Sterne berichten, noch Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende fortleuchtet, nachdem sie selbst schon lange dahin sind? Freilich ist es nicht die Person des großen Mannes, die bei solchen Gelegenheiten gefeiert wird. Trete der gefeierte Tote plötzlich wieder lebendig unter den Festreigen derjenigen, auf deren Lippen sein Name soeben begeistert schwebt, um unter ihnen aufs neue zu wandeln, zu wirken, der Enthusiasmus würde bald erkalten, und man überließe den eben Vergötterten bald wieder seinem schnöden menschlichen Schicksal. Wir dulden nur Steinbilder auf den Postamenten, kein lebendiges Bild. Damit aber gibt wohl auch der Genius sich zufrieden: erblickt er doch selbst sein tiefinnerstes Wesen nicht in seiner Leiblichkeit, sondern in dem Bleibenden, das er außer sich hinstellt, losgetrennt von seinem hinfälligen Ich.

Nie völlig dunkel war in Italien die Nacht der Barbarei, die den Tag der alten Kultur vom Anbruche der neuen schied und die Morgenröte der neuen Zeit floß jahrhundertelang mit der Abendröte der alten zusammen. In diesem Zwielicht stand der große Florentiner Dante, der erste Italiener und der letzte Römer zugleich. In seiner Seele lebte der große

Gedanke des alten Römerweltreichs fort; er träumte sich ein Italien unter kaiserlichem Zepter; im Schwert des Imperators erblickte er das einzige Gegengewicht gegen die weltlichen Übergriffe der Tiara, und vielleicht nicht mit Unrecht mochte er hoffen, daß, wäre nur ganz Italien vereint unter dem römisch-deutschen Kaiserzepter, der Schwerpunkt des Reiches wieder nach Italien fallen würde. Mit genialem Blick erfaßte der große Gibelline die Grundübel seiner Zeit, und die für jenes Jahrhundert einzig denkbaren Mittel der Abhilfe. Wehe dem Genie, das in böser, verderbter Zeit zugleich ein großer Charakter ist! Dante war beides. Er hatte das Unglück, sich die Nichtswürdigkeit seiner Epoche zu Herzen nehmen zu müssen; er besaß jenen leidenschaftlichen Eifer für das Gute und Rechte, der zu den unglückseligsten Gaben gehört, die das Geschick einem Menschenkinde verleihen kann, denn er foltert das Herz mit schmerzlichen Wahrnehmungen des Weltlaufs, an welchem die anderen kalt vorübergehen. Menschen wie Dante sind prädestiniert, zu Tode gehetzt zu werden. Seine Landsleute, die Florentiner, warfen ihn ins Exil.

Verbannt irrt er von einer italienischen Stadt zur anderen, die Seele erfüllt vom aufreibenden Widerstreit einer glühenden Liebe für seine Heimat, und eines ebenso glühenden Hasses. Er brennt vor Sehnsucht nach ihr, aber er beugt sich nicht und schleudert, immer teilnehmend an ihren Geschicken, furchtbare Pfeile in Schrift und Rede gegen sie: sie antwortet mit verschärften Dekreten ewiger Verbannung. Der Flüchtling durchirrt immerzu die italienischen Provinzen, ruhelos, unstet; jetzt weilt er in den Klöstern des Apennin, jetzt in den Alpentälern der Lombardei, jetzt an der Etsch, jetzt am Isonzo. Er lernt als Flüchtling ganz Italien kennen, und studiert an Ort und Stelle die lokalen Schattierungen der Erbärmlichkeit seiner Zeit. Er ist kein bloßer Parteimann, kein bloßer Politiker, er ist ein vollbeseelter Mensch von großer, tiefer Empfindung: ihn quält nicht bloß der Parteienhader, ihn quält die Roheit, die Unwissenheit, die Schlemmerei, alle Verkehrtheit und Verderbtheit, die er schauen muß. Aber im stillen bereitet er eine furchtbare Rache vor: aus stahlfesten Terzinen schmiedet er sich einen Himmel und eine Hölle, realer und ewiger vielleicht als die wirklichen, und hält ein Weltgericht über alles, was seine Seele verbittert hat.

Dante ist der Poet des erhabenen Zornes, und wahrlich, es gibt keine bessere Wehmutter der Dichtung, als ein hoch aufgesammelter erhabener Zorn in der Dichterbrust — in solcher Esse werden Apollons schärfste Pfeile geschmiedet; in Widerwärtigkeiten muß das Dichtergemüt gereift sein; gequält muß der Dichter sein von allen Nadelstichen und allen Keulenschlägen des Schicksals; verlassen, verstoßen muß er hinwandeln, verfolgt von den Dämonen des Hasses, der Verkennung und der leiblichen Drangsal; empört muß er sein in tiefster Seele von kleinlichen Gesinnungen um sich her, von schmählicher Selbstsucht, von unseliger Halbheit und Apathie, von Gesinnungslosigkeit, von Habgier und Genußsucht, von eitlem, prinziplosem Parteigezänk der Zeitgenossen, von Zerfahrenheit der Bestrebungen, die unfähig ist, einen großen Gedanken fest im Auge zu behalten, und die alles Große vereitelt oder nur halb gelingen läßt. Zu tief durchdrungen muß er vor allem sein vom Wehe des Vaterlandes in jenem lebendigen Vaterlandsgefühl, das keinem echten Manne fehlt, — denn Mangel an diesem Gefühl ist immer der sicherste Prüfstein der Charakterlosigkeit. Ja, der Dichter bedarf des Schmerzes, bedarf des Zorns; der echte Dichter ist stets ein Richter und jedes Weltgedicht ein Weltgericht.

Ein solches Weltgedicht und Weltgericht im höchsten Sinne aber ist Dantes „Göttliche Komödie“ — von jenen unvergänglichen Werken eines, wie sie in Jahrtausenden nur einmal der poetische Geist in seiner Vollkraft mit einer jungfräulichen Sprache zeugt. Dies Gedicht umfaßt die Lebenselemente jener ganzen Zeit in einer organisch-lebendigen Durchdringung, die man anstaunt als ein Wunder: Liebe und Haß, Empfindung und Gelehrsamkeit, Theologie und Politik, Religion und Freiheit — das alles ist ineinander gewachsen, und doch tritt jedes für sich wieder so energisch hervor, als wäre es das Hauptprinzip des Gedichts. Alle Stimmen erklingen in diesem Pandämonium: die Lobgesänge der Seligen und das Winseln der Verdammten, das Waffengeklirr der Welfen und Gibellinen und die Harmonie der Sphären. Dantes Werk ist das erhabenste, das kühnste, das tiefsinnigste, das gelehrteste, das abstruseste, wenn man will, das je geschrieben worden; wie ein Wunder steht es in der heiteren Literatur des romanischen Südens; als ein gotischer Dom türmt es

sich auf im sonnigen Lande der einschmeichelnden Melodien, im Lande der Goldorangen — mit der Macht des Genius die eigenen Landsleute des Dichters zwingend, anzuerkennen, was sie nicht immer anerkennen: das Erhabene, das Tiefsinnige, und sie daran gemahnend, daß die italische Seele einst nicht bloß der Mutterschoß des Schönen, des Zierlichen, des Gefälligen, sondern auch des Großen und des Gewaltigen war.

Ein halbes Jahrtausend ist verflossen, seit der Wanderer Dante müde zusammensank, um fern der Heimat den Todesschlaf zu schlummern. Aber horch — die Zeit ist um, es erklingen die Glocken von Florenz, vom Dantegrab in Ravenna schwebt ein unsichtbarer Geisterzug nach der Arnostadt. Der Verbannte, der Flüchtling Dante kehrt endlich heim, und die Verheißung erfüllt sich, die wir aus seiner Dichtung an die Spitze dieser Zeilen gestellt: am Quell, der ihn getauft, empfängt er den Kranz der höchsten Ehren.

Und diese Festglocken von Florenz, sie finden ein Echo überall, und mehr vielleicht als irgendwo finden sie es in deutscher Brust. Freudigen Anteil nimmt, der Tagesfehde vergessend, das deutsche Volk an der Festfreude des Landes, das doch immer jedes edel gestimmte deutsche Gemüt am meisten liebt nach dem eigenen. Zu den Gräbern, über welchen deutsche und italische Hand sich freundlich und friedlich im Geiste begegnen soll, gehört das Grab des großen Gibellinen, das Grab des Dante.

Über das Glück.

Zu Venedig hörte ich die Geschichte eines jungen Mädchens erzählen, welches mit einer merkwürdigen Konsequenz bis zum letzten Lebenshauch vom Mißgeschick verfolgt wurde. Dies Unglückskind, Natalina geheißen, stammte von begüterten Eltern; eine schöne heitere Zukunft schien dem Mädchen gewiß. Aber die Mutter starb im Wochenbette, und dem Vater ging an dem Tage, an welchem ihm das Töchterchen geboren wurde, ein Schiff auf der See mit all seinem Gut zugrunde. Bei der Kunde dieses Unglücks wurde er vom Schlage gerührt und das Kind blieb als arme Waise zurück. Eine betagte, reiche Verwandte nahm es zu sich, gewann es lieb, ließ ihm

eine gute Erziehung angedeihen und setzte das herangewachsene Mädchen zum Erben ihres ganzen Vermögens ein. Aber als die Dame starb und das Testament eröffnet wurde, da fand man in demselben einen Formfehler, um dessentwillen es umgestoßen und für ungültig erklärt wurde. Natalina stand völlig mittellos und hilflos in der Welt. Sie mußte sich als Magd verdingen. Ein junger Mensch, der Sohn vermöglicher Eltern, verliebte sich in sie. Bei dem Gange zur Kirche nähert er sich ihr wiederholt, knüpft Gespräche mit ihr an, beteuert ihr seine Liebe und gewinnt ihre Gegenliebe. Aber der armen Natalina blüht kein Glück; all ihre Hoffnung wird durch die Entdeckung vernichtet, daß der Geliebte mosaischen Glaubens sei, daß sie niemals seine Gattin werden könne. Sie macht dem jungen Manne verzweiflungsvolle Vorwürfe, des Betruges wegen, den er an ihr verübt. Er versichert sie von neuem seiner zärtlichen Liebe und will sich taufen lassen nach dem Ableben seines hochbetagten Vaters. Bald darauf wird er ans Sterbelager des Vaters nach einer entfernten Stadt gerufen. Aber noch vergehen Monate in peinlichem Harren für Natalina. Endlich stirbt der Greis. Der junge Mann läßt sich taufen und eilt zur Geliebten, um sie als seine Gattin heimzuführen. Aber das Mädchen ist einige Tage zuvor schwer erkrankt; der Tod hat sie an der Schwelle ihres Glückes hinweggerafft und eine Stunde vor Ankunft des Bräutigams ist sie zur Erde bestattet worden. Der Jüngling gibt sich ganz seinem Schmerze, seiner Verzweiflung hin; er will Natalina noch einmal sehen und läßt das Grab öffnen. Da findet man die Unglückliche in veränderter Stellung auf dem Gesichte liegend, wie jemand, der sich in entsetzlicher Qual herumgeworfen — sie ist scheintot begraben worden und erst im Grabe gestorben ...

Diese einfache Geschichte ist mir im Gedächtnisse haften geblieben und ich erinnere mich derselben oft, wenn ich zu Betrachtungen über das, was man Glück, Schicksal, Verhängnis nennt, angeregt werde.

Unser guter Freund, der gesunde Menschenverstand, sagt uns, dasjenige, was wir meinen, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen: „dieser Mensch hat Glück, jener hat Unglück“, sei bloß auf Rechnung des Zufalls zu setzen, und lächerlich sei es, an eine Vorherbestimmung, an eine Macht

zu glauben, durch welche in geheimnisvoller Weise des Schicksals Gunst oder Ungunst sich an die Fersen irgendeines bestimmten Menschen hefte.

Aber fragt nur den nächsten besten Tarockspieler: er wird, so aufgeklärt, so frei von Vorurteilen er auch sein mag, dafür einstehen, Glück und Unglück sei kein leeres Wort.

Bei Montaigne sind einige besonders wunderliche Glückszufälle zu lesen. Eine Mauer wurde bei der Belagerung einer Stadt durch eine Mine in die Luft geschleudert, fiel aber so genau in ihre Vertiefung wieder zurück, daß sie feststand wie zuvor. Ferner: einem Edelmanne begegnete es in der Schlacht, daß er von einem Pfeile gerade in ein Geschwür getroffen wurde, an welchem er seit lange litt; das Geschwür entleerte sich und war geheilt. Noch ein drittes Geschichtchen tischt der alte Schelm seinen Lesern auf, das ich nicht unterdrücken will, obgleich es einigermaßen unartig ist: Jemand warf mit einem Steine nach einem Hund und traf — seine Schwiegermutter. Se non è vero, è ben trovato.

Das sind Zufälle — aber es gibt Menschen, deren Lebenslauf eine Reihe von solchen Glückszufällen ist. Und wieder gibt es Menschen, denen die rollende Scheibe Fortunas, wie der Mond den Erdbewohnern, immer eine und dieselbe Seite, und zwar die öde, wüste Kehrseite zuwendet. Haltet Umfrage; Tausende und Abertausende werden mit trübem Lächeln bestätigen: es gibt nicht bloß einen blinden, regellos waltenden Zufall, es gibt eine geheimnisvolle Bestimmung, Glück und Unglück genannt, es gibt Glücks- und Unglückssterne, es gibt „Glückskinder“ und „Glückspilze“, es gibt „Pechvögel“ in der Welt.

Der Glaube an ein Verhängnis geht durch alle Völker und Zeiten, und von sämtlichen Arten des Glaubens und des Unglaubens ist diese die unausrottbarste in der Menschenbrust. Personen, welche nur ein spöttisches Lächeln haben für religiöse Dogmen, lassen sich doch mehr oder minder von der Idee des Fatalismus oder wenigstens von einem fatalistischen Instinkte beherrschen.

Das Sprichwort faßt die Sache, wie es seine Art ist, derb und humoristisch an:

„Wer Glück hat, dem kälbert der Ochs.“ — „Wer Glück hat und guten Wind, der kann in einem Korbe über den

Rhein fahren." — „Wer Glück hat, der mahlt ohne Wind und Wasser." — „Assai ben balla a chi fortuna suona." (Sehr gut tanzt, wem das Glück dazu aufspielt.) Und umgekehrt:

„Wer Unglück soll haben, der stolpert im Grase,
Fällt auf den Rücken und bricht sich die Nase."

Ja, so weit ist das Glück dem Bereiche der Überlegung, der Berechnung, der Vernunft entrückt, daß es vielmehr in einem geheimnisvollen Bunde steht mit der Dummheit. „Der Dumme hat's Glück." — „Mehr Glück als Verstand." — „Ein Narrenglück." — „Besser ein Quentchen Glück, als ein Pfund Weisheit." —

Noch ehrenrührigere Titel als den eines Dummkopfs hat das Sprichwort für die Glücklichen.

„Das Glück läßt sich melken
Von H—, Buben und Schälken."

In der Tat, man muß sich beinahe des Glückes schämen, und daß Erfolg zu haben schier gar als ein Verbrechen gilt, davon wissen Staatsmänner, Heerführer, Dichter und Künstler ein Lied zu singen . . .

Im Gegensatze zu den obigen Sprüchen hört man freilich auch wieder sagen: „Der Mensch ist seines Glückes Schmied" „fortes fortuna juvat" (das Glück ist auf der Seite der Tapfern) und das sind sogar goldene Worte, die jeder sich gegenwärtig halten sollte sein Leben lang. Oft klagen wir allerdings unser Geschick an, wo unser Ungeschick die Schuld hat. In unzähligen Fällen sogar wird man Glück und Unglück im Charakter des Menschen, in seiner Gemütsanlage begründet finden. Aber nicht immer! Und hier soll eben nur von jenem Teile menschlichen Geschicks die Rede sein, der unabhängig ist vom Wesen der bestimmten Persönlichkeit, unabhängig von den Eigenschaften, welche anscheinend das Lebenslos des Menschen bedingen.

„Wer Unglück hat im Spiel, hat Glück in der Liebe," ist ein triviales Sprüchlein, mit welchem jeder Dame, die eine Partie im Kartenspiel verloren hat, ihr galanter Nachbar schmeichelt, und welches vielleicht nicht mehr besagt, als die allgemeine Wahrheit, daß die launische Göttin Fortuna einen Sterblichen nicht leicht mehr als eine bestimmte Art von

Glück zuteilt. Gewiß ist, daß, wenn man zwischen der Gunst papiernen Kartenköniginnen und der Gunst der Frauen einen Vergleich anstellen wollte, in Beziehung auf die Beständigkeit der Vergleich noch zugunsten der papiernen Königinnen ausfallen dürfte. Spielerglück ist in der Tat eine Art von Glück, in deren Bereich wunderbare Fälle von Beständigkeit fast noch häufiger sind, als sensationelle Fälle von Untreue. Gewissen Personen fallen nun einmal ihr Leben lang die besten Karten zu, und wenn sie Jahre hindurch nicht mehr gespielt, so finden sie beim ersten erneuten Versuch das Glück mit ebenso rätselhafter Treue an ihre Seite gebannt wie je zuvor. Allerdings fehlt es auch in der Laufbahn des absolut glücklichen Spielers nicht an kleinen Schwankungen. Der glückliche Spieler hat in Wochen, Monden, Jahren einzelne Unglücksstunden; und die Fälle von plötzlichem Ruin eines Glücksspielers ereignen sich meist dann, wenn der Spieler das Glück, das ihn jahrelang begleitet hat und das ihn vielleicht von morgen an wieder jahrelang begleiten würde, übermütig und freventlich herausfordert, statt den Tag, den er als einen bösen erkannt hat, in Ruhe vorübergehen zu lassen.

Das Geld des Glücklichen fällt überall auf fruchtbaren Boden und trägt hundertfältige Saat. Doch zeigt bei dem Handelsmanne, dem Industriellen das Glück sich weniger noch in einer ununterbrochenen Reihe von Erfolgen, als darin, daß ein solcher, wenn ihm ein Unglück widerfährt, doch immer, wie die oben erwähnte, in die Luft geschleuderte Mauer bei Montaigne, in die alte Vertiefung zurückfällt und so feststeht, wie zuvor. —

Die Weisheit, mit welcher Schlachten zu Wasser und zu Lande gewonnen werden, ist oft nicht größer, als diejenige, mit welcher, nach der bekannten indiskreten Äußerung eines Diplomaten, im Durchschnitte die Welt regiert wird.

Und was würde selbst aus den genialen und tüchtigen Staatsmännern, wenn ihnen nicht das Glück zur Seite stünde? Man denke an Bismarck. Dürfte und könnte ein Mann dieser Art der ihm zujubelnden Menge gegenüber sprechen wie er denkt, er würde sagen: „Ihr guten Seelen, die ihr mich bis zu den Sternen erhebt und in jedem meiner Erfolge das Ergebnis unfehlbar rechnender Weisheit erblickt, ihr wißt nicht, wieviel ich diesem und jenem günstigen Zufalle ver-

danke — ihr wißt nicht, wie oft ich schwindelnd ging auf der „Schneide des Geschicks“, wie oft ich dem Abgrunde näher war als dem Gipfel — ihr wißt nicht, wie oft ich va banque spielte mit verbundenen Augen!“ —

Der Ruf der Ärzte gründet sich auf „glückliche“ Kuren. — Wenn ein kranker Mensch sich eine Arznei verschreiben läßt und dieselbe zu sich nimmt, so bessert sich entweder sein Zustand, oder er bleibt wie er ist, oder er verschlimmert sich. Genau dasselbe geschieht, wenn man die Arznei nicht zu sich nimmt, oder wenn man sich überhaupt keine verschreiben läßt. Da aber von dem Kranken wenigstens die Besserung gemeiniglich auf Rechnung der eingenommenen Arznei gesetzt wird, so ergibt sich von selbst, welcher große Spielraum dem Glücke in der Laufbahn des Arztes vergönnt ist.

Eine nicht ganz seltene Erscheinung ist der literarische Glückspilz: er ruht meistens nach einem oder ein paar glücklichen entscheidenden Trümpfen auf seinen Lorbeeren aus. Von seinem Gegenstück, dem literarischen Pechvogel, wäre viel zu erzählen. Ist er der Autor eines Epos, das Erfolg hat, so trifft dasselbe zusammen mit einem Werke gleichen Titels aus der Feder eines fürchterlichen Kritikers, welcher für sieben Blätter Rezensionen schreibt. Konzentriert er seine Kräfte jahrelang auf einen großen historischen Roman, so erscheinen zu gleicher Zeit mit demselben sechs andere große historische Romane von namhaften Autoren. Schreibt er eine Satire auf die deutsche Zwietracht, so werden während der Drucklegung derselben ihm zum Trotze die Deutschen für einige Zeit einig und schlagen die Franzosen. Verfaßt er einen Musiktext, so erliegt der Komponist unter den Händen bösartiger und feindseliger Rezensenten, und der Dichter wird „mitgefangen, mitgehangen!“ —

Glück in der Liebe! — Darf man denn so eigentlich von Glück und Unglück in der Liebe sprechen? Versteht es sich nicht von selbst, daß den Schönen die Herzen zufliegen und die Häßlichen gemieden werden? So fragt man und verweist dabei mit spöttischem Lächeln auf die unerfreulichen Züge alter Jungfern, auf das unbeholfene Wesen alternder Junggesellen. Aber Goethe war vielleicht der vollkommenste, der herrlichste Mensch und Mann, der je gelebt hat. Und er, dem das Glück sonst alles verschwenderisch in den Schoß warf,

errang sehr spät und in unzulänglichem Maße, was das Unentbehrlichste ist und wofür kein Lorbeer entschädigt: Familienglück und eine traute, behagliche Häuslichkeit. Er liebte viel und wurde geliebt; aber ein Frauenwesen, seiner würdig, ward ihm nicht zuteil; und so nahm dieser Olympier zuletzt seine Haushälterin zum Weibe, die gute Christiane, die zum Herrn Geheimrat zeitlebens aus großer Tiefe hinaufblickte, und die zwar, wie man sagt, den Kult des Bacchus, aber nicht den des Musengottes mit ihm zu teilen in der Lage war.

Ich kann mir nicht versagen, schließlich auch noch einer Art von Glück und Unglück zu gedenken, von welcher mir persönlich ganz erstaunliche Beispiele vorgekommen sind: ich meine das Wetterglück und Wetterunglück bestimmter Personen. Ich wüßte Personen zu nennen, die man getrost statt eines Barometers benützen könnte, und die man nur zu fragen braucht: „Gedenken Sie morgen einen Ausflug zu machen?“ um zu wissen, ob es für den nächsten Tag ausgezeichnet schönes oder niederträchtiges Wetter geben wird. Man erinnert sich des verstorbenen Feuerwerkers Stuwer und seines sprichwörtlich gewordenen Wetterunglücks. Dagegen soll der alte Kaiser Wilhelm — der auch sonst schon in einigen Kleinigkeiten Glück hatte — sich einer so außerordentlichen Wettergunst erfreuen, daß ihm selten oder niemals weder eine der vielen schönen Revuen, die er über seine Soldaten abhielt, noch eine Spazierfahrt durch böses Wetter — höchstens durch einen kleinen Hagel von Schrotkörnern! — verdorben worden ist. —

So gibt es also wirklich in der Welt eine geheimnisvolle, unberechenbare, in großen und kleinen Dingen launisch waltende Macht, die man Glück und Unglück oder Verhängnis nennt? Ist wirklich ein Teil der Menschen ohne Rettung dem Lose verfallen, in vergeblicher Mühsal den Stein des Sisyphus bergan zu wälzen, während anderen die goldenen Früchte des Lebens unausbleiblich in den Schoß fallen? Muß ein solcher Glaube nicht niederdrückend, ja demoralisierend auf die Unglücklichen wirken, und die Zahl der Mißvergnügten auf dem Erdenrunde vermehren, andererseits aber die Zuversicht der Glücklichen bis zu frevlem Übermut steigern?

Allerdings müßte er dies, wenn nicht jener geheimnisvollen Erfahrungstatsache launisch-eigensinniger Schicksalsgunst

oder Ungunst sich eine andere, ebenso unleugbare Tatsache gegenüberstellte.

Ich meine die bedeutsame und entscheidende Tatsache des plötzlichen Umschwungs, der oft nach langen Jahren einer mit scheinbar eiserner Konsequenz sich behauptenden Glückslage doch endlich hervortritt.

Eindringlich ist diese Lehre des endlichen und plötzlichen Umschwunges schon seit Jahrtausenden ausgeprägt in der zur Kinderfabel gewordenen Geschichte des Krösus, sowie das Unheimliche, Beängstigende eines langen, ungetrübten Glückes längst seinen lebendigen Ausdruck gefunden hat in der allbekannten Sage vom Ringe des Polykrates.

Die Vertreter hoher Schicksalsgunst in der Weltgeschichte stehen auch da als die lehrreichsten Beispiele plötzlichen Schicksalswechsels, jähen Falls. Die am meisten typische dieser Gestalten ist der erste Napoleon — dem sich aber auch der Dritte in dieser Beziehung bedeutsam an die Seite stellen läßt. —

Wechselt das Glück, so wechselt ja wohl auch das Unglück; obgleich der Umschwung von Unglück zum Glück, wie es scheint, sich seltener als der umgekehrte ereignet. Nicht immer reicht, wie bei der armen Natalina, der Schicksalsfluch bis ans Grab und übers Grab hinaus.

Zwei Dinge darf der Unglückliche zu keiner Zeit aufgeben: die Hoffnung auf den Umschwung, und den mutigen Kampf gegen das Mißgeschick.

Der Schwächling und der Feigling hat kein Recht, das Schicksal anzuklagen. Nur wer sein Leben lang mit männlichem Mute und mit dem ganzen Aufgebote seiner Kräfte bemüht gewesen, „seines Glückes Schmied zu sein“, darf sagen: „Bis hierher reichte mein Wille und meine Kraft, und hier begann mein Verhängnis.“

Und was die Hoffnung betrifft, so wüßte ich ihr keinen besseren Ausdruck zu geben, als ich ihr vor Jahren in Versen gegeben:

O verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuscht auch viel und oft!
Niederschwebt's auf goldner Brücke
Plötzlich dir und unverhofft.
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,

Einmal wird es doch erscheinen,
Einmal kommt sein Wonnetag!

Wandle nur auf seinen Spuren:
Deinem gläubigen Vertraun
Kann's erblühen auf den Fluren,
Von den Sternen kann es taun,
Aus den Lüften kann es regnen
Wie ein fallend Rosenblatt,
Plötzlich kann es dir begegnen
Mitten im Gewühl der Stadt.

Wo sich in der Wüste Schweigen
Ganz dein Mut verloren glaubt,
Kann sich's plötzlich zu dir neigen
Wie ein liebeflüsternd Haupt.
Wo sich bricht an Kerkermauern
Der Verzweiflung banges Flehn,
Kann es dir mit Wonneschauern
Plötzlich in die Seele wehn.

Sahst du deine Jugend schwinden,
Und es blieb dir unerfleht,
Kann dem Mann es Kränze winden:
Nimmer kommt es ja zu spät.
Noch den Greis kann es entzücken,
Und noch in der Todesstund'
Kann es seinen Kuß dir drücken
Segnend auf den bleichen Mund.

Ich könnte hier schließen; aber ein kleines Postskriptum habe ich noch auf dem Herzen. Geneigter Leser, wenn du einen vom Unglücke Verfolgten siehst, einen Menschen, dem im Großen und Kleinen alles quer geht, einen Pechvogel in was immer für einem Sinne — sei mild! füge kein Leid zu dem, was er schon hat, mache ihm lieber eine Freude, wenn du kannst. Insbesondere du, geneigte Leserin, gib dem Unglücklichen, den du nicht mehr liebst, nicht überdies noch einen Fußtritt! — Das Schicksal ist oft herbe und grausam; aber es kann nicht oft genug gesagt werden, daß die Liebe und Milde der Menschen vieles auszugleichen vermöchte.

Durch Liebe und Milde die Schläge des Geschickes lindern, wäre der einzig mögliche und zugleich der denkbar schönste Sieg des Menschen über das Fatum.

Über die Kunst zu schenken.

Der Trieb zu schenken ist tief eingewurzelt in der Menschennatur. „Geben ist seliger als nehmen", und „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft" — von großen ganz zu geschweigen.

Der Brauch des Schenkens ist bei den zivilisierten Nationen eher im Aufschwunge als im Sinken begriffen. Immer größer wird auch die Zahl der Festzeiten, zu welchen die Menschen sich von der Raserei des Schenkens epidemisch ergriffen zeigen. Man spielt Christkind und Nikolo mit dem Füllhorn in der Hand; man beschert Ostereier, man gibt Geburts- und Namenstagsangebinde; man feiert Jubilare mit Geschenken und verehrt selbst Monarchen kostbare Albums bei besonderen Gelegenheiten; man bringt seinen Angehörigen und Freunden Geschenke von der Reise mit; man spendet Tauf- und Firmpatengeschenke und Hochzeitsgeschenke; man beschenkt seine Braut; man hat Trinkgelder bereit für alle möglichen Dinge und Neujahrsgelder für alle möglichen Leute. Noch im Sterben bedenkt man seine Freunde mit Kleinigkeiten, und sogar den Toten werden Blumen und Kränze auf den Sarg gelegt.

Es scheint also eine ganz angenehme Sache zu sein, zu schenken. Ob aber auch eine l e i c h t e? Der alte Seneka verneint es. „Wenn einer glaubt," schreibt er, „daß Schenken eine leichte Sache sei, so befindet er sich im Irrtum — Errat si quis existimat, facilem rem esse donare. Und er fügt hinzu: „Die Sache ist gar schwer, wenn sie mit Verstand und nicht so blindlings aufs Geratewohl geschehen soll."

Es wäre also zweckmäßig, eine „Kunst zu schenken" zu schreiben, wie man eine „Kunst zu lieben" geschrieben hat.

Wenn das Schenken zu den Künsten gehört, und zwar zu den „schönen" und „freien", so muß man nicht bloß materielle, sondern auch geistige Mittel und Talente besitzen, um sie recht zu betreiben. Und selbst dann noch stößt man

häufig an und erlebt mit seinen Geschenken alle Arten von Mißerfolg, vom peinlichen „Achtungserfolg" bis zum offenen, entschiedenen, folgenschweren Fiasko.

Ein Lebemann, der über viel Geld, aber wenig Geist verfügte, verehrte seiner Schönen zu Weihnachten einen kostbaren, aber geschmacklosen Morgenanzug: ein anderer, der mehr Geist als Geld besaß, schickte der seinigen eine geheimnisvolle Schachtel, welche nach der Angabe des beiliegenden Briefchens die „schönste, für sie passendste Toilette" enthalten sollte, und als sie die Schachtel öffnete, fand sie — ein Feigenblatt. Beide Spender fielen in Ungnade, und nicht viel besser erging es vielleicht dem Franzosen, welcher vor einigen Jahren in der Pariser Gesellschaft durch Erfindung eines geistreichen Ostereies von sich reden machte. Er schickte der Dame seines Herzens ein Osterei aus Pappendeckel, in welches er ein Stück Spiegel gesteckt hatte, mit folgenden Zeilen: „Öffnen Sie dieses Ei und Sie werden das Reizendste erblicken, was ich auf dieser Welt kenne."

Jemand, der seiner Geliebten nichts schenken konnte, der schlechten Zeitverhältnisse wegen und weil er große Verluste im Börsenspiel gehabt, entwendete ihr einige Wochen vor Weihnachten eine Kassette mit wertvollem Schmuck. Die Dame war natürlich in Verzweiflung darüber, erhielt aber am Weihnachtsabende von unbekannter Hand die Kassette unverhofft zurück, und in dem Freudenrausche, in den sie dadurch versetzt wurde, verzieh sie für diesmal dem Freunde, daß er selbst nur mit einem armseligen Geschenke sich einzufinden imstande war.

Ich erinnere mich auch eines jungen Mannes, der elegante Liebschaften anknüpfte, und seinen Schönen wertvolle Ringe, Armbänder u. dgl schenkte, sie ihnen aber wieder stahl, um sie zu verkaufen und die Kosten eines neuen Geschenks davon zu bestreiten.

Gar nicht übel ist es, der Gattin oder Geliebten Lose der großen Lotterie zu schenken. Insbesondere empfiehlt sich ein solches Geschenk dem Lebemanne einer Geliebten gegenüber in den späteren Stadien des Verkehrs. Wirft ihr Fortuna einen Treffer in den Schoß, so ist sie vielleicht geborgen, und man braucht sich nicht weiter um sie zu bemühen; vielleicht teilt sie auch in ihrer ersten Freude und Rührung den Ge-

winst mit dem Spender des Loses; und ist es der Haupttreffer, den sie macht — parbleu! so ist man ja der nächste daran, sie zu heiraten!

Etwas weniger ängstlich als Lebemännern ihren Freundinnen gegenüber ist es im allgemeinen den Ehemännern gegönnt, ihren angetrauten Gemahlinnen gegenüber sich zu benehmen.

Seiner lieben Frau mag jeder Gatte zu Weihnachten oder zum Geburtstage großmütig die Kleiderstoffe oder Putzsachen schenken, die er ihr auch zu anderer Zeit — notgedrungen gekauft hätte. Ein Ehemann braucht sich auch nicht zu bedenken, seiner Gattin ein zwar kostspieliges, aber für sie unbrauchbares Geschenk zu machen, mit der Entschuldigung, er habe nicht umhin gekonnt, eben diese Sache zu kaufen, weil er sich dem betreffenden Kaufmann, seinem Freunde oder Kunden, oder Klienten, oder Wähler, dem er verpflichtet ist, habe gefällig erzeigen wollen. Die armen Frauen! Bauend auf den vor dem Altare ihm geleisteten Eidschwur, darf sich der Gatte mit größter Sorglosigkeit zu Weihnachten oder an sonstigen Geschenkterminen alles erlauben. Ziemlich bekannt ist, glaub' ich, die Anekdote von dem Ehemann, der seiner Frau zu Weihnachten ein Stück Leinwand schenkte, unter der Bedingung jedoch, Hemden daraus — für ihn zu verfertigen.

Es fehlt nicht an passenden Geschenken für solche, die man liebt, auch nicht an Geschenken für Personen, die einem gleichgültig sind, und ebensowenig an Geschenken für Feinde und solche, die man ärgern, oder an denen man sich rächen will, und die moderne Industrie kommt solchen Intentionen mit ihren Erzeugnissen oft trefflich entgegen. So kann z. B. eine Frau ihren Mann, wenn sie ihn nicht mehr liebt, oder wenn sie seines reichlichen Gambrinusopferdienstes halber ihm gram ist, mit einem Bierglase beschenken, dessen Deckel, sobald man ihn aufschlägt, die schmale Öffnung des Glases so geschickt verengt und versperrt, daß nur ein Storch aus dem Glase zu trinken vermöchte. Geeignete Danaergeschenke dieser Art sind z. B. auch elegante Wand-Zündhölzchenbehälter mit so winzig kleiner Reibfläche, daß es unmöglich ist, Streichhölzchen daran zu entzünden, — oder prächtige Federwischer aus so bunt und glänzend gefärbtem Stoff, daß der Besitzer

beim ersten Tintenklex, der darauf fällt, in Verzweiflung geraten muß — usw. usw.

Ein junges Mädchen, das man ärgern will, beschenkt man — das Mittel ist freilich beinahe zu grausam — mit einem Strauße, den man ihr anonym zusendet. Mit einem Strauße? Jawohl! Das Mädchen bildet sich nämlich ein, der anonyme Strauß komme von einem jungen Manne, der ihr gefällt und dem sie zu gefallen glaubt, und schwimmt in stillem Entzücken über diese erste verschämte Annäherung. Jetzt aber tritt der wirkliche Geber hervor, bekennt sich verblümt oder unverblümt zu dem Geschenke, raubt dem Mädchen die süßeste der Täuschungen und versetzt sie — sie muß noch obendrein dafür danken — in eine heimliche Wut, die sie wochenlang nicht verwindet.

Doch genug von diesen praktischen Winken und aus der Erfahrung geschöpften Exempeln, welche sich auf die verhältnismäßig noch immer leichte Kunst beziehen, zu gewissen Festterminen Geschenke darzubringen. Sie berühren nicht den wahren Kern der Sache. Wir müssen uns mit größerem Ernste waffnen und den Weltweisen die Frage vorlegen: Was heißt denn Schenken überhaupt? Was wollen denn die Menschen eigentlich damit? Was ist der tiefere Sinn und Zweck des Schenkens?

Eine rohe, zynische Auffassung der Dinge ist da gleich bei der Hand mit der Antwort. Man schenkt aus Eigennutz. Man schenkt, um wiederbeschenkt zu werden.

„Quisquis magna dedit, voluit sibi magna remitti“ — ist eine Behauptung des römischen Dichters Martialis. Das heißt, in die plastisch- und drastischderbe Sprache des deutschen Mittelalters übersetzt: „Mit Schenken tut man einer Gab' winken“ — „Man schenkt keinem eine Wurst, man hoffe denn, er werde auch eine Sau schlachten —“ (also Wurst wider Wurst?) — „Arme Leut', wenn sie ein Ding teuer gedenken zu verkaufen, so schenken sie es einem Reichen.“ —

Nun ja, es läßt sich nicht leugnen, daß Geschenktes oft teuerer zu stehen kommt als Gekauftes, und daß die Freundschaft großmütiger Verschwender sich als eine prekäre Sache herausstellt, da diesen verschwenderisch Großmütigen nicht bloß das eigene, sondern auch fremdes Geld „Schimäre“ ist und sie ebenso ohne Umstände nehmen als geben.

Aber es wäre ein Irrtum, es wäre ungerecht, den tieferen Sinn und Zweck des Schenkens im Eigennutz zu suchen. Ein Geschenk, in eigennütziger Absicht gegeben, ist kein Geschenk, wird nicht als solches anerkannt.

Also wäre es die Selbstlosigkeit, wäre es der Drang einer in sich befriedigenden Großmut, der bloße Trieb zu geben, um zu geben, um wohlzutun vielleicht, was dem Geschenk seine ideale Würze und Bedeutung leiht? Auch das nicht. Die Erfahrung lehrt seltsamerweise das Gegenteil. Der Geber kommt damit nur aus dem Regen in die Traufe. Ein Geschenk, von dem wir merken, daß es in eigennütziger Absicht geboten wird, verliert bloß seinen Wert, schmeichelt aber vielleicht sogar; ein Geschenk aus purer Großmut, ein Ausfluß unverlangter Gnade, macht stutzig, beschämt, verletzt. Liegt dabei die Wahrheit zugrunde, die der Spruchdichter Publius Syrus mit den Worten ausdrückt: „Eine Wohltat annehmen, heißt seine Freiheit verkaufen?“ Nein! Das würde noch immer das Gefühl der Beschämung und Entrüstung nicht erklären, mit welcher man unter Umständen gerade die uneigennützigste Gabe zurückweist. Es gilt im allgemeinen als eine Schande, sich so ohne weiteres beschenken zu lassen. Montaigne erzählt, daß die Geschenke, die man von Seite eines Sultans Soliman dem Kaiser von Calicut überbrachte, diesem ein solches Ärgernis verursachten, daß er sie nicht nur in sehr barscher Weise ausschlug, mit dem Bedeuten, er sei gewohnt zu geben, nicht zu nehmen, sondern auch die Überbringer des Geschenkes in eine tiefe Grube werfen ließ. „Wir vergeben niemals ganz den Gebenden,“ sagt Emerson; „die Hand, die uns speist, schwebt immer in Gefahr, gebissen zu werden. Wir können alles von der Liebe entgegennehmen, denn das ist nicht anders, als ob wir es von uns selbst empfingen; aber nicht von jemand, der es sich *anmaßt*, etwas zu geben.“

Die Lehre des Buddha setzt sich über das beschämende Gefühl, welches das Empfangen und Annehmen einer Gabe mit sich führt, dadurch hinweg, daß sie, ausgehend von dem Gedanken der ursprünglichen Gemeinsamkeit alles Besitzes, das Überströmen des Überflusses nach der Seite des Mangels — eine Art von *Endosmose* — als etwas Natürliches und Selbstverständliches ansieht, grundsätzlich zu danken verbietet

und das Gesetz aufstellt: „Schmeichle nie deinen Wohltätern!“

„Wer gibt,“ sagt Seneka, „ist ein Gott; wer Dank dafür verlangt ein Wucherer.“

Also auch das uneigennützige Geschenk ist darum noch lange kein echtes und läuft Gefahr, nach den Grundsätzen des Kommunismus ohne Dank entgegengenommen, oder mit Unwillen zurückgewiesen zu werden.

Aber das Wort des Rätsels ist oben schon ausgesprochen: „Wir können alles von der Liebe annehmen“ — aber nichts von dem, der sich in kaltstolzer Großmut „anmaßt“, uns zu beschenken. Das ist's. „Die Menschen“, sagt derselbe Emerson, „essen deine Gefälligkeit wie einen Apfel und denken dabei nicht an dich. Aber liebe sie, und sie erkennen dich und haben dich gern für alle Zeit“.

So wäre denn die „Kunst zu schenken“ schon in die „Kunst zu lieben“ mit einbegriffen, als ein Teil von ihr, und es wäre nicht mehr nötig, eine solche zu schreiben.

Man muß unterscheiden zwischen Wohltaten und Geschenken. Von ersteren ist hier nicht die Rede.

Geschenke sind den Opfern zu vergleichen, die man zu allen Zeiten der Gottheit brachte. Sie haben ganz denselben Sinn. Man wollte sich selbst dem Gotte geben und schlachtete symbolisch für sich ein Opfertier. Ganz so ist das echte Geschenk im schönsten, höchsten Sinne ein Symbol für die Hingabe der Persönlichkeit des Gebers, sei es in individueller, sei es in universeller Liebe. Ein Weib, das ein Geschenk von einem Manne nimmt, sagt damit, daß sie ihn selber nicht ausschlägt. So und nicht anders wird es auch von aller Welt aufgefaßt. Darum sind auch die würdigsten Gaben diejenigen, die wir gleichsam aus dem Born unserer eigentümlichen Wesenheit schöpfen: die Werke unserer Mühe, unseres Fleißes, unserer Begabung, oder was ein Teil unseres besonderen, eigentümlichen Besitzes ist.

Der Landmann schenkt Früchte, der Winzer Trauben, der jagdlustige Gutsbesitzer Hasen und Rehe, der Dichter Stammbuchverse, der Maler Skizzen von seiner Hand, die Schäferin Blumen, der Stutzer Bonbons, der Priester Heiligenbildchen und Rosenkränze, der Nabob Pretiosen, der Fürst Adelstitel und Orden — und alle meinen es gut und geben

was sie haben und worüber sie verfügen, und es ist so wenig Unrecht oder Schande, Adelstitel und Orden aus der Hand eines Fürsten anzunehmen, als Blumen aus der Hand einer Schäferin, denn wie die Schäferin über Blumen, verfügt nun einmal der Fürst über Titel und Orden und von seiner Huld erwartet man keine Sträußchen. Sein eigenster Besitz ist Macht und Ehre, und Symbole von Macht und Ehre sind die passenden Geschenke seiner Hand. Titel und Orden sind Symbole wie Blumen, und als solche so gut wie Blumen, und es hat keinen rechten Sinn, die Nase über diese Gaben zu rümpfen.

Blumen sind geborene Liebesboten und haben daher als Geschenke die erste Rolle gespielt zu allen Zeiten. Welche Art von Geschenk könnte die Rose und den Lorbeer an Universalität des Gebrauchs, an Poesie und Bedeutsamkeit übertreffen? Aber eben durch diese Universalität des Gebrauchs ist die ursprünglich so poesiereiche Blumenspende fast zu einer abgegriffenen Münze von halbverwischtem Gepräge geworden, und es kann ihr neuer Glanz und Wert nur wieder durch Umstände und die Art und Weise der Darstellung verliehen werden.

Ein schon betagter, gefeierter Künstler meiner Bekanntschaft erhielt viele Kränze und Sträuße ins Haus gesendet. Er legte kein Gewicht mehr darauf und warf sie übereinander in einen Winkel, wo sie unbeachtet im Staube verdorrten und vermoderten. Eines Tages geht er durch eine Straße der Stadt; da kommt eine ihm unbekannte, nicht mehr jugendliche Frau von bescheidenem Ansehen in einfachem Anzuge des Weges. Sie ist eben von einem Ausfluge ins Hochgebirge zurückgekehrt und trägt einen Strauß von Alpenblumen in der Hand. Sie erblickt den Künstler, erkennt ihn, ein Gedanke fährt ihr durch den Kopf — sie zaudert, schwankt ein wenig, endlich faßt sie sich ein Herz, nähert sich dem auch von ihr geehrten Manne und bittet ihn, den Strauß aus ihrer Hand anzunehmen, er komme frisch von der Alpe. Damit überreichte sie die Blumen und verschwindet mit bescheidenem Gruße. Diesen Alpenblumenstrauß warf der Künstler nicht zu den andern ...

Das echte Geschenk muß immer improvisiert und die Kunst des Schenkens mit ihm gleichsam neu erfunden scheinen.

Noch ein Wort von Geldgeschenken. Verdienen sie die Mißachtung, die man gemeiniglich gegen sie zur Schau trägt? Ich denke nicht, und wenn ich von einem, den ich liebe und beschenken will, wüßte, daß ich mit nichts in der Welt ihm eine größere Freude machen kann, als mit einer Rolle Dukaten, so würde ich ihm eine Rolle Dukaten schenken — vorausgesetzt natürlich, daß ich sie eben besäße! Kann alles zum Symbol werden, warum nicht auch das Geld?

Nichts ist so schön und poetisch, daß es nicht zu schlecht wäre für ein Geschenk, wenn es des Wertes entbehrt, den ihm die Gesinnung und die Inspiration des Augenblicks verleiht, und nichts so unscheinbar und prosaisch, daß es nicht gut genug wäre, als Geschenk seinen Zweck zu erfüllen, wenn es als solches nur sprechend, lebendig, inspiriert, spontan und naiv ist.

Aus dem Munde eines Dichters habe ich folgendes kleine Erlebnis, das hierher gehört. Vor ein paar Tagen — so lautete die Erzählung — erhielt ich aus der Ferne ein Lorbeerkränzlein in einer großen Schachtel zugesendet, das ich unter den üblichen Umständlichkeiten und Spesen von der Post im Empfang nahm, und das mir nichts Neues sagte, da mir die ehrende Ansicht der Dame, die ihn sendete, über meine Poesien schon aus ihren Briefen bekannt war. An demselben Tage kam ein Bürschchen zu mir, das sich mit poetischen Versuchen befaßt, und das mir seine Talentproben zur Begutachtung vorzulegen pflegt. Ich sehe die Versuche durch und lobe oder tadle sie. Dafür ist mir der Knabe dankbar mit der ganzen Wärme eines jugendlichen Herzens. Eben hatte ich wieder ein Heft in dieser Weise mit ihm durchgenommen. Er drückte mir seinen Dank mit einer gewissen Begeisterung aus. Plötzlich legte er seine Hand etwas verlegen an die Brusttasche seines Rockes mit den Worten: „Ich habe noch ein kleines Anliegen — aber ich weiß nicht recht, wie ich es vorbringen soll — ich habe da etwas, was Sie — verzeihen Sie — vielleicht brauchen könnten —" Dabei zog er ein dünnes Briefkuvert aus der Tasche; ich konnte mir schlechterdings nicht denken, was es enthielte.

„Nun, was ist es denn?" fragte ich, um dem Schüchternen Mut zu machen.

„Verzeihen Sie!" sagte er und überreichte mir verschämt das Kuvert.

„Nun, was ist's?"

„Entschuldigen Sie — ich habe gehört, daß Sie so sehr an Hühneraugen leiden, und ich kenne eine Frau, die auch so sehr daran leidet und mit dem größten Erfolge dieses Pflaster gebraucht, welches ausgezeichnet ist, und welches sie aus Deutschland kommen läßt — und da habe ich auch eines kommen lassen und habe gedacht . . ."

Ich mußte hell auflachen und akzeptierte das Geschenk mit heiterem, herzlichem Danke.

Soweit der Poet.

Und nun rate der geneigte Leser: welches von diesen beiden Geschenken des Tages mag dem Beschenkten in höherem Lichte erschienen sein — der Lorbeerkranz oder das Hühneraugenpflaster?

Über irrationale Bestandteile der deutschen Sprache.

Der Mensch setzt den denkenden Betrachter der Dinge in Erstaunen durch die unbewußte Kunst, mit welcher er seine Sprache bildet. Und wieder setzt er denselben in Erstaunen durch den Leichtsinn, mit welchem er seine Sprache verdirbt, nachdem er damit zustande gekommen.

Von dieser Verderbnis oder allmählichen Verkümmerung abgesehen, bleibt von Anfang an in den ausgebildeten Sprachen oft ein irrationaler Rest, welchen die geheimnisvoll wirkende unbewußte Vernunft, die im ganzen der Sprache sich kundgibt, nicht völlig bewältigt hat.

Derartige irrationale Reste finden sich vielleicht in keiner anderen Sprache so häufig wie in der deutschen. Kaum hat irgendeine andere so viel Schwankendes und einen so großen Mangel an Folgerichtigkeit. Woher mag das kommen? Liegt dabei eben dieselbe Zerfahrenheit zugrunde, eben derselbe Mangel an fester, gediegener Kraft der Kristallisation und Konsolidation, der bis zur Stunde auch die deutsche Metrik, die deutsche Orthographie, ja selbst das Staatswesen der Deutschen zu keiner sichern, einheitlichen, festen Form gelangen ließ? —

Was die unbewußte Vernunft im Bau der Sprache versäumt, was sie nicht völlig durchdrungen und bewältigt

hat, wer anders könnte berechtigt sein, es zu korrigieren, als die bewußte Vernunft der Sprachbilder in erster Reihe, der Schriftsteller?

Jeder Autor sollte sich mit seiner Muttersprache denkend beschäftigen.

Wem von uns begegnet es nicht zuweilen, daß er diesen, jenen Ausdruck nur zögernd, mit einer Art von innerem Widerstreben zu Papier bringt — eben weil er das mehr oder weniger lebhafte Gefühl von der „Irrationalität“ dieses Ausdrucks hat? —

Ich habe mich oft gewundert, daß sich die Feder des deutschen Schriftstellers nicht energischer sträubt, beispielsweise zu schreiben: „Ich habe das möglichste getan“.

Wir bedienen uns dieses absurden Superlativs auch in der Verbindung: „möglichst groß“, „möglichst tief“ usw.

Wann werden wir Deutschen uns vernünftigerweise begnügen, wie die übrigen Nationen, das „mögliche“ zu tun?

Es hat mich gefreut, wenigstens bei dem alten Kant („Kritik der reinen Vernunft,“ S. 276 der Reclamschen Ausgabe) von einer „möglich größten Vollkommenheit“ zu lesen. —

Gibt es einen Autor, der so recht con amore einen Ausdruck wie „mit nichten“ niederschreibt? Trotz seines, wie ich nicht zweifle, ehrwürdigen Alters und Ursprungs — welch ein sprachliches Mondkälbchen ist es doch, dieses „mit nichten!“

„Es nimmt mich wunder“ ist korrektes Deutsch, aber ich gestehe, daß es — mich wundernimmt.

Eins der vertracktesten Wortgebilde fand ich bei B. Goltz: „an Muten sein“ (Feigenblätter II, S. 74).

Ausdrücke wie „mit genauer Not“, „zum besten haben“, „der erste beste“ können wir kaum mehr missen oder ändern. Aber man besehe sie nur etwas genauer, oder versuche sie wörtlich in andere Sprachen zu übertragen, und man wird sich darüber klar werden, daß diese Redeweisen ziemlich salopp und unbeholfen gebildet sind.

Ein bekanntes Beispiel ungeschickter Wortbildung ist unser „Bediente“. Wie immer man diese Form erklären mag, sie bleibt eine unglückliche, dem reinen Sprachgefühl nicht sympathische. Das „lucus a non lucendo“ ist übrigens auf dem

Gebiete der Sprachbildung nicht gar so unerhört. Man findet Ausdrücke, die, wie der „Bediente", gelegentlich im Sinne des Gegenteils von dem, was sie ihrer Form oder ihrem Ursprung nach zunächst bedeuten, gebraucht werden. Ich kann nicht umhin, hier an die sonderbare Anwendung, die das französische Wort „markieren" in einer gewissen Redensart findet, zu erinnern.

Wir sagen: „Der Schauspieler markierte auf der Probe seine Rolle bloß".

Was heißt marquer? — „Bezeichnen", kennzeichnen, hervorheben. „Un goût marqué pour quelque chose" heißt eine entschiedene Neigung für etwas; un dessein marqué, une intention marquée, ist ein deutlicher Plan, eine ausgesprochene Absicht. Man sollte also denken, die Rolle markieren, heiße sie mit deutlicher Hervorhebung des einzelnen vortragen. Aber nein — es bedeutet im Gegenteil: sie leichthin, oberflächlich, ohne scharfe Betonung und Schattierung vortragen. „Markieren" also = nicht markieren.

Man wird mit einer Erklärung, mit einer Rechtfertigung zur Hand sein. Man wird mir sagen, jene Redensart bedeute das Betonen bloß der Hauptsachen, während das Nebensächliche fallen gelassen wird, und insofern sei das „Markieren" doch ein Markieren, ein Hervorheben, nämlich eben der Hauptsachen.

Aber es ist ebenso absurd zu sagen: „ich markiere meine Rolle", wenn ich sagen will: „ich markiere nur die Hauptpunkte derselben", als es absurd wäre zu sagen: „ich sehe jenen entfernten Gegenstand genau", wenn ich sagen will, ich sehe nur die Hauptpunkte, die Umrisse desselben genau. —

Wollte nun aber jemand z. B. auch das Wort „Bergbau" absonderlich und „irrational" finden, weil ja beim Bergbau nicht gebaut, sondern im Gegenteil gegraben wird, so würde es dem Sprachforscher vermutlich ein leichtes sein, den Krittler mit irgendeiner gelehrten Erklärung, mit der Darlegung einer veralteten, wenig beachteten Bedeutung des Wortes „bauen" etwa, abzutrumpfen.

Zu bedauern bleibt es jedoch immerhin, wenn wir bei einem Wortgebilde auf eine abgestorbene Bedeutung des Stammwortes zurückgehen sollen, die mit der aktuellen, lebendigen Bedeutung desselben nichts mehr gemein hat

oder gar mit ihr im Widerspruch steht. „Irrational“, und darum unsympathisch, klingt nicht bloß das, was niemals völlig sprachvernünftig (rational) war, sondern auch das, dessen vernünftiger Sprachsinn erloschen, aus dem Sprachbewußtsein verschwunden ist. Von Ausmerzung oder Umformung solcher Worte kann in den wenigsten Fällen die Rede sein: aber wenn der Sprachschatz neben einem solchen irrational gewordenen ein anderes rationales Wort zur Verfügung hat, so wird der feinsinnige Autor die Durchsichtigkeit, Klarheit und Logik der Sprache fördern helfen, wenn er dem rationalen, etymologisch gemeinverständlichen Worte den Vorzug gibt.

Wären wir gegen die Forderung etymologischer Durchsichtigkeit der Sprache nicht abgestumpft und gewöhnt, sorgsamer auf die Grundbedeutungen der Worte zu achten, so würden wir manches Lächerliche vermeiden, und uns z. B. auch nicht beikommen lassen, von einem „trocknen Humor“ zu sprechen. Was heißt humor? Feuchtigkeit! „Trockene Feuchtigkeit“ also! — Das „Volk der Denker“ verfährt zuweilen auch ein bißchen gedankenlos. —

Die deutsche Kasusbildung ist von Hause aus eine ziemlich absonderliche, kapriziöse; dazu kommt denn noch manches Willkürliche, Anomale im einzelnen. Wir sagen „von meiner Seite“, „von deiner Seite“, aber „von Seiten der Gemeinde“, „von Seiten der Kritik“ usw. Warum „von Seiten“? Was in aller Welt soll hier das angefügte **n**?

Die Schriften unserer besten Autoren sind entstellt durch falsche Kasusformen.

„Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben“, heißt es bei Goethe; und so gewöhnt sind wir an Nachlässigkeit und Willkür in der Kasusbildung, daß ich vielleicht der Erste bin, der diesen lapsus calami bemerkt und der darauf aufmerksam macht, daß es heißen müßte: „Sarkophage und Urnen“. —

Wir sagen: „ich werde es gewahr“, „er will es nicht Wort haben“. Der Verwunderung des Laien tritt hier der Grammatiker mit der Deutung entgegen, daß „es“ sei in diesem Falle alte Genitivform, gleichbedeutend mit „dessen“. Aber warum schleppen wir uns in vereinzelten Fällen mit abgestorbenen Formen, die geeignet sind, das Sprachgefühl

des Laien irrezuführen und ihn gleichsam zu narren? Wäre es nicht besser, frischweg zu schreiben und zu sagen: „ich werden dessen gewahr“, „er will dessen nicht Wort haben?“

Der Grammatiker rechtfertigt auch die bekannten Redeweisen „Euer Wohlgeboren“, Euer Exzellenz“, usw., indem er uns belehrt, „Euer“ sei in dieser Verbindung Genitiv (Vestrûm excellentia, nicht vestra). Aber wären wir nicht trotzdem berechtigt, jene, dem gegenwärtigen Sprachbewußtsein völlig fremde Genitivform auch hier über Bord zu werfen, und nach Analogie der übrigen Kultursprachen zu schreiben: „Eure Exzellenz?“ — „Euer Wohlgeboren“ täten wir am besten ganz in die Rumpelkammer der Sprache zu werfen. —

Auffälligen Kasusbildungen begegnen wir z. B. in den Ausdrücken: „über die Maßen“, „ein Pferd zu Schanden reiten“. Seltsam erscheint die Konstruktion: „Jemanden los werden“. Ein Exempel unlogischer Flexion ist die Redensart: „Sei dem, wie ihm wolle“. Warum der Konjunktiv?“

Viel Irrationales findet sich auch bei der Bildung zusammengesetzter Wörter. Noch immer glauben wir des schon von Jean Paul energisch aber vergeblich bekämpften, zwischen die beiden Bestandteile eines zusammengesetzten Wortes eingeschobenen **s** nicht entraten zu können. Es ließe sich ein Preis auf die Entdeckung eines einzigen vernünftigen Grundes für diese Einschiebung setzen. Daß der Wohlklang dadurch gefördert werde, ist eine ganz leere Einbildung. „Teilnahmslos“ klingt nicht bloß nicht besser, sondern schlechter als „teilnahmlos“. Wollen wir „rücksichtslos“ sagen, unter dem Vorwande, daß gerade das **l** hinter dem **t** übel klingt, dann müssen wir auch „lichtslos“ sagen statt „lichtlos“. Das klingt aber, wenn mir recht ist, abscheulich.

In Glockers „Mineralogie“ S. 185 fand ich das Kompositum „Formsähnlichkeit“ gedruckt. Eine unleidliche Bildung; aber ich wüßte nicht, was die Liebhaber und Verteidiger des eingeschobenen **s** konsequenterweise dagegen einwenden könnten?

Auch des Mißbrauchs, Verbalwurzeln mit Endsilben zu verbinden, welche nur zu Substantiven passen, — „reglos“, „schadlos“ — ist hier zu gedenken. Ein Feuilletonist führte kürzlich Beispiele dieses Mißbrauchs aus meinen eigenen Werken an; ich benutze die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich mir die

Mißbildungen „schadlos“, „reglos“ allerdings in früherer Zeit, durch das metrische Bedürfnis veranlaßt, einigemal entschlüpfen ließ, dieselben aber in den neueren Auflagen meiner Dichtungen längst völlig ausgemerzt habe.

Ein recht drolliges Ding, über das ich mir schon manches Mal den Kopf zerbrochen, ist unser Kompositum „Helfershelfer“. Was soll das eigentlich heißen? Der Helfer des Helfers? Also einer, der dem Helfer beim helfen hilft? Oder soll man es für eine Art von Reduplikation nehmen, die zur Verstärkung des Begriffs dient, wie ähnliches in verschiedenen Sprachen vorkommt? Sei dem wie immer, wir können das wunderliche Wortgebilde entbehren und reichen völlig aus mit dem einfachen „Helfer“.

Eine merkwürdige Denkträgheit verrät sich in gewissen korrumpierten Wortformen, in welchen statt des ursprünglichen, seltener gebrauchten Wortes ein anderes, gebräuchliches, des ähnlichen Klanges wegen kurzweg in derselben Bedeutung gebraucht wird. So sagen wir z. B. „schlecht und recht“, was ohne allen Zweifel „schlicht und richt“ lauten müßte. „Richt“ entspricht dem lateinischen rectus = „gerade“; „schlicht“ bedeutet ebendasselbe: schlichtes Haar ist gerade herabhängendes Haar, ohne Künstelei und Lockengekräusel. Ist es nicht arg, daß der Deutsche, vielleicht nur weil ihm, wie es scheint, das klanglose e mundgerechter und bequemer ist als das i, ein Wort wie „schlicht“ in „schlecht“ korrumpiert, obgleich dies letztere Wort schon seine bestimmte Bedeutung hat? Wie kommt es dazu, ganz fälschlich auch in der Bedeutung jenes andern gebraucht zu werden? Wäre es nicht ein wahres Verdienst der Schriftsteller, wenn sie den Mut hätten, mit jener korrumpierten Form zu brechen und zu schreiben „schlicht und richt“?

Die Neigung des Deutschen, bei den Worten mehr auf den Klang als auf die Bedeutung zu achten, verrät sich auch in der Naivität, mit welcher er Fremdwörter in ähnlich klingende deutsche Worte von himmelweit verschiedener etymologischer Bedeutung umsetzt, und so z. B. aus dem griechischen *μίλτος* einen „Meltau“, aus *βάναυσος* (gemeiner Handwerker) einen „Bönhasen“, aus dem indischen markata (Affe) eine „Meerkatze“ gemacht hat. Da man hier bei den Worten „Mel“, „Hase“, „Meer“ unbedingt nichts denken

darf, sind solche fast kindliche Wortbildungen nicht geeignet, die Gedankenlosigkeit überhaupt zu befördern.

Auch aus heimischen Sprachelementen zusammengesetzte Wörter erscheinen oft sinnlos, weil sie entweder in ähnlicher Weise wie die eben angeführten Fremdwörter verdeckt sind, oder die zugrunde liegende Bedeutung längst verloren gegangen ist. Unser „Maulaffe“ ist offenbar kein Affe, sondern einer der das „Maul“ offen hat; unser „Ölgötze“ hat nichts mit dem Öl zu tun, sondern ist korrumpiert aus „Elgötze“, von dem althochdeutschen Ella, „die Fremde“, so daß also ein unbehilflicher Mensch mit einem ausländischen Götzen, den man sich gerne als ungeschlacht und seltsam vorstellen mag, verglichen wird. (Siehe Blumenthals Monatshefte 1876, 6. Heft). Es geht noch an, wenn wir „Sündflut“ schreiben statt „Sintflut“, denn „Sündflut“ hat doch einen vernünftigen Sinn für uns; aber wir geraten sogleich ins Bodenlose, wenn wir uns einfallen lassen, bei „blutjung“, „blutarm“, „blutwenig“ an Blut, bei „Hagestolz“ an Stolz, bei „blitzblau“ an den Blitz, bei „Keuschlamm“ an die Keuschheit und an ein Lamm zu denken.

Nun kommt freilich der gelehrte Sprachhistoriker und sagt uns: „blut“ ist in jenen Zusammensetzungen soviel wie „bloß“, „nackt“; „Hagestolz“ ist eine Junggeselle, von „Stolze“ = Diener, Gefährte, Geselle, und „hage“ bedeutet „groß“, also ein gewöhnlicher, nicht verheirateter Knecht, Bursche, Junge, Garçon. Er wird uns ferner sagen: „blitzeblau“ und „gritzegrau“ sind Superlative, durch eine Art von Reduplikation gebildet. Ganz recht. Das Irrationale wäre hier aus der Sprechform selber hinwegdemonstriert. Wenn es sich nur ebenso leicht aus dem Bewußtsein und der Auffassung des sprechenden Volkes verbannen ließe? Es bleibt doch immerhin fatal, daß bei diesen Wortbildungen der Irrtum gar so nahe und die Erklärung so fern liegt.

Es gibt keinen deutschen Poeten, der nicht bisweilen klagte, daß er „mutterseelenallein“ ist. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie gerade die „Mutterseele“ dazu kommt, eine so ganz besondere Prärogative des Alleinseins zu besitzen.

„Flöten gehen“ — „zu Paaren treiben“ — „steinreich“ — „sternhagelvoll“ — „Backfisch“ —

„Strohwitwe“ — „Spiegelfechterei“ — „Windsbraut“ — „mit Kind und Kegel“ — papageienmäßig sprechen wir diese Ausdrücke einander nach, ohne uns darüber eine vernünftige Rechenschaft zu geben.

Ohne den mindesten Anspruch, irgend etwas dabei denken zu wollen, gebrauchen wir sprichwörtliche Redensarten vom Schlage der folgenden:

„Auf den Hund kommen“ — „in die Pfanne hauen“ — „Streit vom Zaun brechen“ — „über den Löffel barbieren“ — „einem einen Bären aufbinden“ — „etwas über den grünen Klee loben“ — „lügen wie ein roter Hund“ — „das geht noch über das Bohnenlied“ — „da liegt der Hase im Pfeffer“ usf.

Über den Ursprung dieser Redensarten sind die Gelehrten selbst nicht einig. Meist werden sie auf diese oder jene Anekdote zurückgeführt, die längst verschollen und vergessen, oder auch — wer weiß? — von irgendeinem sinnreichen Forscher zu diesem Behufe ersonnen ist. — Aber lohnt es sich denn überhaupt, das vertrackte Zeug zu verstehen? Wenn mich ein Ausländer fragt: Was will das eigentlich sagen, „über den Löffel barbieren“? soll ich ihm eine alte, vielleicht läppische Anekdote erzählen, um ihm dies zu erklären und mich von ihm auslachen lassen, wenn er sieht, daß der Deutsche sich jahrhundertelang mit wunderlichen, unsinnigen Redensarten schleppt, die auf alte, längst vergessene Anekdoten zurückzuführen sind?

Ich sehe die gelehrten Herren, denen alles, was sich auf sprachgeschichtlichem Wege nur irgendwie erklären läßt, als heilig und unantastbar gilt, die Köpfe schütteln. Aber ich wünschte über diese geschüttelten Köpfe hinweg mich durch diese Zeilen mit meinen schriftstellerischen Kollegen direkt zu verständigen. Warum soll sich der Schriftsteller nicht einem Deputierten vergleichen dürfen, der ja auch über die Köpfe der Rechtsgelehrten hinweg Gesetze gibt? —

Die schönsten Erklärungen und die gründlichsten Auseinandersetzungen derjenigen, die da glauben, ein an sich richtiges Prinzip umstoßen zu können, wenn es ihnen etwa gelingt, nachzuweisen, daß das eine oder andere der angeführten Beispiele nicht glücklich gewählt ist, werden an der Tatsache nichts ändern, daß es im Deutschen eine erkleckliche Anzahl von

Ausdrücken, Formen, Zusammensetzungen und Redensarten gibt, die entweder von Hause aus nicht rationell gebildet, oder verderbt sind, oder bei welchen die ursprüngliche etymologische Bedeutung der Bestandteile mit der gegenwärtigen in einem für die logische Klarheit und Durchsichtigkeit der Sprache bedenklichen Gegensatze steht, und daß an vielen dieser Bildungen sich zwar kaum mehr rütteln läßt, bei anderen aber es dem Schriftsteller noch immer möglich ist, entschieden Falsches oder Absurdes durch Nichtgebrauch in Vergessenheit geraten zu lassen, und Korrektes, Vernünftiges, dem lebendigen Sprachgefühl Gemäßes an seine Stelle zu setzen. Lege nur jeder dies Prinzipielle sich nach seinem Sinn zurecht und gebe er ihm praktische Folge.

Aus den „Grazer Briefen“ der „Triester Zeitung“.

Aus Graz. (26. August 1870.)

Bei der großen Beliebtheit, deren sich gegenwärtig die Telegramme aus Pont-à-Mousson und Rezonville im deutschen Lesepublikum erfreuen, dürfte die Erheblichkeit neuester Nachrichten aus Graz von vielen bezweifelt werden. Mit Unrecht. Ich könnte Ihnen manche hübsche und lehrreiche Geschichte aus Graz erzählen, die sich, wenn auch nicht mit den Telegrammen aus Pont-à-Mousson, doch mit den Erzählungen aus des Ovidius Methamorphosen zu messen imstande ist. Sie erinnern sich doch z. B., wie der thrazische Sänger Orpheus von wütenden thrazischen Weibern zerrissen wurde, nachdem er sie selbst vorher durch sein Saitenspiel zu bacchantischer Wut entflammt hatte? Eine ganz ähnliche Begebenheit ereignet sich gegenwärtig hier. Sie kennen die Grazer „Tagespost“. Jahrelang hat dies Organ das steierische Volk zu fanatischem Preußenhaß erzogen. Seit Ausbruch des Krieges macht es an Preußens Seite Front gegen den äußern Feind. Darin aber erblicken seine bisherigen, zu bacchantischer Tollwut entflammten Leser eine Schwenkung, welcher sie mit ihrer Logik nicht zu folgen vermögen — sie wittern preußischen Talerklang im Saitenspiel der „Tagespost“, ergrimmen darob, und die „Tagespost“, ein papierner Orpheus, wird täglich

wütend zerrissen von Bacchanten und Bacchantinnen, die sie selber entflammt hat. Das wunderlichste ist, daß die so Behandelte den rechten Schild der Abwehr nicht ergreift. Sie brauchte ja nur zu sagen: Seht meine Genossinnen in den österreichischen Landen — seht, wie sie alle, mit überaus wenigen Ausnahmen, denselben Ton anschlagen; — geht noch weiter, seht euch um in der gesamten europäischen, und zum Überfluß in der amerikanischen Presse — mit verschwindend wenigen Ausnahmen steht sie gegen Frankreich auf Seite der Deutschen — Alle Wetter! glaubt ihr wirklich, daß die ganze Welt gepflastert ist mit „preußischen Talern"?

Ein Glück für die „Tagespost" ist's jetzt, daß nicht alle Bewohner von Graz sich politisch gebildet haben an ihren Leitartikeln. Es sind über die Parteigruppierung der Grazer Bevölkerung sehr widersprechende Ansichten in der Welt verbreitet. Wenn es Sie interessiert, kann ich Ihnen aus guten statistischen Quellen einen genauen und authentischen Ausweis über diese Parteigruppierung geben.

Deutsch gesinnt sind: die Studenten, die Professoren, die Beamten bis zu 1000 fl. Gehalt, die Schriftsteller, die Künstler, die gescheiteren Leute, und Dr. Mitterbacher.

Franzosenfreundlich sind: die pensionierten k. k. Majore, die pensionierten k. k. Kriegs- und Verpflegungskommissäre, die Frauen aus den höheren Ständen, die Hausbesitzer in der Vorstadt, die Pfarrer und Kapläne, das „Volksblatt", die zur Ruhe gesetzten Bäckermeister, die Bierversilberer, viele Personen von hervorragender amtlicher Stellung, überhaupt die borniertere Klasse.

Neutral verhalten sich: die alten Weiber, die Damen der Demi monde, die Bettelleute und der „Steirer Seppl".

Sie haben doch gelesen, daß eine Anzahl Damen der hiesigen Aristokratie einen Preis aussetzte oder aussetzen wollte für den französischen Soldaten, der zuerst eine deutsche Kanone erobert! Wie ich höre, will auch ein Komitee adeliger Fräuleins zusammentreten, um einen Preis auszuschreiben auf das erste Paar Lederhosen, das ein braver elsässer Bauer sich aus der einem deutschen Verwundeten abgezogenen Haut verfertigen läßt. „Das Unglück von Sadowa in ihrem österreichisch-patriotischen Herzen tief empfindend," so sagten die obenerwähnten Damen, hofften sie vom edlen Frankreich den Voll-

zug der Rache an dem nichtswürdigen Preußen. „Trauer wegen Sadowa!“ Und Magenta? und Solferino? Bewogen diese Namen, edle Damen, eure „österreichisch-patriotischen Herzen“ zu keiner Trauer? Um den Sieger von Sadowa zu züchtigen, wendet ihr euch an den Franzosenkaiser, der Österreich 1859 die Lombardei abnahm und der 1866 dasselbe Österreich niederwerfen ließ, ohne eine Hand dafür zu rühren, selbst als ihm durch einen Akt beispielloser Staatsweisheit von demselben Österreich Venedig auf dem Präsentierteller dargebracht worden war?

Wunderbare Logik! so wunderbar, wie die des Grazer „Volksblatt,“ das in heulenden und zähneklappernden Leitartikeln auseinandersetzt, die preußischen Siege seien beweinenswert für ganz Europa. Denn Preußen — so jammert das Blatt — wird zu mächtig; es stört das europäische Gleichgewicht; einen solchen präpotenten Militärstaat darf Europa nicht dulden. Also die deutsche Macht ist eine Bedrohung für Europa; aber die französische Macht und Präpotenz geniert euch nicht, ihr Herren? Preußens Ehrgeiz, Preußens Annexionslust ist verdammlich, aber wenn Frankreich nach deutschen Landen giert, wenn es Deutschland den Fuß auf den Nacken setzen, es zersplittert und ohnmächtig erhalten will, das findet ihr recht und billig? Und ihr wollt, daß das deutsche Volk noch in den Reihen der Franzosen ins Feld ziehe, um ihnen diese rühmlichen Absichten verwirklichen zu helfen? Es gibt in Europa nur eine präpotente Nation, nur eine, welche das europäische Gleichgewicht stört, nicht sowohl durch ihre natürliche Macht, als durch einen ungezügelten, den Frieden der Nachbarn ewig bedrohenden Ehrgeiz. Und diese Nation ist die französische. Wenn eine Nation sich herausnimmt, blutige, verheerende Kriege zu beginnen, bloß weil ein Nachbarstaat irgendwo militärische Lorbeern gepflückt hat, bloß weil sie den Gedanken nicht ertragen kann, daß man sage, die Soldaten eines anderen Volkes seien ebenso tüchtig wie die ihrigen — gibt es eine ernstere, eine beständigere Bedrohung des europäischen Friedens? Ein Ehrgeiz wie der französische mag an sich rühmlich sein; aber die Völker Europas werden doch schwerlich Lust haben, eins nach dem andern sich abschlachten zu lassen, bloß damit der edle Ehrgeiz Frankreichs gestillt, der Ruhm seiner Soldateska nicht verdunkelt werde.

Die deutsche Macht wird den Völkern nie so gefährlich werden wie die französische. Der Deutsche ist kein Element für einen bloßen Militärstaat. Er ist ein tüchtiger Soldat, aber sein Wesen wird nie aufgehen im militärischen Geiste. Die deutsche Nation wird nie eine Nation von Klopffechtern sein. Groß in den Künsten des Friedens, wird sie das Schwert immer nur gezwungen ziehen, nicht aus bramarbasierender Streitlust, nicht aus militärischem Dünkel und fieberhafter Ruhmsucht wie der Nachbar überm Rhein ...

O Himmel, ich verfalle in echten Leitartikelstil — ich gerate ins Fahrwasser pathetischen Ernstes, während es doch meine feuilletonistische Pflicht ist, mehr oder weniger Humor zu entwickeln und den Leser mit Kleinigkeiten zu unterhalten. Aber es ist im Augenblick die allgemeine Klage, daß keiner mehr tut, was seines Amtes ist, sondern ein jeder politisch-militärisch oder patriotisch kannegießert. Die Frauen aller echten „deutschen Männer“ beklagen sich, daß ihre Gatten die ganze Nacht im Schlaf um sich schlagen und im Traum von gelungenen Attacken schwärmen, und die Wirte, bei welchen die Patrioten speisen, ringen die Hände, denn ihre Gäste denken nicht mehr an Essen und Trinken; sie hungern und dürsten nach nichts mehr als nach Telegrammen und nach Franzosenblut. Statt in die Speisekarte vertiefen sie sich in die Karte des Kriegsschauplatzes, Messer und Gabel verwenden sie nur zu demonstrativen Luftschwenkungen im Eifer des Gesprächs.

Der Hunger nach Bulletins wird glücklicherweise in diesen Tagen reichlich genug gestillt. Das einzige noch Wünschenswerte wäre einige Abwechslung im Text. Die beständigen Siegesnachrichten beginnen monoton zu werden. Man möchte beinahe wünschen, daß einmal eine kleine frische fröhliche Niederlage gemeldet würde — wäre es auch nur, daß man an die folgenden Siegesnachrichten wieder zuversichtlicher — *glauben* könnte. Es ist verdrießlich, wenn man immer nur von *Siegen* hört — auf *beiden Seiten*; es ist verdrießlich, daß immer zugleich in Berlin und Paris „Viktoria geschossen“ wird, und daß, so oft Bazaine „nach Metz zurückgeworfen wird“ — es geschieht ihm dies regelmäßig an allen geraden Tagen: am 14., 16., 18. usf. — gleichzeitig immer auch (siehe die französischen Kammersitzungsberichte) die Deutschen

„in die Steinbrüche von Jaumont“ oder sonst wohin zurückgeworfen werden. Dieser Bazaine bei Metz fängt jedenfalls an langweilig zu werden. Ich wollte, er würde einmal nach Mexiko zurückgeworfen. Wird er noch oft auf Metz zurückgeworfen, so kann es ihm nicht fehlen, daß er eines Morgens als „Graf, Herzog oder Fürst von Metz“ erwacht.

Wunderlichere Telegramme als die jetzigen hat die Welt noch nicht gelesen. „Als wir heute morgens zu retirieren gedachten, wurden wir vom Feinde, der dies nicht leiden wollte, heftig angegriffen; nach blutigem Kampfe warfen wir ihn auf allen Punkten zurück und traten den Rückzug triumphierend an.“ Oder: „Heute mittags gewahrten wir die Absicht des Feindes, Fersengeld zu geben. Dem blutigen Aufgebot aller unserer Kräfte gelang es, ihn daran zu hindern.“ Oder (siehe Meldung des „Journal officiell“): „Der Plan unseres Feldherrn, sich zurückzuziehen, ist noch nicht gelungen; wir mußten leider auf den eroberten Positionen stehen bleiben.“ — Großes Pariser Jubeltelegramm (noch ausstehend): „Sieg, Sieg! Die Preußen sind vernichtet, und unsere Heerhaufen sind in vollem ungehindertem Rückzug auf Paris!“

Wer hätte einen solchen Umschwung der Strategie und Taktik vor zehn Jahren geahnt? Es ist kein Wunder, wenn militärische Kapazitäten in Pension, die hier leben, die Köpfe bedenklich dazu schütteln. Graz ist bekanntlich das Asyl, in welches sich ausgemusterte Feldherren, größere und kleinere militärische Würdenträger bis herunter auf die mit Majorscharakter pensionierten Hauptleute zurückzuziehen pflegen. In diese Herren ist seit Eröffnung der deutsch-französischen Feindseligkeiten ein eigener Geist gefahren. Sie tun, was sie früher im aktiven Dienste zum Teil versäumten: sie studieren die Karten des Kriegsschauplatzes und zerbrechen sich den Kopf mit strategischen Studien. Kürzlich traf ich einen alten Oberst über eine französische Landkarte gebeugt. Es entspann sich zwischen uns ein Gespräch über die letzten Erfolge der Deutschen. „Haben ja die Überzahl! Die verfluchten Kerle, — haben ja die zehnfache Überzahl!“ rief erbost der alte Haudegen. „Nun stehn sie bei Metz,“ sagte ich, „die verfluchten Kerle, und werden auch dort siegen!“ — „Glauben Sie das nicht!“ rief der biedere Regimentschef in Pension, und lachte

überaus pfiffig. „Glauben Sie das nicht — hab's schon herausgebracht hier auf der Karte; da stehn die Franzosen, und da stehn die Deutschen in ihrer Übermacht — aber es hilft ihnen alles nichts, denn die Franzosen, wiewohl in der Minderzahl, sind sehr klug und gehen her und umzingeln die Deutschen ..."

Wie reichlich es auch bei uns hier vertreten sein mag, das ängstlich über die Landkarten gebeugte, bureaukratische, militärische und klerikale altösterreichische Zopftum — nicht minder groß ist die Zahl jugendlicher, frisch empfindender deutscher Herzen, die mit Jubel den Morgenhauch einer besseren, ruhmreicheren Zukunft in den Siegesbotschaften aus dem Biwak der deutschen Heere begrüßt. Aber eben der echte, glühende Patriot verhehlt sich nicht, daß das große Werk erst zur Hälfte getan ist. Er verhehlt sich nicht, daß Frankreichs Macht im Augenblick noch keineswegs zertrümmert ist, und daß bis zum völligen deutschen Siege des Blutes mindestens noch ebensoviel fließen wird, als schon geflossen ist. Niemand wird die Tüchtigkeit des deutschen Soldaten bezweifeln. Aber der französische Soldat ist Soldat im eigentlichsten Sinne des Wortes und als Soldat, Mann gegen Mann gestellt, kaum überwindlich. Wenn hier ein bebrillter Gymnasialprofessor ans Köln oder Breslau, oder ein schlesischer Leineweber als Landwehrmann bewaffnet steht, und dort ein Turko in seiner wilden Kraft, so wird man wohl zugeben, daß die größere Entschiedenheit der Prädestination für Kehlabschneiderei, für Menschenwürgerei und Schlächterei auf Seite des letzteren ist. Die größere Wildheit des Temperaments nebst Chassepots und Mitrailleusen auf französischer Seite wird immer, wenn der deutsche Erfolg ein gesicherter sein soll, durch einige numerische Überzahl und durch die höhere Intelligenz der Führung ausgeglichen werden müssen. Es wäre schon Ruhm genug für uns Deutsche, selbst wenn Bellonas Gunst weniger beständig auf unserer Seite bliebe, daß wir das übermütige Frankreich belehrt, nur der Aufwand seiner ganzen Kraft könne es vor der vernichtenden Wucht der deutschen Hiebe retten, und lächeln mag der Deutsche in dieser ernsten Zeit, wenn er sieht, wie die bramarbasierende Gallia, die mit ihren Turkos auszureichen glaubte, in der schweren Angst und Not des Augenblickes ihre Marinesoldaten, ihre Gendarmen, ihre

Zollwächter, und, wenn ich nicht irre, auch ihre Nachtwächter einberuft, um gegen das deutsche Heer im Felde Front zu machen.

Die schönste Gegend der Erde.

Ein Separatvotum.

Ich habe niemals recht begriffen, wie es die Leute eigentlich meinen, wenn sie bald Neapel, bald die Berge und Seen der Schweiz, bald den Niagarafall usw. als die schönsten und merkwürdigsten Punkte der Erde bezeichnen. Nach meiner feststehenden Überzeugung gebührt diese Bezeichnung einzig und allein dem Landstrich, welcher sich von Krems an der Donau über Gföhl, Zwettl und Weitra gegen die böhmische Grenze hin erstreckt, und welcher unter dem Namen des niederösterreichischen Waldviertels bekannt ist. Personen, welchen gegenüber ich diese Überzeugung geltend machte, haben mit hämischem Lächeln eingewendet, daß ich nicht so denken würde, wenn ich nicht zufällig in besagter Gegend, und zwar zu Kirchberg am Walde, in der Nähe von Zwettl, das Licht der Welt zuerst erblickt hätte. Ich kann diesen Umstand, nämlich da geboren zu sein, nicht leugnen, und ich vermag mich, da ich nun einmal da geboren bin, in die Lage, nicht da, sondern anderswo geboren zu sein, so wenig zu versetzen, daß ich wirklich nicht weiß, was ich denken oder nicht denken würde, wenn ich nicht da geboren wäre. Und so werde ich von meiner Behauptung, daß die schönste und merkwürdigste Gegend der Welt zu beiden Seiten der Landstraße liege, auf welcher der Kremser Stellwagen täglich durch den Gföhler Wald über Rastenberg nach Zwettl und Weitra fährt, so lange nicht ablassen, bis einer auftritt, dem es gelingt, mir das Gegenteil zu beweisen.

Ich möchte wirklich wissen, wie er das anfinge. Wollte er es z. B. versuchen, mir glaubhaft zu machen, daß irgendwo und irgendwie das Gefühl übertroffen werden könne, mit welchem ich, wenn wir Sängerknaben des Stiftes Zwettl zur Jahresschulprüfung nach Krems geführt wurden, auf der Straße mitten im Gföhlerwalde zuerst aus weiter Ferne den Spiegel der breiten, prächtigen, inselreichen Donau herüber=

blitzen sah — wollte er das versuchen, so könnte mir die Verschrobenheit und Rechthaberei, die Voreingenommenheit und Parteilichkeit eines solchen Menschen nur ein mitleidiges Lächeln abnötigen. —

Das Schöne wird leidlich in der Welt anerkannt, aber nicht so das Schönste. Sollen etwa die nüchternen Zeitungs-Feuilletons, in welchen alle Jahrzehnt einmal etwas über das Waldviertel wie über einen armen, vergessenen „Erdwinkel" gesagt wird, der Größe und Würdigkeit des Gegenstandes angemessen sein?

Da schreibt z. B. einer:

„Männiglich ist es bekannt, daß das Erzherzogtum Niederösterreich seit alter Zeit in vier Kreise (Viertel) eingeteilt ist. Eines dieser Viertel ist das „Viertel ober dem Mannhartsberge", und dessen gebirgiger (?) Teil wird seit undenklichen Zeiten das Waldviertel genannt. Man braucht nur einen Tag im Waldviertel gewesen zu sein, um die Entstehung dieses Namens zu begreifen. Überall, wohin das Auge streift, das üppigste, frische Waldesgrün in allen Farben und Schattierungen, Laubholz und Nadelholz gedeihen um die Wette, und mitten in diesen grünen, duftenden Wäldern trifft das Auge in wohltuendem Wechsel Triften und wohlbestellte Felder. Kleine Bäche und freundliche Ortschaften vollenden das Bild. Und es ist ein liebes Bild, welches sich dir darbietet, führt je ein Zufall dich in diese Gelände."

„Bescheidener Fleck Erde," ruft ein anderer aus, „von vielen nicht einmal dem Namen nach gekannt! Und doch bist du nichts weniger als arm an Schönheiten eigentümlicher Art, und wären es auch nur deine immergrünen Wälder, die wie endlose Parke rechts und links deine wohlerhaltenen Straßen säumen und der Gegend zu jeder Jahreszeit einen frischen, duftigen Reiz verleihen. Wer auch nur einige Zeit auf dir verweilt hat, vergißt dich nicht leicht wieder, und so drückt auch mir Erinnerung die Feder in die Hand."

Recht gut gemeint — aber das sind am Ende doch alles nur Lappalien und triviale Redensarten. Den rechten Verstand und das rechte Wort für die Merkwürdigkeit und Einzigkeit des Waldviertels findet man nur bei den Eingebornen, z. B. bei Ludwig Mayer, meinem Landsmanne, weitläufigen Verwandten und Freunde, einem philosophischen Autodidakten

und verwilderten Genie, Autor der Blätter „Aus der Mappe des Philosophen von Rumpelsbach“ (Hamburg, Richter, 1874), welcher der von mir vollkommen geteilten Ansicht ist, daß im Viertel ober dem Mannhartsberge ein anderer Mond scheint als im Viertel unter dem Mannhartsberge, die Vögel anders singen, die Wasser anders rauschen, und „jeder Wurm“ noch ganz anders, als anderswo, eine „Heimat“ hat. —

Im Jahre 1867 besuchte ich nach vieljähriger Abwesenheit das heimische Waldland wieder — frischte die Eindrücke der Kindheit wieder auf, und erhielt überdies auf dieser Heimatreise eine Menge von Anregungen, namentlich zu Einzelheiten der Naturschilderung, für den „König von Sion“, den ich damals eben in Angriff nahm, und dessen erster Gesang zu Schweiggers, im Hause meines lieben Vetters Koppensteiner, niedergeschrieben wurde.

„Wohlan denn,“ wird der geneigte Leser neugierig ausrufen, „beschreibe uns die Wunder deines teuern Waldviertels, die Reize, welche es zum merkwürdigsten Fleck der Erde machen!“ — Ich werde mich hüten, diese Wunder schildern und etwas mit vielen Worten aufputzen zu wollen, dessen geheimer, größter Reiz vielleicht in der Anspruchlosigkeit und Schlichtheit liegt. Zu beschreiben ist da wenig oder nichts. Ich habe dem geneigten Leser gesagt, wo nach meiner Überzeugung der schönste Fleck der Erde liegt; will er es mir nicht aufs Wort glauben, so werden ihn die flüchtigen, ganz simplen Bemerkungen, die ich folgen lasse, noch weniger überzeugen.

Das Waldviertel ist kein Gebirgsland, in welchem öde Bergkolosse auf dunkle Talschluchten herabschauen, die Seele des Menschen ängstigend; aber auch keine einförmig sich hinstreckende Ebene. Berg und Fläche berühren sich in schön ausgeglichener Mischung, in nicht erhabenem, aber anmutigem Wechsel. „Starkbewaldetes Hügelland“ nennen es trockene Geographen.

Ach die Wälder des Waldviertels! — Urwälder freilich sind auch sie nicht — nicht zu vergleichen den riesigen Nachbarwäldern des südlichen Böhmens. Aber etwas ganz anderes doch als die Gehölze mancher Alpengebirgsländer, wo zumeist hohe, aber lächerlich dünne Stämmchen wie Spazierstöckchen

den unwegsamen, von Schluchten und Erdspalten zerrissenen Berghang hinanstehen! Stämmiger Wald ist's, oft tiefere Gründe, mit allen phantastischen Schauern der Waldnatur. Aber es fehlen auch nicht die bequemen, einladend-schönen Haine in der Ebene, für welche ich schwärme, zumal wenn massige weichbemooste Felsblöcke hie und da auf freundlichen Waldwiesen und Lichtungen sich hinstrecken, die leicht zu erklettern sind, auf welchen man halbe Tage lang liegen und träumen und die roten Turmdächer der benachbarten Dörfer betrachten kann.

Der Wald ist Herr in diesem Lande; auch Wiesen und Feldern drückt er sein Siegel auf, und man sieht, daß diese den Grund und Boden nur gleichsam von ihm zu Lehen haben. Mitten auf Wiesen bemerkt man Hügel, wie Maulwurfshügel, aber von der Größe der Ameisenhaufen, reichlich bewachsen mit Heidekraut. Wacholdergesträuch wuchert auf kleinen Grastriften zwischen den Äckern. Haselstauden, die zurzeit, wenn die Nüsse reifen, einen angenehmen Geruch verbreiten, stehen dicht an den Rainen, dazwischen das unvermeidliche Heidekraut — und nicht bloß Heidekraut, sondern auch Waldmoos polstert die Raine, sowie die Hügel der Wiesengründe. Lauter vorgeschobene Posten des Waldes, des souveränen Beherrschers der Landschaft!

Hinter dem grünen Wälderschmuck, wird man denken, müsse der Reiz des bebauten Ackerlandes zurücktreten. Im Gegenteil! Nirgends stehen die Saatfelder schöner über weite Strecken verbreitet, das Aug' erfreuend durch die Farbenpracht der Blüten jener Fruchtarten, die hier vorzugsweise gebaut werden. Was kann man sich Herrlicheres denken, als weitgedehnte purpurblühende Mohnfelder? Was spricht das Auge sinniger an, als der zarte, blaublühende Lein, auf weiten Strecken im Windhauch wallend und wogend? Dieser bezaubernd schöne Anblick blühender Mohn- und Leinfelder, anderswo so selten, hier ist er etwas Gewöhnliches. Dazu die unabsehbaren Roggenfelder im Glanze der goldenen Ähren! Und hat am Ende nicht selbst die Kartoffel — der Stolz des Waldviertels — ganz hübsche Blüten, wie nur irgendeine der stolzeren Schwesterpflanzen aus dem Solaneengeschlechte?

Ich habe den überaus freundlichen Reiz weitgedehnter

Saatfelder, wie sie in meiner Heimat die Landstraße entlang, mit Hainen wechselnd, in mannigfaltiger Farbenpracht auf weiten Strecken das Aug' erquicken, meist vergebens gesucht in den Alpengegenden, wo die Gebirgstäler, durch welche die Verkehrswege laufen, wenig Raum lassen für Entfaltung imposanter Saatenpracht, und in den wenigen Ebenen die Städte sich breitmachen auf Stundenweite mit ihrem wüsten Zubehör.

Nachtigallengeschmetter wird man in den Hainen des Waldviertels nicht vernehmen. Dafür begrüßt den Fremden, der aus dem Süden kommt, ein anderer, seltsamer, fast verrufener Vogel, der da heimisch ist. Erschrick nicht, lieber Leser, wenn ich sage: der Rabe. Du würdest ihn lieb haben, wie ich, wenn du sein gar nicht übelgemeintes „Krah! Krah!" schon in der Wiege vernommen hättest. Sieh dort! Auf einem ganz kleinen Bäumchen am Wege sitzt einer dieser mächtig großen Vögel — bei der Annäherung des Wanderers fängt er erst zu krächzen an und fliegt dann fort, schwerfällig, mit gewaltigem Schwunge der Flügel. Das Bäumchen zittert noch lange von der Erschütterung. Etwas weiter vom Wege ab, auf einem Feldrain, läßt er sich nieder. Eigentümlich ist die graziöse Art, wie er, wenn er vom Fluge zum Stillstehen auf dem Boden übergeht, erst einige tänzelnde Schritte macht. Er tut es mit einer wahren Tanzmeistergrazie, die mit der sonstigen Wuchtigkeit und Unbeholfenheit des Vogels einen originellen Kontrast bildet. Das bei Leuten in Gegenden, wo der Rabe fremd ist, verschriene Rabengekrächze ist gar nicht so unangenehm, obgleich es zuweilen großartige Dimensionen annimmt, wenn die Raben in Schwärmen bald die Lüfte durchwandern, bald auf den Auen und Halden wie zu einer Beratung sich niederlassen. Von allen Seiten her klingt es zusammen, von allen Wäldern und Feldern her schließt es sich an und begrüßt sich mit ermunterndem Zuruf. Ich möchte nicht sagen, daß das Dohlengeschlecht in dieser Art den Hauch idyllischer Ruhe, wohltuenden Friedens stört, der in so ganz eigentümlicher Weise die Gefilde des Waldviertels umschwebt. Diese gar nicht unangenehmen Rufe stimmen vielmehr ganz gut zu dem ruheatmenden, besänftigenden Charakter der Landschaft durch eine gewisse Monotonie, und andererseits bringen gerade sie, wenn die trüben Nebelschleier des Herbstes über

der Gegend lagern, noch einiges Leben in die fast schon ersterbende Natur.

Den Eindruck holden, traulichen Friedens habe ich empfangen, als ich die Heimat nach langer Entfernung wiedersah, so wie ich ihn schon früher immer empfangen hatte, so oft ich als Studiosus aus der geräuschvollen Residenz mich an den mütterlichen Busen der Heimaterde flüchtete. Ein nicht zu enger, nicht zu weiter, nicht in die unendliche Ferne verlockender und nicht beängstigend eingeschränkter Horizont, sanft geschwungene, überall anmutige Linien, freundliche, das Auge erfrischende Farbentöne — das ist's, was hier den Sinn mit stillem Zauber umfängt und keines jener Gefühle aufkommen läßt, welche in großartig gestalteten Landschaften das Gemüt des Menschen aufregen, es mit einem zwar wollüstigen, aber beunruhigenden Schauer erfüllen.

Ich weiß nicht, wieviel die Erbauung einer Eisenbahn, welche das Waldviertel berührt, an der Weltabgeschiedenheit desselben geändert hat. Im Jahre 1867 war das Erscheinen eines Fremden dort noch ein Ereignis. Kam ein solcher zu Fuß oder zu Wagen des Weges, so blieben die pflügenden Rinder auf dem Felde stehen, um mit seitwärts gewendeten Köpfen die neue Erscheinung anzuglotzen. Der Bauer machte einige schwache Versuche, sie mit der Geißel anzutreiben — vergebens; am Ende tat er wie sie, und der Pflug rastete, bis der Fremde hinter dem nächsten Hügel oder Wäldchen verschwunden war. Auch das ein Bild voll idyllischer Stimmung! —

Welch ein Vergnügen machte es mir immer, abends das Vieh von der Gemeindeweide heimkehren zu sehen! Der Aufzug dieser heimwandelnden Gesamtherde war oft erstaunlich lang, wollte gar kein Ende nehmen. Die schönen Kühe und Kälber sahen brüllend nach links und rechts sich um. Die Schafe schossen, sich überstürzend, ordnungslos durcheinander und blökten kläglich; die anmutigen, teils weißen, teils schwarzen, teils gefleckten Ziegen und Ziegenböcke schritten gemessen und zierlich einher. Die Tiere wandten vom Wege durchs Dorf links und rechts sich ab, gingen den Häusern, wohin sie gehörten, und den wohlbekannten Ställen zu. —

Soll ich von den Ortschaften des Waldviertels die merkwürdigsten nennen, so muß ich diejenigen bevorzugen, die ich am besten kenne, weil ich eine längere oder kürzere Zeit da

verlebte, und weil dieselben, als Stationen meiner Lebenspilgerschaft, insonderheit meiner ersten Jugend, mit meinen ältesten Erinnerungen am engsten verwebt sind. Hoffentlich zürnt der Leser nicht, wenn sich da ein Stückchen Selbstbiographie mit einschleicht. Der Reihe nach habe ich anzuführen: das schöne, stille Kirchberg am Walde, wo ich geboren wurde, und wo ich später als Studiosus manche Ferienwoche bei Onkel Leopold zubrachte — im unvergeßlich reizenden Dachstübchen seines Hauses; das anmutige Dorf Großschönau, wo ich vom zweiten bis zehnten Jahre in mütterlicher Obhut aufwuchs; das eine Viertelstunde davon entfernte, altertümlich interessante Schloß Engelstein, wo ich täglich meinen dort bediensteten Vater besuchte, und wo die Burgfräulein, die ebenso schönen als gütigen Baronessen v. G. sich den Spaß machten, das sieben- bis achtjährige Büblein in den Anfangsgründen der französischen Sprache zu unterrichten; ferner das schöne und stattliche Cisterzienserstift Zwettl, wo ich vom zehnten bis vierzehnten Jahre als „Sängerknabe“ lebte; endlich das mir besonders ans Herz gewachsene Schweiggers, wo ich als Wiener Student meine Ferien bei Vetter Koppensteiner behaglich schwärmend, träumend und dichtend, sinnend und minnend hinzubringen pflegte.

Kirchberg am Walde hat ein schönes, hohes Schloß mit einem „Tiergarten“, einem ausgedehnten, von Rehen bewohnten Waldpark, dessen Riesenstämme die Krone dessen sind, was man echten Wald nennt. Gegenwärtig im Besitze des Herrn Fischer von Ankern, diente das Schloß vor einigen Dezennien der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich — angeschossenes Edelwild sucht die Einsamkeit — zu einem wohlgewählten Asyle ländlicher Zurückgezogenheit. O, wie es mir da schwer fällt, nicht ins Plaudern zu geraten und zu erzählen, wie die Harfenmeisterin der Prinzessin Luise — nachmaligen Herzogin von Parma — das Fräulein v. Hermannsfeld, bei meinem Onkel Leopold eingemietet, eines Tages einen elfjährigen Knaben im Garten auf und ab spazieren sah, der Verse machte — mich nämlich; ich war vom Stifte aus zu Besuch — sich die Verse zeigen ließ und sie ihrerseits der Prinzessin zeigte, wie diese hernach selbst mir ein Thema aufgab, sich des dichtenden Knaben eine zeitlang annahm usw.

Das Dorf Großschönau gefiel mir ausnehmend, als ich 1867 wieder dahinkam. Die Umgebung hat viel Eigentümliches. Als Knabe schweifte ich hier umher, bald auf den sogenannten „Panzermauern“, die sich hinter dem Ort erheben, ganz merkwürdig terrassenförmig abgestuftes Acker- und Waldland, bald im „Rabenloch“ mit der „Föhrenmühle“, einer romantischen Waldpartie in der Niederung. Ein klarer Waldbach durchfließt das „Rabenloch“ in einem steinernen Bette: der Grund ist moosiges Gestein und die Ufer desgleichen. Zur Linken des Baches und des Weges türmen die bemoosten Felsmassen sich höher auf; häufig sind die Steine wie behauen und wie von der Hand des Maurers künstlich übereinandergefügt. Zahllos ragen an manchen Stellen diese Blöcke, aber geglättet, gerundet, von Moos begrünt und gepolstert, wie sie sind, tragen sie den Charakter wüster Schroffheit nicht zur Schau.

Hinter Großschönau und Engelstein ragt gemächlich ansteigend der idyllische — ich kann diesen Ausdruck gerade hier am wenigsten entbehren — der idyllische Johannisberg. Ein Kirchlein steht auf diesem Berge und in diesem Kirchlein wird jährlich einmal eine feierliche Messe gelesen — ein Fest, auf welches ich mich das ganze Jahr freute; ich fungierte ja dabei als Ministrant! —

Wie wollte ich ein Ende finden, wenn ich einmal zu erzählen anfinge vom Stifte Zwettl und seiner bezaubernden Lage „in clara valle“ am rauschenden Kamp, inmitten herrlicher Wälder? Ich will nur der schmalen, aber sehr hohen Fassade der Stiftskirche mit ihren wirksamen statuarischen Verzierungen und dem ungewöhnlichen hohen Turm gedenken. Man kann nicht satt werden, diese schwunghaft aufstrebende Front und die edle, nicht überladene Fülle seines Schmucks zu betrachten. Desgleichen gewährt das Innere der Kirche mit dem prächtigen Hochaltar, den zahlreichen Seitenaltären, der hohen Wölbung und den ihr entsprechenden hochragenden Säulen einen merkwürdigen und seltenen Anblick.

In Schweiggers, dem Ferien-Eden meiner Jugendzeit, hatte ich mich so wohlig wie nirgends eingelebt. Den reizenden Umgebungen, den kleinen Anhöhen, Wäldchen usw. fehlte nichts als — Namen. Die gab ich ihnen und legte mir eine ordentliche Karte der Umgebung an. Da rauschte ein

„Dionysoshain“ (eine Art Seitenstück zum „Rabenloch“ von Großschönau); da fand sich ein „Germania-Wäldchen“, da standen die „Helenenbirken“, da gab es sogar eine „Burg Sion“, mit welcher es eine eigene Bewandtnis hat. Ich benannte so eine isolierte romantische Gruppe von Felsen und Haselgesträuch, auf einer einsamen Halde. Hier wuchsen seltsame Blumen; hier konnte man einen merkwürdigen Vogel wunderbar singen hören, der sonst in der Gegend nicht zu vernehmen war, oder einen ebenso durchaus fremden Schmetterling flattern sehen von einer märchenhaften Pracht; auch wuchsen hier auf den Haselstauden die Nüsse ganz besonders groß und dicht — in „Böcken“ von 8—10 Stück, bei welchem einem das Herz lachte. An diesem Orte nun hatte ich als Knabe einmal die Geschichte von dem Wiedertäuferkönig Jan von Leyden gelesen, dem „König des neuen Sion“. Diese Geschichte kam mir nicht wieder aus dem Sinn, und es traf sich schön, daß ich 1867 die langgeplante ausführlichere Geschichte dieses Königs des neuen Sion auf eben diesem heimischen Boden zu schreiben anfing, auf welchem die erste Idee dazu — der älteste meiner dichterischen Pläne — vor soviel Jahren entstanden war. —

Viel zu weit würde es mich an dieser Stelle führen, das malerische Städtchen Zwettl, Weitra mit seinem imposanten Schlosse und den Anlagen des Gabrielentals, das liebliche Gmünd, das freundliche Schrems, oder gar das schon weiter abseits liegende Waidhofen an der Thaya oder Horn mit den Herrlichkeiten des Kamptals und der Rosenburg zu schildern. Undank aber wär es, nicht wenigstens zu erwähnen, daß ich 1867 angenehme Tage zu Weitra im gastlichen Hause des Herrn Heinrich Hackl verlebte, bei welcher Gelegenheit ich auch zuerst die Bekanntschaft meines schon erwähnten Freundes und Verwandten Ludwig Mayer machte, eines Menschenoriginals, das aus Mangel an höherer Schulbildung nicht zur Klarheit durchgedrungen, dessen tiefe Gemütsanlage aber doch wenigstens in dem früher erwähnten Büchlein empfänglichen Lesern verständlich und wert werden dürfte.

Bei meinem damaligen Aufenthalte im Waldviertel erfuhr ich auch, daß in der Nähe von Hoheneich sich ein Moor befinde — ein wirkliches Torfmoor. Wie hätte mich das nicht höchlich interessieren sollen zu einer Zeit, wo mich mein

Münstersches Wiedertäufer-Epos beschäftigte, und meine Seele über den Mooren und Heiden Westfalens brütete? Ich folgte daher mit Freuden der Einladung des Herrn Gutsverwalters Raschbacher in Kirchberg und besuchte in seiner ebenso belehrenden als freundlichen Gesellschaft das besagte Moor.

Kleinere sumpfige und moorige Stellen sind überhaupt in der Gegend nicht selten, und es sollen, wie ich hörte, auch an anderen Orten Versuche, Torf zu stechen, gemacht worden sein.

Das Klima des Waldviertels ist, offen gesagt, ein wenig rauh. Spät kommen die Blüten im Frühling hervor, spärlich gedeiht das Obst und nicht immer wird es reif. Ich erinnere mich noch aus meinen Knabenjahren, wie zu Großschönau manches Jahr die Pflaumen, welche zu meiner Freude so hoffnungsgrün auf dem Baum vor dem Fenster unseres Stübchens hingen, grün blieben — und das Blauwerden meiner Nase überließen. Von der Gabe des Bacchus ist keine Rede; auch Weizen gedeiht nicht, aber wohl der Roggen, und ausgezeichnet ist der Boden für die Kartoffel, desgleichen für Mohn und Flachs, die überall, und zwar nebeneinander gebaut werden, so daß sich dem Auge jener schon gerühmte, farbenprächtige Anblick bietet, der den Blumenflor der Gärten durch frappierende Wirkung übertrifft. Streng ist der Winter, aber umso prächtiger die Schlittenfahrt, und um so herrlicher die immergrüne, mit den in der Sonne glänzenden Eisnadeln wie mit Brillanten geschmückte Wälderpracht, im Gegensatze zur blendend weißen Schneedecke des Bodens. Auch der früh eintretende Herbst hat poetische Reize. Wenn die Schleier des Oktobernebels tief heruntersinken in die Wälder, und, hier zerreißend, dort sich wieder zusammenwebend, geisterhaft um die dunklen Tannen wogen und wallen, Baum und Fels in beständigem Wechsel entschleiern und wieder verhüllen, dazu die geschwellten Waldbäche heiser brausen und in der trüben Luft das gedehnte Krah! Krah! der Dohlen vernehmlich wird — da fühlt man sich schier in die Welt Ossians versetzt, in eine Szenerie, deren ausführlichere Beschreibung man in dem Liederbuche „Sinnen und Minnen" findet in einem Gedichte, welches zu Schweiggers entstanden und „Waldgang im Herbste" überschrieben ist. —

Obgleich nicht Herr eines üppigen Bodens, darbt der Bewohner des Waldviertels doch nicht, lebt weit behaglicher

als der Älpler in den Schluchten des Hochgebirgs. Seine Kost ist eine gute, mannigfaltige, zum Teil leckere. Auch der Ärmste, der von Milchsuppe und der schmackhaften, mannigfach zubereiteten Kartoffel lebt, ist nicht sehr zu bemitleiden. Schweine- und Schafzucht liefert den Sonntagsbraten. Der Mund wässert mir aber, wenn ich an die saftigen Fleischklöße denke (flache Klöße, gefüllt mit gehacktem Rauch- oder anderem Fleisch), und an die flockigen, als Zukost exzellenten Kartoffelklöße! Aber die leckersten Gerichte der Küche des Waldviertels liefert der Mohn. Da sind zuerst die gekochten und gebackenen Mohnklöße und Mohnstrudel; dann die rabenschwarzen, mit weißem Zucker dicht bestreuten, unvergleichlichen Mohnnudeln — nicht in der Form der Suppennudeln geschnitten, sondern viel dicker und zugespitzt zylindrisch geformt. Diese Mohnspeisen sind schon darum unvergleichlich süßer und delikater als das anderswo in den Konditoreien käufliche Mohngebäck, weil man anderswo die großen, eigens zu diesem Zwecke bestimmten Mörser nicht hat, in welchen im Waldviertel die Mohnkörner mit riesigen eisernen Stößeln gründlich zerquetscht und ausgepreßt werden.

Aber was für Leute sind die Bewohner des Waldviertels? Sie sind, um zuerst von ihrem Äußeren zu reden, ein schlanker, feiner Menschenschlag. Beim Landvolke herrschen weniger plumpe, ungeschlachte oder verkümmerte Formen, als in manchen anderen Provinzen Österreichs. Bildschönen, namentlich weiblichen Gestalten, von edlem Bau und zartestem Inkarnat, begegnet man überraschend häufig. Im übrigen ist die ländliche Bewohnerschaft des Waldviertels fleißig, ehrlich, liebt die Reinlichkeit und hält auf Ehre. Bei ganz gemeinen Personen fand ich manches Mal eine gewisse naive Noblesse der Denkart. Diebstahl, Landstreicherei und selbst der Bettel sind selten. Die Bauern des Waldviertels waren die ersten, welche bei der Ablösung von Grund und Boden mit der Zahlung der Entschädigungssumme fertig wurden. Sie sind ein bildsames, aufgewecktes, warmblütiges, nicht allzu bigottes Völkchen — trotz der vielen, an den Wegen aufgerichteten roten Kreuze, an welche ich mich wenigstens aus meinen Knabenjahren erinnere. Die Bilder des Gekreuzigten auf diesen Kreuzen, mit aufgemalten Gesichtern des leidenden Heilands, gehörten der strengsten „nazarenischen“ Schule an,

und zielten ab auf Beförderung der Gottesfurcht. Wenn sie aussahen, wie sie mir in der Erinnerung vorschweben, so ist ohne Zweifel der liebe Gott damals in der Gegend weniger geliebt als gefürchtet worden.

Daß indessen, wenn auch Malerei und Bildnerei im Waldviertel noch auf einem vorraffaelischen Standpunkte stehen, die Kunst dort dennoch gepflegt wird, beweisen die Dilettantenbühnen, welche in den Städtchen, Flecken und Schlössern der Gegend blühen, auf welchen mit Feuer und schöner Vollendung gespielt wird, und die fast eine Merkwürdigkeit des Landes bilden.

Daß daß Waldviertel auch Berühmtheiten, Männer von Ruf hervorgebracht hat, versteht sich beinahe von selbst. Geschichtskundige wissen, daß hier das mutige, tatlustige Rittergeschlecht der Chuenringe gehaust hat — der „Hunde von Chuenring". Von modernen Berühmtheiten ist die am meisten populär gewordene der Karl Moor des Waldviertels, der vielgenannte, in Romanen verherrlichte Grasel. Ihm reihen weniger populär gewordene, aber auch nicht unbekannt gebliebene Namen literarisch und künstlerisch tätiger Männer sich an: der Dichter Karl Landsteiner, der Komponist und Chormeister Rudolph Weinwurm, der gelehrte Botaniker Professor Joseph Böhm in Wien, ein schriftstellernder junger Gelehrter, namens Dr. Ferdinand Grassauer in Wien, Ludwig Mayer in Weitra, und — wenn man will — der Schreiber dieses Artikels. Habe ich einen zu nennen vergessen, so bitte ich ihn, zu reklamieren; ich werde mit aufrichtigem Vergnügen seinen Namen bei nächster Gelegenheit nachtragen. —

Nach all dem hier über das Waldviertel Gesagten und Erzählten wird mancher, der nicht gerade aus dem Alpenhochlande oder von einer Pußta stammt, mancher namentlich aus Nachbarprovinzen vielleicht ausrufen: „Was ist denn an all dem so Besonderes? Dies und jenes ist ja nicht dem Waldviertel ausschließlich eigen! Auch wir haben schöne grüne Wälder und idyllische Auen"; oder: „auch bei uns wird Mohn gebaut und genossen, auch bei uns fliegen die Raben"; oder: „unser Landvolk ist gerade so fleißig und ehrlich und von schlankem Körperbau; auch wir haben bildhübsche Mädchen und berühmte Männer aufzuweisen!"

Möglich! Ich will mich mit keinem darüber streiten. Aber im Waldviertel ist das alles am Ende doch — ganz etwas anderes. Für meine Person mich außerstande fühlend, dies dem verstockten Leser klarzumachen, will ich dem vollen Wortlaute nach hierher setzen, was mein mehrerwähnter Landsmann Ludwig Mayer mit etwas ungewöhnlichen, aber aus dem Herzen kommenden Worten sagt, wie ich es mir aus einem ungedruckten Manuskripte von ihm, das sich in meiner Hand befand, vor einigen Jahren abgeschrieben. Die Stelle lautet wie folgt:

„Wenn im Frühling in den Steinfurten des Waldviertels aus dem Grün die erste rote Beere winkt, dann knospen auch bald die Rosen; es öffnet an demselben Ort, wo die erste rote Beere lacht, die erste Waldrosenknospe süß ihr Mündchen.

Der Sand der Heimat! — Die Gegenden *unter* dem Mannhartsberg haben alles — aber sie haben nicht den Sand. Es blühen dort die Reben, und die Fruchtbäume beugen sich unter ihrer Last. Aber vergebens suche ich den plätschernden, gold- und silberglitzernden Waldbach des Waldviertels.

Der Wald rauscht *unter* dem Mannhartsberg matt — und tonloser wird dort zwischen den endlosen Rebenhügeln die Sprache der Schöpfung.

Es ist mir, als hinge der Mond dort tiefer in die Welt hinein — aber ich kann mich mit ihm nicht befreunden. Es kommt mir vor, als verstünde mich der Mond dort nicht, und als spräche er *unter* dem Mannhartsberg eine fremde Sprache.

Fremd wird mir dort der Sang der Vögel. Im Waldviertel singt hingegen jeder Strauch — jedes Blatt hat eine Sprache. Der Käfer summt, und froh breitet der Schmetterling seine Flügel aus. Und jeder Wurm hat dort eine Heimat.

Und jeder Halm grüßt mich im Waldviertel — und reich und üppig wogt das Kornfeld, wallt und wogt in die Welt hinein, tausend Lieder und Träume weckend in der Brust.

Ich hab' mein Herz daheim gelassen, bei den golddurchglänzten Quellen und Bächen, bei den grünen Wiesen und bei den singenden Wäldern, im Waldviertel."

Triester Promenaden.

(1864.)

Es flaniert sich, bei Gott, sehr angenehm auf den schönen Pflastersteinen von Triest! Ein Gang über den Korso, auf dem Molo San Carlo — schon das ist eine Promenade, die sich lohnt. Viele Triester und noch mehr Triesterinnen begnügen sich auch mit dieser. Vor den Cafés der Riva, unmittelbar am teerduftigen Meerstrande, sitzen die Damen dicht gedrängt am schönen Sommerabend, Fächer schillern in ihren Händen, ein buntes Gewimmel wogt vorüber, Sang und Gitarrenklang von wandernden Minstrels durchrauschen den Strand mit einer beständigen Serenade. Nicht minder üppig schlagen Schönheit und Reichtum ihr Pfauenrad auf dem großen Molo. Hier wogt zwischen ragenden Masten ein buntes Leben. Zum Teil aber liegt in der Art und Weise, wie hier im Abenddunkel dem Zauber der Natur gehuldigt wird, etwas Mystisches, an geheimen Tempeldienst einer unbekannten Gottheit Mahnendes. Draußen an der äußersten Endspitze der riesigen Quaderzunge, die hier das Festland durch den Mastenwald hindurch in die brandende See hinausstreckt, steht immer eine Anzahl von Schweigenden, Unbeweglichen und starrt in die unbestimmte Meeresferne hinaus. Wonach starren sie nur eigentlich? Nach den Zinnen von Miramar, die weißlich durch die Nacht herüberdämmern? Oder nach der kreisenden Flamme des Leuchtturms zu ihrer Linken? Oder nach den einsamen Lichtern, die von den Bergabhängen herüberfunkeln? Nein! Sie stehen dort und starren hinaus, auch wenn die Nacht finster und trübe, auch wenn die Wellen dunkelschwarz, ohne Sternenwiderschein zu ihren Füßen brandet. Sie starren ins Leere, ins Nichts. Das Nichts hat eine anlockende Verwandtschaft mit dem Unendlichen. Ehre diesen Habitués des Molos! Vielleicht sind es Eingeborene; aber sie stehen in geheimen Beziehungen zu den beschaulichen Doktrinen Hindostans. Wer sollt' es denken? Eine Stätte des Brahamentums in so unmittelbarer Nähe von Warenballen und Ölfässern!

Aber der Molo ist nicht bloß für die Eingeweihten, die bei jeder Witterung dort ins Leere starren, ein interessanter

Ort. Herrlich und poetischer Wirkung voll ist der Eindruck, wenn man spät abends, von einem weiteren Spaziergange kommend, die noch geräuschvollen Straßen durchwandert hat, und nun bei hellem Mondlicht noch für einige Augenblicke auf den stillen Molo hinausritt. Die Mastspitzen der Schiffskolosse ragen unbewegt, das Meer schlummert und drüben über der Bucht erglühen die Bergkuppen im Mondesduft.

Es flaniert sich sogar in den Wintermondnächten Triests noch angenehm, wenn ein Borahauch, nicht allzu gewaltsam, durch die vom südlichen Vollmondlichte grell beleuchteten Gassen dahinfegt. Es liegt ein lebenanregendes Prinzip schon im hellen Mondeslicht; kein Wunder, daß es doppelt wirkt, wenn es geheimnisvoll sich mit der Urkraft des frisch von Bergeshöhen herunterbrausenden Ätherhauches verschwistert. Kein Stahlbad kann kräftiger wirken, als ein solches Flanieren, dem Borahauch entgegen, in vorgerückter Abendstunde, durch einsame, mondbeleuchtete Gassen.

Trachtet der sommerliche Besucher Triests aus der schwülen Mitte der Stadt hinaus in die landschaftliche Umgebung, so frage ich ihn zunächst, ob er irgendwo eine lebhaftere Promenade gesehen hat, als den bis in die späte Nacht hinein seiner ganzen Breite nach von Menschen wimmelnden „Aquedotto“? Wie gefällt ihm dieser vollgeschwellte Strom des fröhlichen Müßiggangs, in welchem als Nebenflüsse Lebenslust und Gefallsucht ihre hochgehenden Wellen mischen?

Wo am Ausgange des Aquedotto der Weg sich spaltet, ist mit wenigen Schritten ein Abhang erreicht, auf welchem Lämmer und lustige Ziegenböcklein grasen. Mit Villen und Gärten und einer pittoresken Kaskade steigt zur rechten des Weges die Höhe an; zur Linken rauschen und nicken hochstämmige Baumhäupter aus dem Talgrund über den Steindamm herauf; durch dichte Laubkronen blickt man ins Tal hinab und hinüber auf die jenseitige Höhe. Rückwärts liegt das schimmernde Meer und die Stadt und die niedergehende Sonne. Nichts versetzt den Wanderer so leicht in eine olympische Stimmung, als ein hochgelegener Laubgang, durch welchen die auf- und untergehende Sonne schimmert; es ist, als ob man in einem grüngoldigen Empyreum wandelte. Immer reizender wird nun zur Linken der Talgrund; idyllisch

grünen da unten die Gärten von San Giovanni; unter unzähligen weißschimmernden Landhäusern grüßt die Villa Bottacin vor allen lieblich herüber mit den farbig anmutigen Zinnen; dahinter steigen im Halbrund die schroffen Felsterrassen links zum Obelisken von Opcina, rechts zur nackten Gebirgswand empor, unter deren scharfkantigem Saume der breite Gürtel einer gewaltigen Heerstraße sich hinschlingt.

Noch haben wir kaum seit zehn Minuten die Stadt hinter uns gelassen und schon ist das Boschetto erreicht, schon atmen wir in Waldesgrün. Wir wandeln in einem nicht dichten, aber weiten Eichengehölz, das von hundert bequemen Pfaden durchkreuzt ist. In festlichen Sonntagsstunden schallt Musik die Waldhöhe hinauf, ausgehend von der Niederung, wo die braunen Quellen der Erfrischung sprudeln, während ein ganzer Völkerzug von Lustwandelnden den Hain durchschwärmt, gar nicht zu reden vom ersten Mai, an welchem das Leben des Boschettos in einem Volksfeste seinen Höhepunkt erreicht. Weiter und weiter gelangen wir, den immer schönen, immer bequemen Waldespfad hinan; auf noch breiterer, in weiterem Kreise geschwungener Straße kommen uns die eleganten Gefährte der Reichen nachgerasselt. Alles strebt zur Höhe empor, wo die Meeresfernsicht, vielleicht einzig in ihrer Art, sich auftut: Über Gebirg und Stadt und die breite schimmernde Seebucht von Muggia. Wir stehen auf der prächtigen Hochwarte des „Jägers". Hier das weitschauende „Ferdinandeo", das auf der luftigen Höhe so stolz emporragt, hinter ihm, auf noch höher ansteigendem Waldhügel, eine getürmte Ritterburg, die wir nicht um ihr Alter fragen wollen — dazu der Eichwald selbst, der, wie er den Wanderer unten in der Niederung aufgenommen und fortgeleitet bis zur herrlichen Höhe, sich nun noch stundenlang auf Abhängen und Gipfeln hinerstreckt, holde Stille gewährend und für den Pflanzenfreund eine nicht allzureiche, doch immer interessante botanische Ausbeute.

Früher und weit üppiger als im Boschetto sproßt am Abhange von San Andrea, dem Sonnenbrand und den milden Lüften des Meeres zugewendet, eine Vegetation, die den vollen Charakter des Südens trägt. Wie soll ich sie schildern, die wunderschöne Strandpromenade von San Andrea, die an Sonntagnachmittagen des Herbstes, Winters und Früh-

lings zum Schauplatz eines glänzenden Korsos wird? Zur Rechten Meeresblau, schwellendes Wellengeplätscher, zur Linken Blattgelispel, grüne Gärten — mitten inne die endlose Reihe der Karossen, aus welchen tausend Flammenaugen blitzen. — Dreifach schlingt der Lustpfad sich um den Abhang und man kann auch ganz unten unmittelbar am Saume des Meeres unter schönen Platanen wandeln. Unendlich reizend ist dieser stillere Platanenlaubgang, von der klaren Meereswelle bespült, aber fast noch verlockender ist's, den engen, schattigen Fußpfad einzuschlagen, der zwischen den beiden erwähnten Wegen mitten durch endlos dichtes Rosengebüsch sich hinzieht. O diese meerbetauten Rosengebüsche von San Andrea! Es ist ein dichter Rosenwald, Rosenhecken der edelsten Art, fast den ganzen Weg entlang sich erstreckend. Und weiter hinan, wo das Gebüsch fast zur Parkanlage sich erweitert, da wächst und treibt ganz im Freien und uneingehegt der schönste Flor edler Sträucher und Gartengewächse.

Bis gegen Servola hin führt diese unvergleichliche Promenade, zur Linken immer Villen und Gärten, zur Rechten das Meer, die schöne Bucht von Muggia, jenseits derselben die Höhe, deren abgewandte Seite sich gegen den Meerbusen von Capodistria hinabsenkt, im weiteren Hintergrunde das gewaltige Felsbergpanorama.

Alles ist hier edle Naturpoesie, von welcher jedoch selbst der Ernst und die Prosa des Lebens imposant sich abheben. Mitten in den Rosenflor hinein sieht man Palisaden gepflanzt, Rüstzeug der Bellona, gegen das unschuldige Meer hinunterdrohend, und die Göttin Industria hat Werften und Arsenale hingebaut, die mit ihren schweigenden Höfen und langhinkriechenden Hallen, wo riesiges Werkgerät gehäuft ist und die Maschinen tausend metallne Gelenke gespenstig regen, wie Tempel der lebenbeherrschenden Notwendigkeit oder des werktätigen Erdgeistes aus der Niederung heraufragen . . .

Ich weiß nicht, ob dem Leser bekannt ist, was man in italienischen Landen unter einem „giardino publico“ versteht. „Giardino publico“ bedeutet dort zuweilen einen kreisrunden, von einem Baumgange umschlossenen, von einigem Grase bewachsenen freien Platz. Hartnäckig fragt der Fremde nach dem „Garten“, und der Eingeborene bemüht sich lange vergebens, ihm klarzumachen, daß er mitten darin steht.

Triest hat glücklicherweise in diesem Punkte darauf verzichtet, die italienische Art zur Schau zu tragen. Es besitzt in seinem „giardino publico“ vor der Corsia Stadion ein blumenduftiges Schattenasyl, einen wirklichen Garten. Den ganzen Sommer über ist er ein Lieblingszufluchtsort der Triester Bevölkerung aller Schichten, die ganz oberste ausgenommen, die auf ihren Villen Schatten und Blumenduft im eigenen Hause hat und den Rest der schönen Gotteswelt nur von den Polstern ihrer Equipagen aus beaugenscheinigt. Dem vielbeschäftigten Triester im allgemeinen kann eine so schöne, nahe gelegene Anpflanzung zur Erholung und Erfrischung, namentlich in den Abendstunden, nur willkommen sein; der Dandy schlürft im Schatten blühender Maulbeer- und Bignonienbäume seinen Mokka und verfolgt den Auf- und Niedergang der Sternbilder, die ein kreisender Zodiakus der Schönheit bei den Klängen einer Musikkapelle an ihm vorüberführt. Es sind vielleicht nicht so stolze, aber ebenso schwarze und glänzende Augensterne und Haarflechten, wie diejenigen, die uns bei dem Wagenkorso von San Andrea berücken; es sind dieselben Gefahren, dieselben Bezauberungen, es ist dieselbe Koketterie, nur daß sie hier zu Fuße geht, wobei sie eher gewinnt als verliert, denn es ist bekannt, daß anderswo Prinzessinnen und Herzoginnen sich nicht durchgehends der Gabe eines würdevoll anmutigen Einherschreitens in dem Maße zu erfreuen haben, wie am Strande der Adria die Grisetten.

Wer schildert Miramar — das Schloß und alle Herrlichkeiten, die dort am Strand und auf der Höhe ausgebreitet sind? Und seine prächtige Meeresfernsicht, die nirgends breiter und glänzender sich aufrollt? Hier fühlt man sich nicht mehr bloß in den Süden, sondern gar in den Orient entrückt, oder in amerikanische Tropenzonen! Der Park ist kaiserlich. Großartigkeit bestimmt den ganzen Stil, auf breiten Strecken sehen wir die Blumenbeete hingelagert, die Farbenwirkungen sind durch massenhafte Häufungen des Gleichartigen reizvoll imposant; dabei herrscht überall Verschwendung: was da blüht, das Fremdeste, das Seltenste blüht in unzähligen Exemplaren. Und doch sieht man nur Erlesenes, Distinguiertes, es sind aristokratische Gewächse, es ist ein beau-monde der Blumen, ein Salon: Königin Flora gibt große Assemblée.

Alles Tropische steht hier im Freien um das Schloß.

Da wachsen die Hortensien unter den Bäumen auf langen Strecken hin, wie Moos oder Heidekraut; da stehen Palmlilien und Aloen und Blumenrohre zahllos die Felshöhe hinauf und den Strand entlang, da ragt in der Mitte jedes Blumenfeldes die Araukarie oder ein fremdes Liliengewächs, im Wasserbecken schwimmt die blaue Seerose, die Blume der Isis, und eine lauschige Stelle gibt es, wo, freilich den Fuß in Töpfen verstohen bergend, Fächer- und Fiederpalmen mit Pandanus- und Arumgewächsen und Ficus elastica und Magnolien ihre Blätterfülle über den schattigen Sitz breiten.

Schönes Mexiko, Heimatland der Sonnenblume! Heimatland der edelsten Blumen überhaupt, die Europas Gärten schmücken! Lange vor dem Eintreffen der Überbringer der Krone Montezumas haben deine Blumenboten in Miramar von Buena Vistas Gärten und vom Kaiserpalast im Zypressenwalde Chapultepecs geflüstert . . .

Zu Frühlings- und Herbstausflügen lockt die Hochwarte von Opcina mit ihrem berühmten Land- und Seepanorama, von Reisebeschreibern und Dichtern als einer der schönsten Aussichtspunkte der Welt gefeiert. Aber auch den reizvollen Weg dürfen wir nicht vergessen, dessen sanft ansteigende Linie, mit der Straße von Miramar eine Strecke parallel, am Bergesabhang zur pittoresken Höhe von Prosecco hinüberführt. Zur Rechten steigen die Felsabhänge schroffer und schroffer empor und bilden zuletzt, unmittelbar vor Prosecco wahrhaft schwindelnde Grate; zur Linken aber liegt unten in seiner Tiefe, „glatt, sonnig und endlos das lebendige, herzerfeuende Grün der Meereswelle, vom Zephir so fein gekräuselt wie ziselierte Smaragdflächen mit dunkelblauen Furchen und funkelnden Silberstreifen.“ In reinen Umrissen steigt neben dem spiegelglatten Plan der See das zackige Felsgebirg empor, und die Küste wie das Meer schwimmt im Sonnenduft.

Hundert Campagnenwege führen nach allen Richtungen von Triest ins Freie hinaus, und es mag uns oft gelingen, daß wir, einen derselben aufs Geratewohl einschlagend, zu herrlichen Aussichtspunkten, vielleicht auch zu anmutigen Ruheplätzen gelangen, Aber freilich bei weitem nicht immer; den größten Teil dieser Bezirke, zu welchen die Campagnenwege führen, hat der Privatbesitz unter sich geteilt; die „beaty

possidentes" haben ihre Hände darauf gelegt. Wir sehen eine liebliche Stelle, einen Wiesenhang, ein Wäldchen so einladend herüberwinken: wir eilen darauf zu, aber siehe da, so sehr wir eilen, wir kommen doch zu spät; schon hat ein anderer den reizenden Bezirk für sich eingefriedet, hat eine schöne Villa hingebaut und eine hohe Gartenmauer, nach Landesbrauch besteckt mit spitzigen Glasfragmenten, die wie blutlechzend in der Sonne funkeln. Aber wir müssen doch auch bedenken, daß die Villen der reichen Leute dasjenige, was sie der Landschaft und ihrem freien Genusse rauben, dadurch ersetzen, daß sie das Landschaftsbild wieder in anderer, anziehender Weise ergänzen und vollenden. Das Panorama von Triest wäre in der Tat nicht halb so anmutend, ohne den reichen und stolzen Kranz seiner Villen.

Die Sage erzählt von öden Bergen, von düsteren Felswänden im Waldesdunkel, wo der Wanderer ängstlich innehält: plötzlich aber erschließt sich ein moosüberwachsenes Pförtlein, der Wanderer tritt ein, und es schimmert ihm eine unterirdische Herrlichkeit entgegen mit Zaubergärten, Springbrunnen und goldenen Gemächern, wo ein Gnomenkönig Hof hält oder eine schöne Waldesfee. Nicht ganz so, aber doch in ähnlicher Weise ergeht es uns, wenn wir die wenig anziehenden Gründe durchschreiten, die in der Talniederung von San Giovanni die Villa Bottacin umgeben. Plötzlich erreichen wir ein Pförtchen, das sich unscheinbar in eine Ecke schmiegt, aber das Pförtchen tut sich auf und wir betreten ein Blumen-Eldorado*). Das steht in seiner Umgebung so kontrastierend hingezaubert, wie ein Gaukelbild der Fata Morgana in der Wüste: wir fürchten, es könne plötzlich in nichts verschwinden. Aber es ist kein Blendwerk, es hält Stand. Wir schreiten weiter auf dem reichbebüschten Terrain, das in den pittoreskesten Krümmungen steigt und fällt und sich wendet, und nach rückwärts an einen romantischen Berghang sich lehnt. Auch die Umgegend erscheint uns von diesem Standpunkte aus in neuem Lichte, wie umgezaubert. Ein gewaltiger Bach durchrauscht den Grund. Wir betreten auf der Höhe den Vorsaal eines glänzend ausgestatteten Pavillons,

---

*) Die Schilderung gilt von der Zeit des Aufenthaltes des Verfassers in Triest.

geschmückt mit Statuetten und Bildern — eine Vorahnung gewährend von den reichen Kunstschätzen, welche das Innere der Villa birgt, und mit welchen wir uns diesmal so wenig beschäftigen wollen, als mit dem architektonischen Reiz und Wert der zierlichen Villa selbst. Halten wir uns an das Landschaftliche, die Naturszene, den Park. Durch dicht verschlungenes Gebüsch führt uns der Pfad in eine Grotte, die eine künstliche Beleuchtung mit magischen Feuerschein erfüllt. Wir wandeln vorüber an kleinen Teichen, wo die riesigen Blätter fremder Wasserpflanzen den Wellenspiegel bedecken. Wir betreten ein Schweizerhaus, wo die erlesenste Sammlung ausgestopfter Vögel und sonstiger naturhistorischer Merkwürdigkeiten uns anzieht. Während mit jedem Schritt der Ausblick in die Ferne reizvoll wechselt, umdrängt uns in unmittelbarer Nähe der üppigste Flor von südlichen Gewächsen; die Vegetation überwuchert sich fast urwaldlich: Höhen und Tiefen, Felswände und Bachufer, alles ist von einem dichten Teppich von Schlingpflanzen überkleidet. Nun aber betreten wir die „stufa“ — das Warmhaus, wo wir plötzlich eine berauschend gewürzte Tropenluft atmen. In diesem Ranme wird uns zumut, als hätten wir Opium getrunken oder eine Äthernarkose mit uns vornehmen lassen. Worin liegt das Eigentümliche, Geheimnisvolle dieser Wirkung? Ein überaus anmutiges, feines Wellen- oder Tropfengeriesel ist's, das unter den Riesenblättern der Tropenpflanzen aus verborgenen Quellen sprüht, den Sinn bestrickt, bevor das Ohr es unterscheidet, und mit dem Würzeduft der Pflanzen vereinigt, die Sinne in einen süßen, träumerischen Zustand einlullt. Wir sind hier in einen Zauberbann geraten, dem wir nicht mit oberflächlichen Eindrücken entrinnen. Alles ist darauf eingerichtet, das Gemüt anzuregen, romantisch poetische Wirkungen hervorzubringen. Die Stämme fremder Gewächsriesen sind mit Moos überzogen und dieses wieder mit dem feinsten Gewebe interessanter Schlingpflanzen umkleidet.

Die Villa Bottacin ist die Schöpfung eines sinnigen, romantischen Geistes: auf die Tiefe des Gemütes wird zu wirken gesucht, gesteigerte Natureffekte sind erzielt, höhere Intentionen verwirklicht. Von einem anderen Standpunkte will der Landsitz des (nun verstorbenen) Herrn von Revoltella betrachtet sein: vom Standpunkte des modernen Geld- und

Weltmannes, der sich das Leben mit den Reizen des „fashionablen Komforts“ ausschmückt. Heitere Eleganz war hier das leitende Prinzip, verwirklicht mit der noblen Einfachheit des echten Gentleman, dessen Wesen bekanntlich nicht in der vollzähligen Reihe von 16 Ahnen liegt. Wie Kleidung und Benehmen des echten Gentleman fern von aller aufdringlichen Prunksucht ist, so löst er auch in der Wohnstätte, die er sich baut, das Problem der Vereinigung von Sumptuosität mit anspruchslos erscheinender Einfachheit. Was ist eine „Villa“ für den Welt- und Lebemann? Ein Landaufenthalt, wo er einige Wochen und Monate in angenehmer Losgebundenheit zubringt. Er wird dafür kein Schloß aufrichten mit Säulen, Erkern und Zinnen; er wird sich den schönsten Platz erkiesen, wird dort eine reizende Gartenanlage gründen und inmitten derselben einen zierlichen Pavillon sich bauen, mit einem Salon und allerliebsten kleinen Gemächern, überaus komfortable ausgestattet, wo er schläft, speist, die Zeitungen und Kursberichte liest und seine Freunde empfängt. Im Gegensatze zum Ideal des Landsitzes eines in schöner Zurückgezogenheit lebenden, in romantische Passionen versenkten Gemütes, ist dies das Ideal der Villa vom weltmännischen Standpunkte, und dies Ideal hat Herr von Revoltella auf dem schönsten Punkte von Triest, auf der Höhe des „Jägers“ verwirklicht.

Triester Karneval.

„Es ist eine traurige Entdeckung, die wir gemacht haben, aber leider zu spät, als daß es noch etwas helfen könnte, nämlich daß wir existieren.“ So sagt ein geistreicher amerikanischer Autor. Es gehen bekanntlich auch von Zeit zu Zeit Leute mit Hinterlassung eines Zettels, auf welchem „Aus langer Weile“ oder ähnliches geschrieben steht, aus der Welt, bestätigend, daß es im allgemeinen sehr wenig amüsant ist, „dazusein“. Billigerweise könnten wir also den obigen Ausspruch zum Grundtext und Motto für eine Aschermittwochs-Homili wählen. Aber die Betrachtung der Miserabilität des Daseins ist ein abgedroschenes Thema. Pikanter ist's, die possierlichen Apparate ins Auge zu fassen, welche die liebe

Menschheit in Bewegung setzt, um jene Langeweile zu bemeistern, jene Misere zu übertünchen ...

Wo kommt er her, wo geht er hin, der seltsame Gaukler, der mit der Schellenkappe des Narren hinter dem Einzuge des neuen Jahres einherspringt, um nach wenigen Wochen tollen und ausgelassenen Treibens in seiner Sünden Maienblüte dahinzusinken, getroffen vom Schlage der — Mitternachtsstunde, die dem aschgrauesten aller Mittwoche vorausgeht? Wer ist der Rätselhafte? Ist er des uralten Freudengottes Dionysos neue Vermummung, der das rauschende Thema der Lebenslust statt auf lydischen Zimbeln jetzt auf moderner Strohfiedel variiert, und auch so noch die schöpferischen Urgewässer des Begeisternngstaumels im Menschengemüte flüssig macht? Ist er die verkörperte „souveräne Ironie" der Romantiker, die, in groteskem Mummenschanz Menschen= und Tiergebild durcheinander werfend, ein witziges Gaukelspiel treibt mit der äußerlichen, zufälligen, bestandlosen Welt der irdischen Formen, die nicht des Seienden wirklicher Umriß, sondern nur Arabesken sind, von der spielenden Laune des Weltgeistes in den verrinnenden Sand der Ewigkeits-Sanduhr gezeichnet? Vielleicht ist er von alledem etwas, und dazu noch das erste Wiedererwachen der Natur, die sich mit einer Grimasse den Winterschlaf aus den Augen reibt — die ungezogene, knabenhafte „Flegelzeit" des jungen Jahres, über das noch nicht der zähmende Empfindungshauch des Lenzes und der Liebe gekommen. Als würdiger Vorläufer tanzt der Alte mit der Schellenkappe dem Triumphzuge des Frühlings voraus, lärmend wie ein Poltergeist, um plötzlich mitten in der Nacht zu verschwinden, wenn, durch ihn geweckt, Primel und Veilchen ihre schlaftrunkenen Häupter aus der Erde hervorstrecken und neugierig nachsehen, was es gibt.

Man muß aber unterscheiden zwischen dem eigentlichen Karneval, dem Karneval des Südens, der seine Abkunft von den Bacchanalien und Saturnalien des alten Heidentums nicht verleugnet, und dem nordischen, christlich=germanischen Fasching.

Der Karneval ist ein toller Kobold, der dem Hypochonder ins Fenster guckt, durchs Schlüsselloch schlüpft und dem Widerwilligen die Ohren voll trompetet, so tief er auch die Schlafmütze darüber ziehen mag. Der Fasching ist ein Monsieur,

den man in seiner Wohnung aufsuchen muß. In schwarzem Frack und weißer Krawatte muß man ihm seine Aufwartung machen, und sein Töchterchen, die Freude, darf man nur mit Glacéhandschuhen anfassen. Welche Umstände, welche Kosten für Eintritt und Toilette, um einen Maskenball zu besuchen! Im Reiche des „Karnevals“ braucht man bloß die Fenster zu öffnen: da tanzen lustige Maskenpaare auf der Straße zu improvisierten Instrumenten; sie tanzen die sonderbarsten Mazurkas und Monferinen und beanspruchen von dem kunstliebenden Zuschauerpublikum an Fenstern und auf Balkonen nichts weiter, als daß ihnen keine Töpfe und Gläser über die Köpfe ausgeleert werden.

Seit ich nach elfjährigem Aufentlhalt am Strande der Adria wieder in deutschen Landen heimisch bin, weiß ich es leider immer nur aus dem „Grazer Schreibkalender auf das Gemeinjahr 18**“, wann wir in den Tagen der zeitweiligen Emanzipation des Fleisches leben . . .

Aber vielleicht ist das alles nur sozusagen vom einseitig-ästhetischen Standpunkte aus gesprochen, der bekanntlich immer das Bunte und Krause, den Flitterstaat, die scharfen Lichter ein wenig gegen das Einfachschlichte, Nüchternvernünftige, Gesunde und Solide bevorzugt. Wenn die geräuschvollen Symptome, mit welchen der italienische Karneval mehr noch in den Äußerlichkeiten des Straßenlebens als innerhalb der häuslichen Kreise sich ankündigt, bei uns vermißt werden, so kann ein feiner Menschenkenner und Beobachter, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, immerhin auch ohne die Hilfe des Kalenders den Fasching, oder sagen wir, den deutschen Karneval, aus Zügen, Mienen, Gebärden, Manieren der Leute herauswittern. Es lohnte sich vielleicht sogar der Mühe, eine psychologische Skizze stiller Karnevalssymptome zu entwerfen. Haben junge Männer, die viel tanzen, in dieser Zeitepoche nicht ein zwar fatiguiertes, aber träumerisch und geheimnisvoll angeregtes Wesen? Hat ihr Auftreten, wenn sie auch nur den Saal eines Lesevereins betreten, nicht einen gewissen leichten Schwung, als glaubten sie sich in reizender Frauengesellschaft? Stellen sie den Hut nicht mit einer gewissen Grazie hin, werfen die Handschuhe mit einer gewissen Eleganz hinein und greifen nach dem Zeitungsblatt mit einem schwärmerischen Gesichtsausdruck, als ob sie die Hand um die Taille einer

hübschen Tänzerin legten? Man sieht, daß schönere Melodien in ihnen nachklingen, daß ein höherer Rhythmus in ihnen nachzittert. Erschöpfung verraten sie höchstens durch ein leicht verschleiertes Auge, und dadurch, daß sie die tanzmüden Füße tiefer und gerader als gewöhnlich unter den Tisch strecken. Und zeigen junge Mädchen in diesen Wochen auf der Straße nicht eine gewisse Neigung, verlegen zu erröten, wenn sie jungen Herren begegnen und von diesen ins Auge gefaßt werden? Kein Wunder; sie sind ja in Zweifel, ob der Begegnende wirklich der Tänzer von gestern nacht ist, und ob sie sich nicht etwa kompromittieren, indem sie vielleicht an einen Wildfremden ein reizendes Lächeln verschwenden.

Also seien wir gerecht! Man bedarf nicht durchaus des Kalenders . . .

Und wie? berichten nicht alle Lokalblätter ausführlich von Bällen und anderen geselligen Karnevalsvergnügen? Tragen sie nicht alljährlich auch in die Stube des Einsamen die Kunde von „schönen“ und „unvergeßlichen“ Festen, von dem in unvergänglicher Jugend blühenden „reizenden Damenflor“ und der „animierten Stimmung“?

Und gibt es mehr oder weniger öffentlichen Mummenschanz und „Narrenfeste“ nicht auch in Deutschland? Und kann man der deutschen Festnarrheit einen anderen Vorwurf machen, als den alten, bekannten, daß sie den Fehler ihrer Tugend hat, daß sie zu schön ist, zu geistreich, daß zu viel „Methode“ in ihr liegt? — Freilich, wenn man es der Weisheit nicht verzeiht, nach der Lampe zu riechen, so wird man es der Narrheit noch weniger verzeihen . . .

Als ich jahrelang die Triester Karnevals-Korsofahrten mit erlebt hatte, fand ich sie zuletzt ganz abscheulich. Ich verwünschte die Schreihälse, das nächtliche Geschwärme und Gelärme, das Gequiek, Gesinge, Getute und Gezeter. Nichtsdestoweniger schaute ich, wenn die eigentlichen Korsotage kamen, nach dem Wetter aus und bedauerte, wenn Regen drohte, in sophistischer Selbsttäuschung „nur die Konfettiverkäufer.“ Und wenn so nachmittags um die dritte Stunde mein unwissentlich lauschendes Ohr vernahm, wie es auf der Straße draußen lebendig wurde, wie die Wagen zu rollen begannen, da vollzog sich eine Verrückung des Standpunktes der Betrachtung in meinem Innern, eine veränderte Konstellation, die zunächst dadurch sich

kundgab, daß ich mich jedem alltäglichen prosaischen Tun und Treiben abhold fühlte, bis Mißmut und Langeweile mich zuletzt nötigten, nach dem Hute zu greifen und aus dem Hause zu gehen. Und siehe da: vor meinen Augen dehnte sich der lange, breite Korso wieder, wie in früheren Jahresläuften, voll von Wagen, Pferden, schönen Damen, Masken, Eseln, Gassenjungen, Konfettihändlern, Dandies, Blumenmädchen, Marineoffizieren, Schneidermamsellen, Soldaten, Matrosen, Christen, Juden, Dalmatinern, Tschitschen, Griechen, Türken und Philistern. Dazu auf den Balkonen, an den Fenstern reiche Schönheitsblüte von allen Jahrgängen.

Da konnte man doch nicht umhin, ein wenig stehen zu bleiben ...

Nun ja, sie war es wieder, die Reihe glänzender Equipagen, unterbrochen von improvisierten Gefährten aller Gattungen, oft drollig befrachtet mit allerlei Mummenschanz, zuweilen auch, der heiteren Abwechslung wegen, statt mit mutigen Rossen, bespannt mit behäbig trabenden Grauchen: in den Wagen schwarzäugige, von Jugend, Vergnügen und Konfettiwürfen gerötete Frauen- und Mädchengesichter, Gestalten, die im Feuer der Konfettischlacht die reizendste Plastik defensiver und offensiver Stellungen entwickelten — ringsum hagelnd und stäubend der Inhalt tiefer Konfettisäcke, von Fanatikern oft über einen einzigen Wagen entleert — fliegende Bonbons und zierlich dargereichte Blumensträuße — hier und da Masken, vereinzelt, in Gruppen, auch wohl zu Wagen, voll toller Scherze in Wort und Gebärden — und in dem bunten krausen Gemälde als kecker, dicker, derber Pinselstrich sich abhebend die unverdrossene Meute der „Gamins" ...

Da sehe man sie nur einmal, die verwünschten Rangen, wie sie mit Todesverachtung und fabelhafter Behendigkeit, von Püffen, Stößen und Tritten unbeirrt, sich unter die Räder der Wagen werfen, um den Inhalt einer verschütteten Bonbontüte zu erbeuten! —

War das nicht ein fallender Regentropfen? Gewiß! Aber Tropfen, die der Regengott den Schönen ins Gesicht schleudert, werden heut von den Damen, wie es scheint, für Konfettikügelchen, für eine Schelmerei, für einen guten Witz des Himmels genommen. Glänzende Zylinder hier, Schleier und feine Gewebe dort werden achtlos preisgegeben. Was

schiert dergleichen den Karneval? Er schneidet nur eine Grimasse, als wollt' er sagen: Eines nassen Todes zu sterben ist mir nicht bestimmt. Ich sterbe wie mein Schutzherr, Dionysos, im Feuer. — Und er behält recht.

Ei, so rollt und rollt, ihr närrischen, unermüdlichen Räder!

Aber siehe da, es kommt noch ärger. Mit den Szenen, die nach Einbruch der Dunkelheit in den Straßen, auf den Plätzen, vor den Cafés und in denselben sich entrollen, beginnt das eigentliche, vom grellen Tagesschein nicht mehr eingeschüchterte und ernüchterte Bacchanal der Narrheit. Masken in bunt zusammengewürfeltem, oft sehr einfachem, aber mit dem richtigen Instinkt der Tollheit erfundenen Aufputz treten auf den Schauplatz. Es ertönen die quiekenden Laute, mit welchen sie einander anrufen. Hier und da Gesang und ein Springen und Tanzen zum Klange von allerlei musikalischen und nichtmusikalischen Instrumenten. Elegantere weibliche Masken huschen vorüber, die lüsterne Phantasie äffend mit dem Zauber anmutig-schlanker, verschleierter Umrisse. Da schreitet ein weißer, fast gespenstiger Zug von Tempelrittern in imposanter Haltung heran, oder eine Phalanx von Kriegern mit Pickelhauben, oder auch ein Trupp wüster Gesellen in allerlei verschossenen Gewandungen, wie sie Callot-Hoffmann nicht toller erfinden konnte. Sie gehen Arm in Arm, nehmen die Breite der Straße für sich in Anspruch und brüllen ohrzerreißend, aber mit entschiedenem Talent für polyphone Stimmführung:

„Se oggi la va bene, domani non si sa!“

Da wandelt ein Kerl, der sich nur in eine Art Domino von grober Sackleinwand gesteckt, einen Topf oder etwas ähnliches auf den Kopf gestülpt und sein Gesicht mit einigen schwarzen Kienrußstrichen maskiert hat. Aber mit wie viel Beruf, mit wie vieler Weihe wandelt er dahin! Der geziemende naive Humor liegt schon in seiner Haltung, seinem Gang; und wie seelenvergnügt quiekt er in allen Tonarten! Dieser genügsame Mensch hat den rechten Sinn und Verstand der Narrheit.

Ihm ebenbürtig ist der zerlumpte Virtuose, der dort in vergilbtem Flitter mit einer alten Klarinette umherwandert und an jeder Straßenecke einem nicht gewählten Auditorium Pedrottis zum Gassenhauer gewordene Melodie „Bella è

l'Italia“ zum besten gibt. — O du unverschämter Geselle! Nun schleicht er gar in vorgerückter Nachtstunde, sein Tagewerk zu krönen, in die Vorhalle des Tergesteums, pflanzt sich dort insgeheim mit einigen Gleichgesinnten auf und stört den Frieden dieser Hallen und einiger alter Herren, die in den Lesesälen des Erdgeschosses noch über den Zeitungen brüten, mit plötzlichem Getute! Ein Kustode stürzt herbei und jagt den Minstrel samt Gefolge mit Scheltworten hinaus. Er aber tutet, während jener sich umdreht, den Schluß seiner unterbrochenen Melodie nebenan durch das offene Fenster hinein, bis der ergrimmte Kustode auch dies ihm vor der Nase zuschlägt.

Dann verschwindet er samt seinem Flötenspiel in einer lärmenden Menge. Fortgerissen wird er wie vom Festreigen der Korybanten. . . .

In allen Kaffeehäusern schwirrt es aus und ein wie in Bienenstöcken, von Masken, welche ihre unmaskierten Bekannten dort aufsuchen und necken. Selbst in die Theater drängen diese Kobolde sich ein, und die Insassen der Logen sind nicht sicher vor schelmischem Überfall.

Ach, dieser Karneval, er achtet nicht den heiligen Gottesfrieden der stillen Leute, Kopfhänger, Einsiedler und Menschenfeinde. Er reißt sie, für Momente wenigstens, in ein verändertes Schauen und Empfinden hinein, wäre dies letztere auch nichts anderes als — Ärger. Zum Glück soll auch der Ärger zuweilen heilsam sein. Es ist ein Karneval, den, glaub' ich, selbst die Toten ein wenig in ihren noch übrigen Knochen spüren, und wer weiß, ob sie sich nicht zu einem kleinen Karnevals-Klappertänzchen in der Geisterstunde versammeln würden, wenn es im Karneval eine Geisterstunde gäbe, und die Bacchantenfackel in dieser Zeitepoche nicht der Mitternacht die Augen ausbohrte. Wenn solch ein Karneval vorüber ist, so weiß jedes Menschenkind, daß er dagewesen, und erinnert sich seiner, wär' es auch nur, um Gott zu danken, daß er vorüber.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch die Deutschen sich in ihrem Karneval vortrefflich unterhalten. Sie tanzen heute, sie tanzen morgen, sie tanzen übermorgen. Sehr amüsant, ohne Zweifel. Aber der südliche Karneval ist reicher. Seine Spolien sind der Mummenschanz, dessen abgeschabter Flitterstaat, auch wenn er abgeworfen im dunklen Winkel liegt, noch

in phosphorischem Glanze poetisch flimmert; die Spolien des nordischen Karnevals sind eine Legion durchgetanzter Stiefel, in Staub vermorschend, prosaisch und ledern.

Immerhin! — Wie die Asche des Vesuvs Pompeji, Herkulanum und Stabiä bedeckte und ihr Leichentuch um die Saturnalien klassischen Behagens wob, so begräbt die Aschermittwochsasche mit fahlem Grau zuletzt den „Karneval" wie den „Fasching".

Und so suche denn jeder „karnevalsselig zu werden nach eigener Fasson". Sehe jeder, wie er's treibe, so lang es noch Zeit ist. Es lebe die Narrheit und die Lust in allen Gestalten! Carpe diem, o Mensch des Nordens wie des Südens!

Se oggi la va bene, domani non si sa.

Bei fremden Menschen und Göttern.

Ein Triester Gedenkblatt.

Als im Jahre 1860 die „Novara" von ihrer Weltfahrt zurückkam, da war es Triest, welches das rühmlich bewährte Fahrzeug in seinem Hafen landen sah, mit den Heimgekehrten, die dort zum Teil für längere Zeit Rast hielten, in regen Verkehr trat, und gleichsam den frischen Schaum abschöpfte von dem, was die Weltumsegler dem Vaterlande, das sie ausgesendet, heimzubringen und mitzuteilen hatten. Nannte die Hafenstadt doch den edlen Förderer des ganzen Unternehmens, den verewigten Erzherzog Ferdinand Max, damals den Ihrigen. Ihm zunächst in längerem und bequemem Umgange Rechenschaft abzulegen, mochten Männer, wie Baron Wüllerstorff, Karl von Scherzer usw. sich gedrungen fühlen. Dabei kam nun auch vieles den Triestern zugute. Das meiste hatten wir dem trefflichen Karl v. Scherzer zu danken, der, liebenswürdig, unermüdlich und anspruchslos, wie es seine Art ist, im Schoße des „Schillervereins" die interessantesten Mitteilungen zum besten gab. Einen überaus reichen Schatz von merkwürdigen Gegenständen aus den entlegensten Ländern hatte die „Novara" mitgebracht, und diese Fülle des Sehenswerten blieb auf Anregung des Erzherzogs zwei volle Monate lang in den Sälen des Tergesteums zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt.

Wenn Poeten wie Boz und Adalbert Stifter in Raritätenläden, Trödelbuden und vätererererbten Rumpelkammern einen Schatz von latenter Poesie zu heben gewußt, und jedes einfache Stück Hausrat, das durch vieler Menschen Hände gegangen und ein stummer Zeuge menschlicher Schicksale gewesen, für beschauliche Gemüter monumental wird: mit welcher poetisch angeregten Stimmung mußte man erst Räume betreten, wo Allerweltshausrat aus Ceylon und Madras, aus Java, Sumatra und Borneo, von den Nikobaren und Philippinen, aus China, Neuseeland und all den vielnamigen Inselgruppen der Südsee nebeneinander gereiht war? Es bedurfte nicht eben einer exzentrischen Phantasie, noch eines unnatürlich gesteigerten Nervenlebens, um in diesen Räumlichkeiten zu einem Reichenbachschen „Sensitiven" zu werden, geneckt von visionären Bildern, Klängen und Düften. Ein Mensch, den dergleichen bloß anglänzt, anstarrt oder angrinst, und nicht auch anredet, wie die Tiere im Märchen; wer taub ist für den Chorus von Völkerstimmen, und in einer solchen Schaustellung nichts weiter sieht, als was im Katalog verzeichnet steht, der gebe die Empfänglichkeit seines geistigen Trommelfells für den Anschlag feinerer Lebenstonwellen verloren und mache sich keine Hoffnung auf ein Entreebillett zum Konzert der Sphärenmusik, die ein Sonntagskind aus allem Geschaffenen heraushört.

Zu den Zeiten des edlen Dulders, des Königs Odysseus von Ithaka, erlebte man auf dem Seewege vom sigäischen Vorgebirge bis zu den Felsen von Ithaka, einer Strecke von etlichen Dutzend Meilen, größere Abenteuer und sah mehr Wunderdinge, als jetzt auf einer ganzen Reise um die Welt. Aber die alte Meersirene schwimmt doch auch noch um den Kiel unserer Dampfer, ihre Nase gewöhnt sich an den Rauch qualmender Schlote, und sie singt und sagt für jeden, der sie hören will, die wundersamsten Geschichten. Das Wunder stirbt nicht aus und verliert nichts an Bedeutung, wenn es zugleich ein natürliches, vielleicht sogar ein alltägliches ist.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, aus Tagebuchblättern die Erinnerung an einiges von dem wieder aufzufrischen, was die Sirene der „Novara" sang — für einen weiteren Kreis einige von den Eindrücken zu fixieren, die mir geworden bei jener „Zimmerreise" zu fremden Menschen und

Göttern — denn die Götzenbilder fremder Zonen spielten dabei keine geringe Rolle. Die Novarareise als solche, als Geschehnis, ist freilich antiquiert; aber die Welt veraltet nicht, von der das österreichische Fahrzeug so reichliche Kunde und so merkwürdige Denkmäler heimbrachte.

Die singhalesischen Manuskripte, welche die Ausstellung eröffneten, waren in jeder Beziehung würdig, mit ihren geheimnisvollen Sprüchen buddhistischer Weisheit den Reigen anzuführen. Wie ganz anders begrüßt die sonnetrunkene Mystik des Ostens uns in seltsamen Charakteren auf den Blättern der Talipotpalme, von zierlichen Deckeln aus Calamanderholz umschlossen, als in nüchternen europäischen Lauten und Lettern und geistlosen Lederbänden? Um wieviel besser läßt sich auf solchen Palmblättern, die sich in den Wellen heiliger Ströme gespiegelt und sich im Glanzäther hindostanischer Mondnächte gebadet, zwischen den Zeilen lesen, als auf unserem feinsten Velin, das die Phantasie doch immer zu einem prosaischen Hanffelde zurückleitet. — Tat man ein paar Schritte weiter, so wich das Tiefsinnige dem Zarten, die Aszese der Galanterie. Statt der buddhistischen Orakel und Hymnen tönte ein zärtliches Liebesgeflüster herüber von den Blütenufern des Indermeeres. Javanesische Toilettestücke erblickte man, fein, zierlich und kostbar, wie der Bräutigam auf Java sie seiner Braut zum Geschenke zu machen pflegt. Daneben gab noch eine Anzahl javanesischer Hüttenmodelle, sowie ein prächtiges, mit Goldfunken durchsticktes Taschentuch Zeugnis dafür, daß an den blumigen Gestaden und auf den Eilanden des indischen Archipels die Leute nicht immer beschaulich vor Lotosblumen knien, sondern des Lebens Reiz und Behagen zu schätzen wissen.

Weidete man sich einen Moment an der Idylle, die durch all dies Zierliche dem Auge vorgezaubert wurde, so lauerte ein scharfer Kontrast schon daneben, um die Phantasie sofort in ganz entgegengesetzter Weise in Anspruch zu nehmen. Die Wand hinan und weithin nebeneinander gereiht, glitzerte unheimliche Waffenzier, zum Teil der bedenklichsten Art: Lanzen, Schwerter, Schilde, Tomahawks, Skalpmesser — ein ganzes Arsenal und Museum der höheren Kopf- und Halsabschneiderei. Strengte man das Auge ein wenig an, so glaubte man dunkle Flecken zu sehen, Spuren des Blutes, mit welchen dies

kriegerische Gerät in Gott weiß welchen Kämpfen und Metzeleien besudelt worden war. Gorgonenhaft glotzten dazwischen ein paar schauerlich bizarre Gesichtsmasken hervor, von monströsen Perücken aus Menschenhaaren übertürmt. Die Einwohner der Fidschiinseln tragen die eine derselben in der Schlacht, um sich ihren Feinden furchtbarer zu machen, während die andere den Neu-Kaledoniern bei Tänzen im Mondschein zum Schmucke dient: diese Trefflichen feiern die romantische Mondeshelle mit einer mummenschänzlichen Kavalchina, die ohne Zweifel bei weitem mehr an die Blocksbergszenen des „Faust“, als an die Elfenreigen des „Sommernachtstraumes“ erinnert.

Wie in Dissolving views nebelhaftes Gebild ineinander schwimmt und sich auseinander entwickelt, wandelt der feine Blutdampf, der für sensitive Gemüter das eben erwähnte Waffenarsenal umschwebte, sich in feines narkotisches Arom bei der Betrachtung eines Kästchens, das der Katalog als „Rauchapparat und Opiumpfeife eines vornehmen Chinesen“ bezeichnete. Süße Betäubung überkam die Sinne, man träumte sich hinein in die Träume, die den schmauchenden Bürger des „Reichs der Mitte“ auf dichter Opiumwolke umgaukeln, und begriff für einen Augenblick den Reiz orientalischer Narkose, die wohl am besten über des Lebens Schalheit und die sublime Langeweile, Weltschmerz genannt, hinweghilft.

Aber es ist nicht ratsam, solche asiatische Träume allzulange nachzuträumen; sie könnten unsere europäischen Kopfnerven leicht überreizen. Da lag zum Glücke eine Nummer der „Pekinger Hofzeitung“ und gemahnte daran, daß auch das Leben des Orients seine nüchterne, prosaische Seite hat: seine Regierungen, seine Mandarinen, seine Steuern usw. Diese Mahnung wurde durch eine daneben liegende chinesische Banknote nur verstärkt. Die Chinesen sind uns in der Erfindung des Papiergeldes, wie in der der Buchdruckerkunst sogar vorausgegangen. Indessen der Katalog bemerkte — man höre! — die Banknoten seien in China bald wieder außer Kurs gekommen und hätten heutzutage eigentlich „nur mehr einen historischen Wert!“ — Da sieht man doch gleich, was „chinesische Stagnation“ ist, europäischem Fortschritte gegenüber! — Nicht geringeres Staunen erregte eine weitere Notiz des Katalogs: daß ein ganz hübscher, großer Sonnen-

schirm aus Pflanzenpapier, den man in der Nähe jener Banknote erblickte, dort zu Lande zum Preise von 2 Cash, beiläufig ½ Kreuzer ö. W., verkauft wird! — Durch diese Mitteilungen des Katalogs fühlte man sich glücklich wieder in die Märchenwelt des Orients zurückversetzt, der man durch den Anblick der „Pekinger Hofzeitung" einen Augenblick entrissen worden war.

Ein „Orakelköcher" aus Bambusrohr, vollgesteckt mit dünnen Stäbchen, auf welche chinesische Schriftzeichen geschrieben waren, zog die Aufmerksamkeit auf sich. Bedarf man eines Orakels, so schüttelt man einen solchen Köcher, und das herausfallende Stäbchen gibt mit seiner Inschrift sogleich einen Anhaltspunkt für weitere Divination. Ferner erblickte man einen jener Papierstreifen, auf welche die Chinesen ihre Wünsche zu schreiben, oder auch figürlich darzustellen pflegen, um sie dann zu verbrennen, und so ihre Bitten als Rauch umso sicherer emporsteigen zu lassen. Auch lag ein Exemplar von den Empfehlungsbriefen auf, welche die Chinesen ihren Toten mitzugeben pflegen, um dieselben dem besonderen Schutze der Gottheit zu empfehlen. — Wer sieht bei diesen Dingen nicht das Zöpfchen des Chinesen baumeln, dieses Philisters des Orients, der das Bizarre des Morgenländers mit der Pedanterie des Europäers und mit der praktischen Pfiffigkeit des Amerikaners vereinigt.

In Kunstgebilden stand manches wunderliche Dasein zur Schau. Echte Kunst begrüßte den Betrachter nur in dem „Kopfe eines chinesischen Priesters", in Stein gehauen, tausend Jahre alt, bei Canton in einer Pagode gefunden. Das Gesicht war ausdrucksvoll, sprechend, gediegen in der Form wie altrömische Arbeit. Die ehrwürdige Plastik dieser Antike parodierend, wand und krümmte sich daneben ein kleines chinesisches Bronzebildchen, ungemein nett und lebendig ausgeführt, ein rätselhaftes, diabolisches Figürchen, man wußte nicht — und der Katalog ebensowenig — ob Faun oder Teufelchen. Drei in Holz geschnitzte Bildwerke von den Nikobareninseln, eine weibliche Figur, einen englischen Marineoffizier und eine Schildkröte vorstellend, erinnerten an die Kunstbestrebungen, welche gelangweilte Schulknaben hinter dem Rücken der Pädagogen entwickeln. Doch scheinen die nikobarischen Künstler zuweilen aus der Not eine Tugend zu

machen. In der Figur des englischen Marineoffiziers schlug die Unbehilflichkeit der Ausführung in einen so prägnanten Humor um, daß man zweifeln mochte, ob der Bildner als Stümper nicht anders gekonnt, oder ob er in künstlerischer Schalkslaune sich's in den Kopf gesetzt, mit einfachsten Mitteln zu wirken.

Wie in diesen Bildwerken die Unbehilflichkeit in Humor, so schlug in den Götzenbildern, die aus den Winkeln hervor unheimlich und wie höhnisch in das Getümmel hineingrinsten, die grandiose, grotesk phantastische Häßlichkeit der Gestaltung fast ins Erhabene und Tiefsinnige um. So absolut Häßliches zu ersinnen, dazu gehört ebensowohl eine Art von Genie, wie zur Erfassung und Darstellung des Ideals und wie die himmlische Idealität mittelalterlicher Madonnenbilder, so konnte auch dies Unnachahmliche, Originelle, grausenhaft Unschöne nur aus tiefem Gemütsgrund hervorgewachsen sein.

Die Frage ist: Wie kommt es, daß, während das eine Volk seine Götter in den Idealen der Schönheit verkörpert, das andere in die tiefsten, ungeahntesten Abgründe des Häßlichen hinabtaucht, um seinem Unendlichkeitsgedanken eine Form und einen äußeren Ausdruck zu geben? Was ist's, das diese seltsamen Kontraste wirkt? Etwa die spielende Selbstironie des Weltgeistes, der das ewig Eine durch Gegensätze auszudrücken liebt? Vielleicht könnte man auch sagen, die Kunst des Wilden nimmt das unerhört Häßliche zum Ausdruck des Göttlichen, weil ihr das Schöne unerreichbar ist, greift zur Fratze, weil ihr das Ideal versagt und die Fratze noch immer bedeutsamer ist, als das Triviale, Gewöhnliche. Und da dem Wilden überdies der Sinn für das Komische gebricht, so hat die toll karikierte Larve des Momus für ihn dasselbe Pathos wie die Maske der Melpomene. Was verlangt übrigens der Wilde von seinem Gotte sonst, als daß er Schauder einflöße? Dies erreicht der Götzenbildner durch eine Häßlichkeit, welche originell, medusenhaft erhaben und in ihrer Art sogar genial ist.

So ließ man dieses, jenes in besagter Ausstellung zum Gemüte sprechen. Aber immer dichter und ungestümer drängte sich der redselige Schwarm heran. Schmucksachen, Acker- und Handwerksgerät, Kleidungsstücke, musikalische Instrumente, Medikamente, Wurzeln und Kräuter, Kanoes und Ruder,

Körbe und Büchsen, Fischnetze und Harpunen, Bogen und Pfeile, Pulverhörner, Sarongs, Griffel, Zepter und Zauberstäbe, Gürtel, Tauwerk, Seide- und Hanfproben, Papiersorten, Tätowierinstrumente usw., sie alle drängten sich heran und wollten zu Worte kommen.

Kein Wunder, wenn man zuletzt dem bunten, geschwätzigen Reigen ermüdet sich entwand; aber gewiß nicht, ohne zum Abschiede noch einen flüchtigen Blick auf die dichten Reihen von Totenschädeln zu werfen, die da als „kranioskopische Sammlung“ prangten, mancherlei Menschenrassen vertretend, und lehrreich durch seltsame Verschiedenheit.

Ausgetilgt war die Gedankensaat in den Höhlen dieser Schädel; grinsend und hohläugig lagen sie da, ein lautloser Grabeshymnus, der mitten in diesem tollen Lebensreigen, dem Chorus jener „Völkerstimmen“ gegenüber, die, streitlustig durcheinanderbrausend, mit vorlautem Gelärm auf allen Wänden und Gestellen umher ertönten, die urewige Stille des Nichtseins vertrat und das allgemeinsame, versöhnende Recht des Todes.

Friaulisches Reisebild.

Wo hinter Nabresina die Eisenbahn auf dem Wege ins Friaulische den Karst verläßt, und gegen das Meer sich niedersenkt, da fühlt der Reisende zunächst durch den Gegensatz sich lebhaft angesprochen, den der weitgeöffnete, völlig ebene Plan des Meerufers mit der schroffgezackten Felsregion bildet, die man soeben hinter sich gelassen hat. Die Spiegelfläche der See taucht wieder auf; das Schloß von Duino erscheint auf seiner Felsklippe, imposanter noch als das aus der Ferne herüberdämmernde Miramar. Später zeigt in der Ebene sich Monfalcone ziemlich angenehm. Maispflanzungen beginnen auf weitgedehnten Strecken vorzuherrschen. Bei Sagrado belebt sich die Gegend merklich. Der italienische Charakter tritt hervor; man sieht einzelne Zypressen, voll ausgewachsen, hochstämmig. Kristallklar, aber ziemlich sparsam im flachen Sandbette fließend, tritt jetzt der Isonzo in das freundliche Landschaftsbild. Dies erweitert sich alsbald zum weiten Gebirgspanorama, als dessen Mittelpunkt nach einiger Zeit in schöner

und freier Lage Görz erscheint. Fast noch anziehender vereinigen sich um Cormons fruchtüppige Gründe mit Gebirgsprospekten zur angenehmsten Rundsicht. Im Flachlande, das wir unmittelbar durchschneiden, bestimmen den Charakter der Landschaft endlose Maisfelder, zwischen welchen als Grenzscheiden Baumpflanzungen in langen Reihen laufen. Die Bäume sind durch Rebengehänge wie durch Girlanden miteinander verschlungen. Unabsehbar gegen das dem Blicke längst entschwundene Meer hinab dehnt sich die friaulische Ebene. Von Norden aber blickt, nicht allzufern, immer gleichmäßig sichtbar, der gewaltige Höhenzug der karnischen Alpen herüber.

Nun zeigt sich Udine, aus den Büschen der Ebene nur wenig hervortretend. Wir verlassen die Eisenbahn und betreten die Stadt. Wenig versprechen, sobald wir das Tor hinter uns haben, die ersten Häuserreihen. Bald aber erscheint eine Bauart, die man noch lieber römisch als romanisch nennen möchte, in kräftigen Zügen angedeutet. Man erfreut sich eines breiten freien Schwunges in Formen und Linien. Da gibt es nichts Kleinliches, nichts Kümmerliches, nichts Verschwommenes, nichts Schnörkelhaftes. Es ist, als träte das Kreisrund, der Bogen, das Rechteck überall mit einer ganz besonderen altrömischen Energie hervor, als fände an Türen und Toren und Fenstern das Bestreben nach abstrakter Regelrechtigkeit der Linien sich in schärferen Kanten und Ecken als gewöhnlich ausgeprägt. Wir erreichen den Hauptplatz, eingeschlossen von Bauwerken, die uns halb an Venedig, halb an das kriegerisch ernste Verona gemahnen. Die Seitengassen betretend, sehen wir den venezianischen Baustil immer entschiedener hervortreten: Häuserfronten, Portale, Fenster und Balkone, alles versetzt uns in die Dogenstadt, und wer früher nur diese gesehen, der merkt jetzt, daß E gentümlichkeiten, von welchen er gedacht, daß sie einer einzelnen Stadt angehören, sich über eine Provinz erstrecken. Fragen wir zuletzt noch den überaus höflichen Udinesen nach dem „giardino publico“, den unser Reisehandbuch aufführt, so weist er uns einen offenen, freien Grasplatz, im regelrechtesten Kreisrund umgeben von einer Doppelreihe von Bäumen. Aber von welchen Bäumen! Riesige Platanen sind es, die prächtigsten, die man sehen kann, fast unabsehbar hoch emporgeschossen un

so dickstämmig, daß vier Menschenarme sie nur mit Mühe umspannen.

Die Reise fortsetzend, stoßen wir zwischen Codroipo und Casarsa auf eine Sandwüste, über welche eine endlos lange Brücke gebaut ist und die wir für alles eher halten als für ein Flußbett. Und doch ist's ein solches: das des Tagliamento. Vergebens durchspähen wir lange Zeit die weite Sandfläche nach einer Wasserspur; zuletzt entdecken wir in der Tat ein Silberstreifchen, das seinen Pfad im unermeßlichen Sande sucht. Der Charakter der Gegend ist inzwischen im allgemeinen immerfort derselbe geblieben. Immer und immer Maispflanzungen, von Baumreihen durchzogen und abgegrenzt, immer die weite, weite Ebene, nach allen Seiten spiegelflach gedehnt, immer im Norden die Umrisse desselben langhingestreckten Gebirgszuges. Aber das grüne Casarsa entreißt uns dem Gefühle der Monotonie, das uns bedroht: es grüßt uns aus dichten Gebüschen gar heiter und freundlich. Weit reizender noch erscheint bald darauf das unvergleichliche Pordenone, das mit seinen gartenähnlichen Umgebungen, während die Eisenbahn uns daran vorüberführt, sich von mehreren Seiten immer anlockender zeigt, einen anmutigen Prospekt um den andern vorschiebt, und zuletzt, während der Zug stillhält, uns noch durch den Schlußeffekt einer überaus lieblichen Parkanlage überrascht, die dem Stationsgebäude gerade gegenüberliegt.

Pordenone — der Name klingt uns aus der Kunstgeschichte so bekannt. Ist nach ihm nicht Tizians stolzer, in der Freske fast ebenbürtiger Rival, der Michel Angelo der venezianischen Schule zubenannt? Aber auch von selbst lockt der Ort durch seine Anmut unwiderstehlich; nirgends können wir eine angenehmere Raststation halten. Aus dem vorstädtischen „borgo“ treten wir durch das altertümliche Tor in die eigentliche Stadt. Sie besteht ganz und gar aus einem „Corso“, in acht Minuten gemächlich zu durchwandeln, seiner ganzen Länge nach zu beiden Seiten von Arkaden eingefaßt. Am Ende des Korso steht querüber das Stadthaus, so stolz und würdevoll, als sollten darin statt der kleinen Angelegenheiten der Pordenonesen jeden Augenblick die Geschicke der Welt entschieden werden. Kleinstädtisch und modern-armselig sind die Läden und Buden zu beiden Seiten der Straße, aber

von den Häuserfassaden herunter grüßen altvenezianische Schönheitskonturen. Alles ist im palazzo-Stil gebaut, hier maurisch-byzantinisch, dort romanisch. Unferne dem Stadthaus finden wir eine Kirche romanischen Stils, außerhalb der Stadt zeigt eine zweite kleinere denselben Stil in ganz hübschen Verhältnissen. Im „borgo" stoßen wir noch auf eine dritte kleine Kirche, neben welcher man statt des Turmes eine Riesensäule von ungeheuerer Dicke aber verhältnismäßig geringer Höhe aufgerichtet hat, was eine wunderliche Wirkung macht. Im Innern unseres Gasthofs treffen wir, wie in der Außenseite der Bauwerke, durchaus die venezianische Art vorherrschend. Es sind kleinstädtische, fast dörfliche Räumlichkeiten, aber auf den Wänden einzelner Gemächer begegnen uns altvenezianische Malereien. Venezianisch sind die Kamine, die runden Türschnallen, die Türklopfer, die Fensterbalken, die Steinfußböden. Besuchen wir den Park in der Nähe des Stationsgebäudes, der sich schon bei der Ankunft uns so verlockend darstellte. Es ist eine prächtige Anlage auf hügeligem Grunde, durchschnitten von fließenden Gewässern und kleinen Teichen. Die Anlage ist Privateigentum, aber der Gärtner läßt sich gerne bereitfinden, Fremde einzulassen. Er zeigt uns alles Schöne, mit besonderem Behagen aber seine Wasserkünste, die er, den Wasserstrahl mit verschiedenartig durchlöcherten Blechtrichtern überdachend, in mannigfaltigster Weise spielen läßt. Bald überrascht er uns mit fadenförmig auf- und absteigenden symmetrischen Lineamenten, bald mit bukettartigen Figurationen, bald mit einem stäubenden Regen oder einem förmlichen Feuerwerk von Tropfen. Er zeigt uns auch die hübsche Spielerei, wie eine Kugel oder ein Käppchen von der aufschießenden Wassersäule des Springbrunnens hoch mitemporgehoben und getragen wird. Der Parkanlage selbst geben insbesondere die häufigen Trauerweiden ein charakteristisches Gepräge. Auf einem kleinen Hügel bewundern wir eine ganz aus Buchsbaum geschnittene, ziemlich weitläufige Festung. Pordenone besitzt auch einen „giardino publico", was man hier so wenig wie in Udine und in anderen italienischen Städten mit „öffentlicher G a r t e n" übersetzen darf. Es ist ein freier Rasenplatz, von Kastanienbäumen umgeben, mit etlichen Ruhebänken; Blumen sind streng verbannt. Aber wozu bedarf der Pordenonese eines „giardino publico?"

Wohin man immer hier blicken, welche Wege man rings um die Stadt verfolgen mag, überall verliert der Blick sich im endlos dichten Grün der Gebüsche, und außer dem Flüßchen Noncello, das den Ort bespült, begegnen wir schier bei jedem Schritte fließenden oder stehenden Wassern, deren Klarheit und Frische das Aug' ergötzt, während ihr Gemurmel und ihr Rauschen, besonders in der Nähe der kreisenden Mühlräder, auf die man häufig stößt, das Ohr in angenehmster Weise beschäftigt.

Es würde schwer sein, zu bestimmen, welches die anmutigste sei von den parkähnlichen Szenerien und natürlichen Promenaden, die Pordenone von allen Seiten umsäumen. Schlagen wir den Weg ein, der gegen Torre führt, so stoßen wir, gleich nachdem wir die Stadt verlassen, auf einen Teich, in welchen höchst pittoresk die Zweige von vier prächtigen Trauerweiden nebeneinander niederhängen. Nahe daran finden wir einen Park, mit einem Gartenhause, dabei ein Wirtschaftsgebäude, in dessen Hofe drei alte homerische Schaffnerinnen — es ist Sonntagmorgen — einander die noch immer pechschwarzen Haare kämmen. Weiterhin führt der Weg uns immer durchs dichte Gebüsch voll springender, rauschender, meist auch silberklarer Bäche. Alleen von hochstämmigen Platanen, Schwarzpappeln, gemischt mit echten Akazien und Ailantusbäumen, durchschneiden hier, wie überhaupt in der ganzen Gegend ringsumher, die maisbepflanzten Ackerstrecken, welche die Ebene füllen, während nebenher vornehmlich der Haselstrauch und die Robinie die Straßen und die Bachufer reich umbüschen. An feuchten Orten, in der Nähe der Bäche und Teiche, steht überall die schöne rote Blütenrispe des Weiderichs. Läßt man, vom borgo kommend, das Tor der Stadt zur Rechten und betritt den seitwärts von der Stadt hinführenden Baumgang, so eröffnen sich auch hier wieder die schönsten Landschaftsbilder. Überall Alleen und Gebüsch, überall Trauerweiden, die in Teiche oder in den Fluß Noncello niederhängen, welcher letztere hier in lachenden Auen und dichtbewachsenen Gründen sich mit buchtähnlichen Wasserspiegeln, wohl auch kleine Inseln bildend, in einer dem Auge wohlgefälligen Weise verbreitet. Auch einige kleine Erhöhungen des Bodens trifft man hier, willkommene Aussichtspunkte über die Ebene gewährend. Der

lange Rücken des Hochgebirges bildet im Norden immer den imposanten Hintergrund.

An Markttagen sieht man viele Landleute in die Stadt kommen, ohne daß es ihnen gelänge, durch eine hervorstechende Eigentümlichkeit die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen. Anders am Sonntag, wenn sie sämtlich in Holzpantoffeln zur Kirche gewandert kommen. Schreiten sie dann in Scharen zu 40 bis 50 über die Pflastersteine des Korso, da vollführen sie ein Klapperkonzert, dessen Klangwirkung einzig in ihrer Art ist. Auf der öffentlichen Promenade betrachten wir uns einen Sonntagsspaziergang italienischer Kleinstädter. Es lohnt die Mühe, denn wir merken mit heiterem Erstaunen, daß selbst die species altväterischer Philister in deutscher Art, mit hoher Krawatte und spitzen Frackschößen, auch hier nicht gänzlich fehlt. Gemessen und sittig spazieren die Bürgersleute mit Frauen und Töchtern auf und ab, und ein kleiner Ausschuß jüngerer Leute, welche Stutzer vorstellen wollen, stehen in einer Gruppe beisammen, vor welcher die schöne Welt des Städtchens Musterung passiert.

Über Agrikultur und Viehzucht maßen wir uns kein Urteil an; aber wir können nicht umhin, wahrzunehmen, daß im Orte selbst und in der Umgebung viele nette Schweinchen umherlaufen, glänzend schwarz von Farbe und durch hübsche langgespitzte Ohren ausgezeichnet. Auch Meister Langohr ist in auffällig häufigen Exemplaren sichtbar, zumeist in schwarzen, die recht wacker trotten und ein glattes Aussehen haben, was nicht zu verwundern, da ihnen ja das üppigste Futter sozusagen in den Mund wächst.

Aber wir verweilen schon zu lange. Sagen wir ein Lebewohl dem reichbebüschten, quellsprudelnden Pordenone. Der dampfende Wagenzug braust heran auf seiner Eisenspur, hält einen Augenblick, uns wieder aufzunehmen, und entführt uns stracks in neue Regionen. Bei Sacile, wohin wir zunächst gelangen, sehen wir den Höhenzug, der uns bisher aus der Ferne begleitet, sich herabsenken und in der Ebene sacht verschwinden, während ein anderer dafür emportaucht, der nun in ähnlicher Weise wie der vorige immerfort am Rande des nördlichen Horizonts bis Venedig hinläuft. Wir denken an Pordenone zurück, aber siehe, da entrollt uns Conegliano plötzlich eines der lieblichsten Städtebilder, das mit jenem um

den Preis der Schönheit streiten darf. Äußerst anmutend stellt der Anblick namentlich an der Stelle sich dar, wo die zwei Türme der Stadt in der Niederung mit dem Kastell und den säulengetragenen Bauten auf der Höhe zu einem malerischen Gesamtbilde zusammentreten. Jedes friaulische Städtchen hat der Kunstgeschichte einen berühmten Malernamen gegeben. Wie Udine seinen Giovanni, Pordenone seinen Gian Antonio, so hat Conegliano seinen Cima.

Von jetzt an überrascht uns die Wahrnehmung, daß die Fruchtbarkeit und Üppigkeit der Gegend sich auffallend vermindert. Die Gewächse werden sparsam und niedrig, bald ist weit und breit kein hoher Baum mehr zu bemerken. Der Boden ist sandig und spröde. Die Maisfelder haben ein verkümmertes Aussehen und erscheinen auf ganz kleinen abgerissenen Strecken, zwischen ärmlichen Wiesengründen eingeschoben.

Der Fluß Piave, den man sofort übersetzt, ist ganz von der Art des Tagliamento. Nichts Wunderlicheres als diese friaulischen Flüsse. Ihre Bette sind unabsehbare, oft stundenbreite Sandgebiete, durch welche vereinzelte Gewässerchen fadenartig hinschleichen. Aber siehe da, es tritt Regenwetter ein, vom Gebirg her stürzen die Bäche, und unsere Piave, unser Tagliamento, unser Torrente, unser Isonzo, die wir vorgestern schier mit der Lupe suchen mußten, sie sind zu brausenden Seen angeschwollen, die ihre gelben Hochfluten unbarmherzig über die halbe Provinz wälzen. Meilenweit sind dann oft die Felder überschwemmt: zum mindesten säumen die Wasser, neue Bahnen suchend, Wiesen und Felder wie mit Kanälen ein, tanzen in breiten Kaskaden über gestuftes Terrain, und sammeln sich in den Niederungen zu Teichen und Sümpfen, aus welchen die Bäume nur mit halbem Stamme hervorragen.

Unser friaulischer Wanderflug geht seinem Ende zu. Wir eilen an Treviso vorüber, das mit seinem prächtigen Bahnhof, mit seinen Stadtmauern, mit seiner Kathedrale das Auge nicht übel anspricht; auch die Gegend zeigt sich von da an wieder fruchtbar. Landhäuser stehen zahlreich zwischen reichbebauten Gründen im Gebüsch.

Jetzt erscheinen allmählich kleine Wasserstrecken in der Ebene, und ehe wir uns dessen versehen, sind wir von den

erst kleineren, zerstreuten, dann meerbreit ergossenen Spiegelflächen der venezianischen Lagunen umgeben, und die Riesenbrücke trägt uns, wohl eine Viertelstunde lang, über die Gewässer den Türmen zu, mit welchen die vielberühmte Stadt herüberwinkt.

Schöne blühende Bezirke waren es zum größten Teil, die wir durchflogen; aber sollten wir noch länger im friaulischen Lande verweilen, so würde es uns nicht länger dulden in der Ebene; wir würden uns hinaufflüchten zu den Bergen, deren Gipfel und Hänge Tag für Tag so schön aus dem sich zerteilenden Morgennebel hervortreten. Nichts übersättigt das Auge so bald als eine weite Ebene, sei sie noch so üppig, besonders wenn sie durchwegs nur mit einer Fruchtgattung, wie hier mit Mais, bepflanzt ist. Trägt der Reisende ein deutsches Gemüt im Busen, so wird er müde der grasgrünen, hoch ins Kraut geschossenen Natur, der langgestreckten Alleen, der sprudelnden Wasser und der quakenden Frösche; er sehnt sich nach Bergen und Wäldern, nach Felsen und Schluchten, nach Moos und Heidekraut. Auf diesen Gründen mag eine heitere, freie Behaglichkeit des Daseins sich entwickeln, und wer hier geboren, verlangt es vielleicht niemals anders; um dessen Wiege aber Fichtenwälder gerauscht haben, der würde hier, wie sehr auch angezogen, doch kaum gefesselt werden für immer, und er sänge zuletzt vielleicht selbst im reizenden Pordenone, wie einst Pyrker in Venedig, „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen."

Erinnerung an Venedig.

I.

Unter den Redensarten, die sich von einem Bädeker auf den anderen fortvererben, findet sich nun lange genug auch die von der „trauernden, um ihre einstige Herrlichkeit trauernden, Königin der Lagunen". Wehe dir, Fremdling, der du diese „trauernde Königin" besuchst, wenn dich das Ungefähr auf einem Platze oder in einer Gasse einquartiert, in welchen sich ein Café oder eine Schenke befindet. Bis zwei Uhr morgens wirst du dein, von angestrengter Tagesumschau in den Reizen der

Dogenstadt ermüdetes Auge nicht schließen können, solltest du auch sämtliche Elegien, die von Venedigs Trauer und melancholischer Stille singen, unter die Kissen deines Hauptes legen. Wenn in anderen, nur um ein geringes nördlicher gelegenen Städten nach Mitternacht noch etwas Weniges in den Straßen gesungen und gelärmt wird, so macht Tags darauf ein scharfes „Eingesendet“ im Lokalblatte eine Klage wegen Störung des öffentlichen Schlafes anhängig und intimiert den Behörden ein feierliches „Videant consules“ usw. In Venedig singt der letzte Nachtschwärmer auf der Straße seine Romanze um drei Uhr morgens, und alle Welt findet das in der Ordnung, denn alle Welt weiß, daß der Venezianer, wie der Italiener überhaupt, schreien m u ß, wenn er nicht platzen soll.

Venedig ist zu allen Zeiten eine lebenslustige Stadt gewesen; wenn es die Geschichte verschwiege, so würden die farbenhellen Bilder seiner alten Meister dafür zeugen. Ich wage zu behaupten, daß sich dieser Charakter wenigstens in der Sphäre des Volkes, das von politischer Gedankenblässe weniger angekränkelt ist als die gebildeten Kreise, noch heute nicht verleugnet. Dieselbe altvenezianische Heiterkeit und Lebenslust, für welche der sinnenfreudige Farben- und Formenprunk auf Pauls, des Veronesers, Bildern Zeugnis gibt, sie lebt noch fort, wenn auch zum Teil, dem Charakter moderner Zeit entsprechend, in weniger poetischer und anmutiger Gestalt. Sie lebt noch fort in dem Zucca-barucca-Verkäufer, der so selbstzufrieden und selbstbewußt sich dort an die Ecke des Gäßchens hinpflanzt, offenbar nicht bloß um seine, in appetitliche Schnitte zerlegte Kürbisfrucht, die ihm wenige Soldi einträgt, los zu werden, sondern vor allem, um den inneren Fond seines Lebensdranges und seines unerschöpflichen Stimmetalls den ganzen Tag über in einladenden Rufen auszumünzen, die ebenso Selbstzweck sind, wie das Tongeschmetter der Amsel oder der Nachtigall. Sie lebt fort, die altvenezianische Lebenslust, im mitternächtlichen Gassenhauer, der so stimmgewaltig durch die Gassen hallt; sie lebt fort im Gitarrengeklimper und Geigengeschwirre wandernder Minstrels, das des Abends aus allen Winkeln hervor- und hinausklingt bis an die einsam rauschende Meerflut; sie lebt fort in jenem fröhlichen Menschengewimmel, das Tag für Tag, wenn der Abend einbricht und die Lichter angezündet werden, durch

das Prachttor des Torre dell' orologio hervorströmt aus den Gassen und Gäßchen der Merceria, um sich lustwandelnd zu zerstreuen über das salonmäßig glatte, schimmernde Marmorpflaster von San Marco, insonderheit an Tagen, wo Frau Musika mit einer braven Militärbande ihr Throngerüst inmitten des herrlichen Platzes aufschlägt. Eine Zeitlang schien es, als ob die Venezianer, vom politischen Groll der finstern lombardischen Nachbarn angesteckt, die k. k. österreichische Militärmusik dem ausschließlichen Genusse der Fremden überlassen wollten. Bald aber sind sie davon wieder zurückgekommen; der musikalische Instinkt siegte über die politische Dressur, und der Markusplatz vereint wieder an Musikabenden das einheimische Volk und die Fremden zu einem so einträchtigen Schwarm von Müßiggängern als nur je.

„Aber die Stadt selbst," ruft man aus, „das architektonische Venedig mit seinen verfallenen Prachtgebäuden, die Plätze und Gassen und Kanäle, wo Stein um Stein sich löst, und „melancholisch langsam" in die düstere Flut hinuntergleitet, und die moderduftigen alten Kirchen mit ihren steinernen Dogenbildern auf Marmor-Sarkophagen — drücken nicht wenigstens diese der Lagunenstadt den Stempel der Schwermut und Trauer auf?" Ich leugne den Ernst des Eindrucks nicht, den heute das monumentale Venedig machen kann; aber, warum übersieht man, daß die ganze Kunst Venedigs doch ursprünglich auf das Heitere angelegt ist? Warum übersieht man die lustigen Lebensfunken, die noch immer in dieser alten Asche glimmen? Warum spricht man nicht auch von den grünen Arabesken modernen Lebens, die diese grauen Trümmer überwuchern? — Wenn man von einem Spaziergang auf der Riva bei einbrechender Dunkelheit zurückkehrt und auf den Markusplatz einbiegt, auf welchem soeben die abendlichen Lichter angezündet werden, was flimmert und flittert und flirrt uns da unter den Arkaden der alten Prokurazien so eitel weltlich, so modern und lebenslustig entgegen? Was dehnt sich da für ein geheimnisvoll strahlender Lichtgürtel, wie mit tausend und abertausend schimmernden Brillanten besetzt? Es sind die prachtvollen Läden der venezianischen Juweliere und Goldwarenhändler, die hier in fast ununterbrochener Reihe den Glanz und Reichtum ihrer weltberühmten Auslagen entfalten. — Niemals habe ich dieses

in seiner Art einzigen Anblicks genossen, ohne daß es mir geschienen hätte, als lodere in diesem Glanzgefunkel die märchenhafte Herrlichkeit des alten Venedigs wieder auf. Aus der Ferne wollte mich dies zitternde Geflimmer, durch die nächtliche Dunkelheit weithin leuchtend, immer bedünken wie das geheime, lebensselige Augenblinzeln der wunderschönen Göttin Venezia, wie sie Paolo Veronese im Dogenpalaste gemalt hat. Nein, gesteht es nur: Lebenslustig wogt in Venedig nicht nur das Menschengewimmel, lebenslustig rauschen nicht bloß die Karnevalsweisen Venedigs; lebenslustig schimmern, wenn ihr genauer zuseht, auch diese schönen griechisch-romanischen Bogen und Säulen und Kapitäler, die ringsum ragen. Und diesen ist es nicht zu verargen, denn sie sind doch eitel Heidentum; aber auch die schönen weißen Pflastersteine von San Marco glänzen und glühen nachts wie von geheimer Lebensfreude. Und selbst die ehrwürdigen Zinnen und Kuppeln und Portale der goldenen Basilica überglühen mit dem Goldglanz ihrer maurischen Zieraten den byzantinischen Ernst, scheinen aufzuglimmen und aufzublitzen wie Glutfunken mystischer Lebens- und Liebestrunkenheit des Orients.

Aber vielleicht steht diese glänzende Titelvignette von San Marco doch vor einem Buche von elegischem Inhalt und es hat die Melancholie weiter im Innern der Lagunenstadt ihren Thronsitz aufgeschlagen. Folgen wir den Hauptadern des Verkehrs nach allen Seiten; betreten wir die Merceria, die Frezzeria, den Rialto usf. — überall Menschengewimmel, überall reiche Warenauslagen, höchst geschmackvoll geordnet, abends in heller Beleuchtung strahlend. Was das Promenieren und Flanieren im Innern Venedigs, besonders abends so eigentümlich angenehm macht, ist die trauliche Enge der Gassen, die doch mit jedem Schritte neue malerische Ausblicke eröffnet; ferner das glatte, schöne Pflaster, die Windstille, der Mangel alles Staubes und die verhältnismäßig große Reinlichkeit, die auch in den engsten Winkelgäßchen herrscht. Wer andere Städte gesehen, in welchen trotz beständiger Tätigkeit der Straßenfeger doch immerwährend Schmutz und ekle Gerüche herrschend sind, der wird durch die Reinlichkeit Venedigs überrascht werden, noch mehr aber dadurch, daß selbst dort, wo man einmal auf eine Ausnahme von der Regel stößt, das Geruchsorgan nur in geringem

Maße beleidigt wird. Woher mag dies kommen? Ohne Zweifel daher, daß in den Gassen kein Staub vorhanden ist, durch welchen der Schmutz amalgamiert und festgehalten würde; ferner daher, daß die Zugtiere fehlen, welche die starkbefahrenen Straßen der Städte allstündlich von neuem zur offenen Kloake machen, und daß der Hauptherd aller bösen Geruchsaffektion in unseren Straßen, die Öffnungen der Abzugskanäle, in Venedig gar nicht bemerklich sind. Eine eigentümlich weiche und milde Luft, ein lokaler Sirocco, fächelt in den Gassen Venedigs, und während vielleicht auf der Riva oder dem Markusplatze ein heftiger Wind weht, kann man die Merceria oder die Frezzeria in angenehmer Windstille durchwandeln. Aus diesem Grunde möchte ich auch die ausschließliche Schwärmerei der Fremden für die Riva, den offenen Meerstrand, nicht teilen. Zwar hat diese Strandpromenade im Winter die warme Sonnenseite, aber desto ärger ist sie auch den winterlichen Stürmen und dem Regen ausgesetzt, während die Plätze und Gassen im Innern der Stadt ein von jedem rauhen Anhauch verschontes, gleichmäßig temperiertes Asyl bieten.

* * *

Daß San Marco bei Mondschein gesehen sein will, ist eine bekannte Sache. Im Tageslichte sieht dies altehrwürdige, zieratreiche Bauwerk ein wenig wie eine fahle, welke, schlafende Blume aus; im Mondesglanz aber ergeht es ihr wie der Lotosblume bei Heine. Der Mond

„erweckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr Blumenangesicht.“

Wie bedeutsam sind die großen Bogenwölbungen, die säulengetragenen romanischen Rundbogen, in zweiter Linie von Spitzbogen überragt. Gotisches und maurisches Arabeskenwerk rankt und gipfelt sich dazwischen und darüber empor, und hinterwärts übertürmen die byzantinischen Kuppeln wuchtig und imposant das Ganze. Den spitzbogigen Architraven der Rundbogen analog, ist auch bei den Kuppeln die runde Wölbungslinie von einer spitzbogigen zweiten überragt. Und so hat die Fassade mehr Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Komposition, als es im ersten Augenblick den Anschein hat. Es ist maurische Gotik.

Was wäre indessen die Markuskirche ohne den Markusplatz und ohne die beiden langgedehnten Prachtfronten der Libreria und der neuen Prokurazien, welche von dieser architektonischen Krone der stolzen Venezia wie Kronbänder auslaufen?

Die Libreria und die neuen Prokurazien — sie scheinen sich im ersten Augenblick zum Verwechseln ähnlich. Und doch ist die künstlerische Wirkung beider eine durchaus verschiedene. Wenn ein paar Zwillingsschwestern von gleicher Größe, gleicher Schönheit, gleichen Zügen verschiedene Hüte tragen, so sind die gleichen Gesichter unter den verschiedenen Hüten nicht mehr dieselben. Die Libreria krönt ein reicher und doch einfach großartiger, energisch hervortretender Fries, die Prokurazien ein prosaisches drittes Stockwerk.

Ich widerstehe der Versuchung, von Kunstsachen Venedigs zu reden. Nur noch ein Wort: Ich war einer der fleißigsten Kirchengänger Venedigs, habe vor allen geschnitzten und gemalten Heiligen Venedigs meine Andacht verrichtet, habe geschwelgt in allen Herrlichkeiten der Akademie, des Palazzo Pisani, des Palazzo Giovanelli usf. und mußte mir sagen: Das alles ist unendlich schön und heiter und menschlich edel. Aber eben nur menschlich und irdisch. Mir fehlte zuletzt etwas: die Großartigkeit, die Tiefe. Und so lieb und traut mir die Venezianer geworden, ich fühlte doch zuweilen eine geheime, recht lebhafte Sehnsucht erwachen nach den Römern, den Florentinern ...

* *
*

Überhaupt kann weder die Herrlichkeit des marmornen Venedigs, noch die Lagunenwelle, die dazwischen flutet, das Gemüt desjenigen, der hier seinen Wohnsitz aufschlägt, für immer befriedigen; jene erscheint zuletzt allzu starr, diese zu weich und haltlos trügerisch. Die Sehnsucht erwacht nach der festen und doch nicht starren, pflanzen- und baumbewachsenen Scholle, nach dem Festland, wäre es auch nur ein Stück davon, ein Rasenstück, ein Garten. Venedig besitzt nun allerdings einen öffentlichen „Garten". Es ist eine kleine, baumbepflanzte Landzunge, reizvoll bespült von der blauen Meereswelle, in Näh und Ferne umlagert von den schönen, stillen, grünbebüschten Laguneninseln, zur Linken der langgestreckte Streif des Lido, zur Rechten die Kuppeln und Zinnen der Stadt,

über welchen die Sonne leuchtend untergeht — mit einem Wort: der lieblichste Punkt Venedigs. Die Natur hat unsäglich viel dafür getan. Aber die Menschenhand? Es ist wahr, daß die schöne Natur auch nackt gefällt; daraus folgt aber nicht, daß man sie durchaus als Aschenbrödel in Lumpen gehen lassen muß. Was ließe sich aus diesem reizenden Fleck Erde machen! Was hätte man im Norden längst daraus gemacht! — An Feiertagen, zu welchen für den Venezianer zum Teil auch die Montage gehören, belebt sich diese grüne Oase Venedigs. Manch leichter Nachen stößt vom Meere her an den Strand und über die steinernen Stufen der Landungsstelle herauf hüpft zierlichen Schrittes manche blond- oder schwarzgelockte venezianische Schöne. An gewöhnlichen Nachmittagen aber muß dem Besucher meist die Gesellschaft der schönen grünen Bäume und der blauen Wellen genügen. Nur dann und wann unterbricht die idyllische Stille ein eleganter Reiter oder eine elegante Reiterin, die den Baumgang auf und nieder galoppieren (der „Garten“ umschließt auch eine Reitschule und Pferdeverleihanstalt) oder ein nettes, kleines Eselsgespann, das auf zierlichem Wägelchen ein paar Kinder aus guter Familie spazieren fährt. Verlassen steht der hungerblasse „Ringelspielmann“ in seiner Rennbahn, und sein Geselle wendet mit defekten Drehorgeltönen sich vergebens an Ohr und Herz der wenigen Kinderfrauen, die den Garten durchwandern. Nicht viel besser ergeht es dem Restaurateur dort oben auf der kleinen, lieblichen Anhöhe. Wie reich wäre dieser Mann schon längst geworden, wenn dies paradiesische Plätzchen in einer nordischen Hauptstadt läge! Was würde z. B. die Spazierlust und der gute Appetit des Wieners oder auch nur des Grazers aus diesem Lustorte gemacht haben! Welche Legionen von Hühnern wäre hier bereits unter eifrigen Kiefern verschwunden; wie viele Schinken, welche Massen von warmem und kaltem Braten, von Emmentaler und Schweizerkäse! Aber diese Venezianer strecken sich lieber nebenan ins grüne Gras und sättigen sich, wie Bettler an Bratenduft, an den Klängen der Musikbande, welche der Restaurateur für seine wenigen Gäste spielen läßt.

Venedig besitzt auch einen botanischen Garten, der sich eines gewissen Ruhmes erfreut, dessen starke Eisengitter sich aber nur gegen ein gutes Trinkgeld langsam öffnen, und den

man nur unter der Eskorte des Gärtners durchwandeln darf. Was ihn von anderen botanischen Gärten unterscheidet, ist dies, daß er auf das Verdienst einer übersichtlichen Vertretung der Arten und einer eigentlich systematischen Anordnung überhaupt keinen Anspruch macht. Die einheimische Flora, die europäische Feld- und Waldflora fehlt so gut wie ganz; nur auf ein paar winzigen Beetchen sind einige derartige Kräutlein zu bestimmten Schulzwecken angepflanzt. Der Wert des Gartens liegt im Reichtum und in der Schönheit exotischer Pflanzenexemplare; insbesondere genießt die Sammlung von Kakteen verdiente Berühmtheit. Das Warmhaus umschließt unter anderem auch merkwürdige Tillandsien, rätselhafte Pflanzengeschöpfe, die durch keinen saugenden Wurzelmund mit dem Mutterbusen der Erde zusammenhängen, sondern sich mit dem Äther als Nährvater begnügen. Eine der schönsten Seltenheiten des Gartens ist eine wahrhaft riesige Yucca aloëfolia, welche, baumartig, sich mit den sehr weit verbreiteten Ästen an einer hohen Mauer emporgerankt hat. Auch ein Drachenbaum ist zu sehen, desgleichen ein schönes Exemplar des Upasbaumes, der so überaus giftig sein soll, daß schon bei der Berührung seiner Blätter der Arm anschwillt. Man hat ihn aus diesem Grunde hier so dicht umhegt und abseits gestellt, daß kein Unvorsichtiger zu Schaden kommen kann. Ganze Haine von Lorbeerbäumen schmücken überdies den Garten, ein erfreulicher, die Phantasie gefällig anregender Anblick. Das Schätzbare, das hier vorhanden ist, weist zumeist durch Alter und reifen Wuchs auf lange vergangene Zeit zurück.

II.

Der Karneval von Venedig! — Dabei denkt jeder zunächst an eine gewisse weltbekannte, heitere, wie Champagner moussierende und prickelnde Melodie, welche freilich von Virtuosen der Geige und des Pianos beinahe totgehetzt worden ist! — Um diese berühmte Tonweise aber ganz zu verstehen, muß man den tatsächlichen Karneval Venedigs an Ort und Stelle gesehen haben. Ich werde nicht versuchen, ihn zu schildern; aber ein paar flüchtige Tagebuchblätter will ich mitteilen, die aus den Tagen des venezianischen Karnevals von 1856 bis 1857 stammen, und die zwar vergilbt, aber schwerlich auch veraltet sind. Sie lauten:

1. Februar.

Lebhafter als je ging heute der Karnevalsspektakel los. Besonders Aufsehen machte nachmittags eine Eselskavalkade. Etwa 15 Personen ritten in türkischen Kostümen auf Eseln, welche auch ihrerseits in Masken, in grotesken Futteralen steckten, die ihre Eselsleiber unkenntlich machten. Der Aufzug machte Halt auf dem Markusplatz, und führte da unter großem Zulauf der Menge eine Art von Wettrennen aus, bei welchem die Esel durch beherzte und taktfeste Stellung überraschten. Unter den Berittenen war auch ein Frauenzimmer. Alle Welt hatte ihre Freude an der Sache mit Ausnahme eines Pomeranzen- und Zitronenverkäufers, welcher mit lebhaften Gebärden und großem Pathos der sich drängenden Menge klarzumachen suchte, daß sie seine offene Verkaufsbude, die mitten auf dem Platze im ärgsten Gedränge aufgerichtet war, unzweifelhaft mit sich fortreißen werde.

Ein noch besseres Ansehen hatte dieselbe Kavalkade abends bei heller Beleuchtung, als sie, wieder auftauchend, durch die Arkaden der Prokurazien sprengte. Nie hätte ich die Esel für so wackere Reittiere gehalten.

Außer unzähligen einzelnen Masken der verschiedensten Art durchzogen den ganzen Abend hindurch auch mehrere schön kostümierte, improvisierte Musikbanden die Stadt, welche ihre Karnevalsweisen lustig erklingen ließen und dazu tanzten und sprangen. Jeder im Zuge hatte eine brennende Laterne; voran schritten Fakelträger. Ich bemerkte drei verschieden kostümierte Banden dieser Art, jede etwa 15 bis 20 Mann stark. —

Unter den nachts umherstreifenden Maskenzügen war auch einer von 30 bis 40 Personen in weißen Hemden und weißen Schlafmützen, welche eine hinter der anderen marschierten und dazu mit Zinellen, Pfeifen, kleinen Trompeten und einer Trommel einen korybantischen Lärm vollführten.

Solche Karnevals-Genossenschaften gibt es mehrere, welche bestimmte Namen haben und während des ganzen Karnevals in den ihnen eigentümlichen Kostümen mit und ohne Instrumentalmusik ihr Wesen treiben.

Daß bei vorbeiziehender Musik mitunter ein Tänzchen auf offener Straße improvisiert wird, versteht sich von selbst.

Man sieht auch sehr schöne und elegante Frauenmasken,

natürlich nicht unbekleidet, promenieren; auch viele Kinder gehen in Begleitung ihrer Eltern oder anderen Personen maskiert umher.

6. Februar.

Nichts geheimnisvoll Reizenderes gibt es, als wenn in später Mondnacht Maskenzüge oder verlarvte Frauen in zierlichen Ballgewändern am Arme ihrer Tänzer durch einsame, schlummernde Gassen rauschen. Das Phantastische des Karnevals kommt erst zu seinem vollen Recht, das Groteske und Karikierte wird im Märchenlicht des Mondes zur Natur, das Schöne und Liebliche gewinnt einen feenhaften Zauber.

7. Februar.

Wieder recht lebhaft. Der Markusplatz abends taghell beleuchtet, überdies heller Mondschein. Der ganze Platz mit Menschen vollgepfropft, und doch fand jede Maskengruppe willigen Durchlaß, und alles ging im fröhlichen Volksgetriebe ohne Unhöflichkeit, ohne eine Spur von Roheit und Gewaltsamkeit vor sich.

Etwas sehr Phantastisches geben den Dominos die riesigen Hörner und Geweihe, die sie häufig auf dem Kopfe tragen, und die oft auch beweglich sind, so daß sie umgelegt und aufgerichtet werden können, was sich grotesk genug ansieht.

Eine Gruppe von Marinesoldaten stellte sich heute auf dem Markusplatze auf und sang vierstimmige Lieder ab. Regelrechte Vokalmusik dieser Art steht für gewöhnlich nicht auf dem Programm des italienischen Karnevals. Sie ist etwas allzu Methodisches, Vernünftiges, Nüchternes, um mit der echten Karnevalslaune im Einklang zu stehen. Der Deutsche liebt es schon eher, in entzügelter Laune sich erst die Kehle tüchtig anzufeuchten und sie sich dann, mit Notenblättern in der Hand, wieder trocken zu singen, und umgekehrt. Aber auf dem Markusplatze klang der vierstimmige Gesang der Marinesoldaten ein wenig zopfig; er war offenbar ein eingeführtes, fremdes, österreichisch-deutsches Element.

Die Eselskavalkade galoppierte auch heute wieder munter umher.

14. Februar.

Nachmittags begegnete ich in der Merceria einer Maske in negerhaftem Aufputz, die auf der Vorder- und Rückseite

des Leibes mit großen Ankündigungstafeln für einen Maskenball behängt war und gravitätisch die Straßen durchschritt.

Ich besuchte abends diesen Maskenball. Das Theater San Benedetto, in welchem derselbe stattfand, gewährte in reicher Beleuchtung einen schönen Anblick; die Parterre- und Bühnenräume waren mit Masken gefüllt, die Logen mit Frauen der höheren Stände.

In einen Domino gekleidet, die Larve vor dem Gesicht, ging ich als passer solitarius und stiller Beobachter umher. Eine männliche, recht elegante Maske forderte mich zum Tanze auf, welche schmeichelhafte Einladung ich, als Rekonvaleszent und der landesüblichen Tänze unkundig, leider ausschlagen mußte. Im Karneval nimmt man es beim Tanze mit dem Geschlechte der Partner nicht so genau. Eine zweite Maske gab im Verlaufe des Abends sich die Mühe, mit einem „Aspetta un po!“ mich anzuhalten, um mir die Haare, die von der Stirn ein wenig über die Larve herunterfielen, zurückzustreichen, und mir auch den Domino, der im Gedränge etwas in Unordnung geraten war, zurechtzuzupfen. Das alles geschah mit vieler Gemütlichkeit und Artigkeit.

Eine Zeitlang hatte die Szene das Ansehen eines gewöhnlichen Maskenballes, bis plötzlich aus einer Loge des Parterres ein Dutzend lärmender Kobolde in weißen Masken sprang, die durch den Saal hintollten, einander auf die Schultern stiegen, in die oberen Logen hinauf- und hineinkletterten und zu allgemeiner Zufriedenheit allen möglichen Unfug trieben.

15. Februar.

Montag. Sehr reges Maskengewühl. Besonders viele Musikbanden in ihren verschiedenen Kostümen: „Chiozzoten“, „Neapolitaner“ und wie sie heißen.

16. Februar.

Heute zog unter anderm eine kleine Maskentruppe meine Aufmerksamkeit auf sich, von sechs Männern in weißfarbigen Gewändern, welche einen siebenten, die Karikatur eines Dickwanstes, der zwei Krücken in der Hand hielt, auf einem hohen, zierlichen Thronsitz über ihren Schultern durch die Straßen trugen. Eine Schar von Gassenjungen machte Chorus mit angemessenem Hallo.

Im Teatro Camploy, das ich abends besuchte, erschien

während der Vorstellung plötzlich in einer Loge eine weibliche Maske mit einem Riesenkopf und einer Riesenhaube darüber, welche die Aufmerksamkeit des Publikums mitten im Stück dermaßen auf sich lenkte, daß eine Art von Tumult entstand. In den Zwischenakten zeigte sich die Maske im Parterre und am Schlusse der Vorstellung sogar auf der Bühne. Das gutgelaunte Karnevalspublikum nahm das alles sehr wohlgefällig auf und rief zu guter Letzt noch das Ungetüm mit großem Gepolter heraus.

17. Februar.

Es verdient bemerkt zu werden, daß das südländische Karnevalstreiben, wie lebhaft es sei, doch selten ins Wüste, Unmanierliche, Ungezogene oder gar Rohe ausartet. Eher würde ein etwas angetrunkener deutscher Universitäts-Dozent sich unter Umständen unartig benehmen, als ein italienischer Proletarier mitten im Karnevalsvergnügen.

Aschermittwoch.

In demselben Hause, in welchem ich eine Fremdenwohnung innehabe, hat auch ein junges Ehepaar aus einem Städtchen der Provinz Quartier genommen, das vor vierzehn Tagen eigens hierher gekommen, um den Karneval mitzumachen. Die beiden jungen Leutchen verbrachten ihre Flitterwochen sehr lustig und angenehm, gingen auf alle Maskenbälle, und wenn sie, des Morgens früh 5 Uhr heimkehrend, wegen mangelhafter Einrichtung der Klingel eine Stunde im Regen oder in frischer Winterkälte warten mußten, bis ihnen geöffnet wurde, so machten sie sich nichts daraus, sondern lachten herzlich und blieben kerngesund dabei. — Heute morgens, als ich über den Markusplatz ging, erstaunte ich nicht wenig, den jungen Ehemann mit einem Korbe unter den Arkaden umhergehen und „Caramelli“ (kandierte Früchte) verkaufen zu sehen. Ich fragte unseren gemeinschaftlichen Mietsherrn, was das zu bedeuten habe. „Das junge Paar“, sagte mir dieser, „hat ein bißchen zu sehr in den Tag hineingelebt, und es ist ihm nicht Geld genug geblieben, den Rest der Miete und die Kosten der Heimreise zu bestreiten. Da hat denn der junge Mann mit den letzten Überbleibseln seiner Barschaft Früchte und Zucker eingekauft, sein Weibchen hat ihm beim Kandieren geholfen, und nun hofft er, wenn das Geschäft auf dem Markusplatze sich gut anläßt, mit dem Er-

trage binnen einigen Tagen bei mir flott zu werden, sowie die Kosten der Heimkehr zu erübrigen.“ —

III.

Ich habe zwischen 1856 und 1864 Venedig wiederholt besucht und einmal auch, durch Erkrankung zurückgehalten, einen Herbst, Winter und Frühling dort verlebt; eben jenen Winter, aus welchem die obigen Blätter stammen, und von welchem ich gewissermaßen eine neue Lebenswendung datiere, denn ich schrieb da mein erstes größeres poetisches Werkchen.

Ein sehr schmales, kurzes Gäßchen führt auf der Seite des Uhrturmes von der Markuskirche in die Calle larga a San Marco hinaus, und über die Straße zu einem Eckhause rechter Hand, in welchem Gevatter Francesco Zimmer an Fremde vermietete — jener Gevatter Francesco, an welchen die Leser der Geschichte meines Eichhörnchens sich erinnern dürften, und den ich so nenne, weil ich während meines Aufenthaltes bei ihm in die Lage kam, ihm ein Büblein in San Marco zur Taufe zu halten. Hier also hatte ich im ersten Stockwerk eine kleine Behausung inne, deren eine Wand mit Basreliefs geschmückt ist, einer Jugendarbeit des vorzeiten rühmlichst bekannten venezianischen Künstlers Selva. Hier ereignete sich, was von dem Eichhörnchen in „Sinnen und Minnen“ weitläufig erzählt ist, und hier brachte ich die Zeit der Krankheit und der Wiedergenesung mit dem Studium meines damaligen Lieblingsdichters Dschelaleddin Rumi — ich verstand damals noch Persisch — und mit der Ausführung der oben erwähnten Dichtung hin: der „Venus im Exil“.

Auf letzteres Gedicht setzte ich große Hoffnungen, wie jeder Poet auf sein Erstlingswerk. Im April 1857 nach Triest zurückgekehrt, bot ich es von da aus den deutschen Verlegern an; diese waren aber sämtlich zu ihrem Bedauern just so sehr mit Verlagsgeschäften überhäuft, daß mein Manuskript liegen blieb; und als ich im nächsten Jahre neuerdings die Lagunenstadt aufsuchte, brachte ich nicht, wie ich gehofft, die gedruckte „Venus im Exil“, sondern nur ein ganz kleines Heftchen von vier Bogen in Sedez, einen „Sangesgruß von der Adria“ mit mir dahin, den ich auf eigene Kosten hatte drucken und bei F. H. Schimpff in Triest verlegen lassen. Der Tätigkeit meines Verlegers mißtrauend — derselbe hat

in der Tat im Jahre des Erscheinens nur 40 Exemplare von dem Büchlein abgesetzt — suchte ich dem Vertrieb dadurch nachzuhelfen, daß ich einige Exemplare bei meinen guten Freunden, den venezianischen Büchertrödlern, die ich alle Tage besuchte, heimlich unter die alte Ware gleiten ließ. Auch „verlor“ ich einzelne Exemplare in der Merceria und am Rialto, in der Hoffnung, daß gebildete Fremde sie finden und lesen würden. So kindisch ehrgeizig ist ein junger Autor in der ersten Vaterfreude, auch wenn er schon siebenundzwanzig Jahre zählt wie damals ich. Denn ich hatte zwar meine ersten Verse mit sieben Jahren geschrieben und mit siebzehn ein Gedicht von mir gedruckt gesehen, aber erst im siebenundzwanzigsten wagte ich mich mit einem gedruckten Buche in die Öffentlichkeit; ein Beispiel, das die poetischen Jünglinge von heute beherzigen sollten, die nicht früh genug sich den Lorbeer erstürmen zu können glauben.

Zu den unvergeßlichsten meiner venezianischen Erinnerungen gehören die großen, märchenhaften Festlichkeiten, zu welchen der Besuch des Kaisers in Venedig Anlaß gab, und die nur in Venedig, nur auf dem Markusplatz, nur auf dem Canal grande, nur mit Hilfe der unvergleichlichen Armada venezianischer Prachtgondeln, nur unter einem Volke möglich waren, dem selbst eine berechtigte politische und nationale Trauer den angeborenen Charakter harmloser, versöhnlicher Heiterkeit nicht trüben konnte.

Auch eine erste Opernaufführung in der „Fenice“ aus dem Jahre 1857, die des „Simone Boccanegra“ von Verdi, ist mir deshalb denkwürdig, weil ich an jenem Abende im Theater die beiden berühmtesten Komponisten der Epoche persönlich kennen lernte: den Komponisten des „Boccanegra“ selbst, der herausgerufen wurde, und Richard Wagner, welcher, auf der Durchreise begriffen, der Vorstellung in einer Loge beiwohnte. Die Oper fiel übrigens bei dieser ersten Aufführung schließlich unter Zischen und Pfeifen durch, trotz der persönlichen Anwesenheit des gefeierten Meisters. Sie war den Venezianern damals zu „französisch“: „No ghe xé gnente che mova!“ hieß es neben mir im Parterre, und: „A Parigi i gavaria fatto gran chiasso di quela storia.“ Man verargte damals dem Maestro überhaupt seine französischen Sympathien, und ich war Zeuge, wie im Teatro Apollo ein

Schauspieler, der im Stücke den Namen Verdi zu nennen hatte, demselben ein spöttisch betontes: „Cavaliere della legion d'onore“ vorsetzte.

Und nun will ich nur noch erzählen, daß auch ich einmal auf einem Theater Venedigs lebhaft ausgepocht und dann ebenso lebhaft applaudiert worden bin.

Ich besuchte eines Abends ein Volkstheater: es hieß, wenn ich nicht irre, Teatro Malibran. Eine Loge dieses Theaters im letzten Range kostete einen Zwanziger. Ich gönnte mir also diesen Luxus. Als ich die Loge kurz vor Beginn der Vorstellung betrat, sah ich, daß ich für diesmal der einzige Logeninhaber im ganzen Theater und das Parterre nur von einigen Proletariern besetzt sei. Es war kalt und zugig in dem leeren Hause, und ich kam auf den Gedanken, meinen Hut auf dem Kopfe zu behalten und mich so weit in den Hintergrund der Loge zurückzuschmiegen, daß ich vom Parterre aus nicht gesehen werden konnte. Da die Strolche im Parterre selbst nach Landessitte ihre Mützen und Kappen auf den Köpfen behielten, schien es mir umso weniger billig, daß ich allein im ganzen Hause mit entblößtem Haupte frieren sollte. Still sah ich in meiner dämmerigen Logenecke dem Emporsteigen des Vorhanges entgegen — da begann plötzlich im Parterre ein heftiges Pochen und Strampfen, begleitet von einem mir unverständlichen Gejohle. Ich beugte mich unwillkürlich vor, vergessend, daß ich den Hut auf dem Kopfe hatte — das vermehrte den Spektakel, und nun erst verstand ich deutlich den wilden Ruf: „Capello! Capello!“ der mir aus der Tiefe entgegenschallte. Ich merkte, daß ich trotz meiner Vorsicht entdeckt worden, und daß der souveräne Janhagel des Parterres auf seinem Rechte bestehe, die Häupter der Logeninsassen entblößt zu sehen. Natürlich zögerte ich nicht, den Hut — zum Unglück war's obendrein ein Zylinder gewesen — herabzuziehen; und nun verwandelten sich die Zeichen des Mißfallens in eine ebenso stürmische Kundgebung der Zufriedenheit mit Bravorufen und Händeklatschen.

Was man sich in Venedig erzählt.

Nach italienischen Quellen.

I. Die Riva de Biasio.

Die sogenannte Riva de Biasio ist eine der langen schmalen Uferstrecken, die mit venezianischem Ausdruck auch Fondamenta genannt werden. Sie liegt im Pfarrbezirk von San Simeone, gegenüber der Kirche San Geremia, von welcher die Breite des Canal grande sie trennt.

Der Name dieser Riva schreibt sich von einer düsteren Begebenheit her, deren Schauplatz vor langer Zeit sie war. Es geht nämlich im Munde des venezianischen Volks die Sage, ein gewisser Biasio habe auf jener Riva eine Schenke gehalten, und mit dem Geschäfte des Wirtes habe er zugleich das eines Auskochers verbunden. Gondoliere, Matrosen, Handwerksleute u. dgl. sprachen zahlreich bei ihm ein. Er verstand sich insbesondere darauf, ein gewisses Ragout zu bereiten und so zu würzen, daß man nicht unterscheiden konnte, welche Art von Fleisch dazu verwendet worden sei. Der Geschmack desselben war ausgezeichnet; der Preis mäßig, und die Schüssel dampfte immer frisch: so hatte er denn eine große Kundschaft und verdiente vieles Geld.

Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher Freund Biasio zu allgemeiner Zufriedenheit sein leckeres Ragout auszukochen fortfuhr, verlautete bald in diesem, bald in jenem Stadtteile Venedigs die Kunde von einem verlornen Knäblein oder Mädchen, von welchem, des fleißigsten Suchens ungeachtet, keine Spur mehr aufgefunden werden konnte. Die Fälle mehrten sich, und man durchsuchte auf Anordnung der Behörden die Kanäle, ob die Kinder nicht etwa im Wasser umgekommen seien. Aber alles war vergebens. Das Gerede unter den Leuten und der Schrecken der Familien wuchs mit jedem Tage; die einen wollten die Sache auf einen geheimen Frevel zurückführen, andere meinten, es sei wohl gar eine ruchlose Zauberkunst im Spiele; für eine bestimmtere Vermutung aber, die einige Wahrscheinlichkeit für sich gehabt hätte, wollte sich nicht der geringste Anhaltspunkt ergeben.

Unter solchen Umständen kam eines Tages ein Gondolier in die Taverne Biasios, um dort, wie er es seit längerer Zeit

gewohnt war, sein Frühmahl einzunehmen. Der Mann forderte einen Teller des mehrerwähnten Ragout und machte sich, nachdem er es erhalten, mit vielem Appetit darüber her. Während er nun so sich's wohl behagen ließ, da kam ihm plötzlich etwas Hartes und Scharfes zwischen die Zähne, wovon er sich nicht gleich zu deuten wußte, was es sein möchte. Demnach nahm er besagten Gegenstand mit dem Finger aus dem Mund, und als er ihn vors Auge gebracht — was findet er? Einen Fingernagel, einen ganz kleinen Fingernagel, der augenscheinlich nur vom Finger eines Kindes stammen konnte. Wiewohl entsetzt, schweigt der Mann und durchsucht unbemerkt den Teller genauer; siehe da! ein zweiter, ein dritter Fund von gleicher Art — kein Zweifel, es sind menschliche Fingernägel.

Mehr vor Entsetzen als aus Überlegung schweigend, bezahlt der Gondolier den Wirt und entfernt sich. An seinem Standort angekommen, erzählt er den Vertrautesten seiner Genossen, was ihm begegnet, und weist ihnen das Gefundene zur Bekräftigung seiner Aussage vor.

Es treffen sofort vier von den Männern eine geheime Verabredung. Zur gewohnten Stunde begeben sie sich, scheinbar in ganz harmloser Absicht, in die Taverne Biasios.

„Guten Morgen, Freund Biasio!"

„Guten Morgen!"

„Was gibt es Neues?"

„Steigt euch nicht schon der Duft in die Nase? Das ist heut ein Stück, wie ihr noch keins gekostet habt. Ein wahres Manna des Himmels!"

„So gib uns nur gleich für acht Personen; es sind unser nur vier, aber wir wollen uns heute einmal gütlich tun. Laß in der oberen Kammer anrichten; wir möchten gerne für uns sein und volle Freiheit haben."

„Sogleich sollt ihr bedient sein," rief der geschäftige Wirt, und eilte, den Auftrag auszurichten. Als nun nach kurzer Frist die Gondoliere das dampfende Gericht vor sich auf dem Tische hatten und sich allein sahen, schlossen sie die Tür von innen ab, und nachdem sie solchergestalt sich gesichert vor Überraschung oder Beobachtung, gingen sie daran, den Inhalt der ihnen vorgesetzten Schüssel aufs sorgfältigste zu durchsuchen. Nicht bloß Fingernägel fanden sich diesmal,

sondern auch kleine Knochen- und Gliederstücke von Fingern, ja sogar ein Kinderzahn wurde herausgefischt.

Der Entschluß der Gondoliere war bald gefaßt. Sie riefen den Wirt zu sich hinauf, und kaum war er eingetreten, so verriegelten sie hinter seinem Rücken die Tür, und einer von ihnen redete ihn mit anscheinender Kaltblütigkeit folgendermaßen an:

„Biasio, dein Gericht ist heute so ausgezeichnet, daß wir dir deswegen wohl einige Ehre antun müssen. Du sollst bei unserm fröhlichen Mahle den Vorsitz führen! Wohlan! tu' nicht so spröde; hier ist der leere Platz für dich. Laß dich nieder und greif' als der erste zu. Es lebe die Gesellschaft!"

Biasio war betroffen; er wollte sich losmachen, aber es half nichts; seine Gäste nötigten ihn auf die Bank nieder und forderten ihn von neuem auf, sich's wohlschmecken zu lassen. Zuletzt ergriff er, dem Zwange weichend, eine Gabel, und spießte einen Bissen damit auf; aber er betrachtete ihn erst noch von allen Seiten, drehte ihn rechts und drehte ihn links und schien nicht recht zu wissen, wie er ihn in den Mund stecken sollte.

„Nun", rief einer von den Männern, „hast du keine Lust zu essen?"

„Sollen wir glauben", fiel ein anderer ein, „daß du das Ragout vergiftet hast?"

„Oder daß du es mit Menschenfleisch gewürzt hast?" fuhr ein dritter heraus.

Bei diesen Worten fiel dem Wirte die Gabel aus der Hand. Vor den Blicken der Gondoliere, die durchdringend auf ihn gerichtet waren, schlug er die Augen nieder, erbleichte und fing am ganzen Körper an zu zittern.

Zur Wut entflammt durch diese deutlichen Zeichen seines Schuldbewußtseins, sprangen einige von den Männern auf und wollten den Verruchten sogleich zu Boden schlagen.

„Barmherzigkeit!" ächzte dieser, während ihm die Augen vor Todesangst aus ihren Höhlen traten; „Barmherzigkeit! ermordet mich nicht! Laßt mich nicht mit einer Todsünde auf dem Gewissen sterben! Laßt mich nur erst beichten . . ."

„Bekenne zuerst uns," rief man ihm entgegen; „ist dieses Fleisch nicht Menschenfleisch? Sind das nicht die Glieder

unschuldiger Kinder, wie du sie seit Monaten in den Kessel zu werfen und deinen Gästen vorzusetzen pflegtest?"

„Ach," winselte der Verbrecher (bei welchem, wie das immer der Fall ist, die Feigheit mit der Verruchtheit gleichen Schritt hielt), ach, die Not trieb mich anfangs dazu ... aber heute, eben heute hatte ich bei mir selbst geschworen, daß ich es nie wieder tun würde ..."

„Eben heute?" rief ein Gondolier. „O du elender Heuchler und Lügner!" — „Steh' auf, du Hund," fuhr er fort, indem er ihn am Halse faßte und vom Boden emporriß. „Nun wirst du uns ohne Verzug an den Ort führen, wo du dein greuliches Schlächterhandwerk getrieben hast; wir wollen ihn sehen!"

Damit schleppten die Männer den Zitternden die Stiege hinab, und als sie unten angelangt waren, wo eine Menge von Neugierigen, durch den Lärm herbeigelockt, offenen Mundes das ihnen unerklärliche Schauspiel anstarrte, da rief ein Gondolier mit lauter Stimme:

„Kommt, kommt mit uns! Ihr sollt sehen, womit der wackere Biasio uns seit Monaten bewirtet hat!"

Von allen Seiten durch fürchterliche Drohungen gedrängt, wies Biasio zuletzt seinen Begleitern eine Falltür, die sich in einem Winkel der Küche befand, verdeckt durch einen Haufen Holzes und durch anderes Gerät. Man öffnete diese Tür, und es wurde im Dunkel eine nach abwärts führende Stiege sichtbar. Neugierig drängten alle Anwesenden sich dahin, stiegen die Treppe hinab und gelangten in ein finsteres, unterirdisches Gemach ...

Hier aber sträubt sich die Feder, das Gräßliche zu schildern, das den Blicken sich darbot ...

In der Mitte des Raumes stand eine breite Tafel, über welcher von der Wölbung eine eiserne Lampe niederhing, die unter dichten, stinkenden Rauchwirbeln ein düsteres Licht verbreitete. Die Tafel war von Schmutz bedeckt, von den Seiten tröpfelte Blut auf den Boden nieder, und mitten auf derselben lag der Leichnam eines zwei- bis dreijährigen Kindes, an welchem bereits Kopf und Arme fehlten. Ein blutbesudeltes Messer lag in der Nähe; neben dem Tische, auf dem Boden, stand ein Gefäß, bestimmt, das Blut aufzufangen: in der Tat enthielt es davon eine schwarze, geronnene Masse.

Unter dem Tische lag ein häßlicher Hund, der an den vom Tische gefallenen Knochen nagte. Die eingeschlossene Luft dieses unterirdischen Ortes verbreitete einen fast unerträglichen Totengeruch. In einiger Entfernung vom Tische sah man eine Vertiefung, die in einen Kanal auslief: dorthin pflegte der Unmensch die unbrauchbaren Überreste seiner Schlachtopfer zu werfen.

Nach wenig Augenblicken machte der Schauder vor diesem Anblick sich in einem Schrei des grimmigsten Unwillens Luft. Unter Flüchen und Mißhandlungen wurde der Verbrecher aus dem Hause hinaus und durch die Gassen geschleppt, die in einem Augenblick von der fürchterlichen Neuigkeit erfüllt waren. Zuletzt den Händen der Gerechtigkeit überliefert, gestand Biasio alles: mehr als zwanzig Kinder hatte er in wenig Monaten geschlachtet, und einige hundert Personen hatten von der gräßlichen Speise genossen. Als seine Helferin bezeichnete der Auskocher ein verworfenes altes Weib, das im Rufe von Giftmischerei und Zauberei stand. Diese war es, von welcher der teuflische Rat und die Anleitung, ein Ragout mit beigemischtem Menschenfleisch zuzubereiten und zu würzen, herstammte. Man ging nach ihr aus, um sie in den Kerker zu werfen, aber sie war der öffentlichen Gerechtigkeit zuvorgekommen. Sie wurde erhängt am Türpfosten ihres Wohngemachs gefunden.

Dem Brauche jener Zeiten gemäß, wurde Biasio zuerst auf unterschiedliche Weise gemartert und zuletzt zwischen den Säulen der Piazzetta an den Galgen gehängt. Sein Leichnam wurde den Flammen überliefert und seine Asche in die Winde gestreut. Sogar das Haus, das er zum Schauplatze seiner Frevel gemacht hatte, wurde von Grund aus niedergerissen.

Diese Geschichte gilt als eine beglaubigte Tatsache. Es gibt Personen, die noch das Todesurteil Biasios in einem Verzeichnisse von Hingerichteten aus alter Zeit gelesen haben wollen. So viel ist gewiß, daß der Name der Riva de Biasio fort und fort besteht, und daß jedermann im venezianischen Volke die Geschichte von dem Auskocher Biasio zu erzählen weiß, der an jener Riva kleine Kinder schlachtete und aus ihren Gliedern den Gästen ein köstlich gewürztes Ragout vorsetzte.

II. Der Raub der Venezianerinnen.

Es war der 31. Jänner des Jahres 943 oder 936, wie andere wollen, unter der Regierung des Dogen Pietro Candiano II., als eine Schar anmutiger Jungfrauen mit Körbchen in den Händen, in welchen sich goldene Schmucksachen und andere Gegenstände hochzeitlicher Ausstattung befanden, versammelt und nebeneinander gereiht in der Kirche San Pietro standen, angetan mit Feierkleidern, auf den Wangen züchtiges Rot und das Herz bewegt durch die Vorstellung des herannahenden Augenblickes, der ihr harmloses Mädchenleben in den halbersehnten, halb gefürchteten Frauenstand verwandeln sollte.

In einem anderen Teile der Kirche waren Jünglinge versammelt, die Blicke voll Zuneigung und Hoffnung nach ihren Auserwählten hinübersandten, während zitternde Mütter und betagte Väter, auf ihren Knien liegend, aus der Tiefe des Herzens heiße Gebete und Wünsche für das Glück ihrer geliebten Kinder zum Himmel emporschickten. Auf dem Altar und an den breiten Wänden der Kirche brannten helleuchtende Wachskerzen, und der Bischof schickte sich an, umgeben von seinen Domherren, die Stufen des Altars hinanzusteigen und die allgemeine Hochzeitmesse zu lesen. ...

Mit den Persern und den Babyloniern, von welchen Herodot und Strabo berichten, hatten die ältesten Venezianer die Art und Weise gemein, die Heiraten zu schließen. Sie betrachteten nämlich die Mädchen als Töchter des Gemeinwesens, und zu einer gewissen, festbestimmten Zeit pflegte man alle Heiratsfähigen in einer Kirche oder an einem andern, hierzu erwählten Orte zu vereinigen. Dorthin kamen dann auch die heiratslustigen jungen Männer, hielten sozusagen Musterung über die Bräute und wählten jeder für sich diejenige aus, die nach seinem Herzen war.

Im 9. und 10. Jahrhundert fand dieser öffentliche Vorgang jedesmal in der Kathedrale von San Pietro d'Oliveto statt, wie der Chronist Laurentius de Monacis und andere bezeugen.

Der geneigte Leser begreift nunmehr die Szene, mit deren Schilderung wir diese Erzählung eröffnet haben.

Ein heiliges Schweigen herrschte im Gotteshause, alles atmete feierliche Sammlung und Andacht ...

Plötzlich wurden mit ungeheurem Getöse von außen die Türflügel weit aufgerissen, und ein Schwarm von Männern mit trotzigen Gesichtern, nach Seemannsart gekleidet, Dolche zwischen den Zähnen und verschiedene Waffen in der Hand, drang mit wildem Ungestüm herein und stürzte sich auf die knienden Mädchen nicht anders als ein Schwarm räuberischer Adler auf einen Zug weißer Tauben. Diese, bestürzt, erbleichend, stoßen flehende Rufe aus; aber die Räuber fassen sie mit den kräftigen Armen an und schleppen sie mitsamt den Körbchen, die ihre Schätze enthalten, schonungslos und eilig zur Kirche hinaus.

Die jungen Männer und das gesamte, in der Kirche vereinigte Volk fielen, nachdem sie von der ersten Bestürzung sich erholt, über die Räuber her. Es entspann sich ein wildes Handgemeng, von allen Seiten aber erliegen die Wehrlosen dem schlagfertigen Gegner, und es gelang diesem, mit seinem Raube die bereitstehenden Fahrzeuge zu erreichen. Die weißen Schleier vom Blute der Ihrigen bespritzt, strecken die Jungfrauen mit herzzerschneidendem Geschrei die Arme zum Himmel aus. Die Räuber aber, der Ohnmacht des unbewaffneten Haufens spottend, setzen die Schiffe in Bewegung und fahren zum Hafen hinaus, den Schauplatz ihrer Unternehmung in eiliger Fahrt verlassend.

Es war dies eine Horde istrianischer Piraten, welche, seit langer Zeit geschworene Feinde des venezianischen Namens, diese Gelegenheit benützen wollten, die Jungfrauen samt den Wertsachen, die sie in den Körbchen trugen, in ihre Gewalt zu bringen.

Zu diesem Zwecke waren sie mit einer Galeere und einer Brigantine gegen Venedig gesegelt, und nachdem sie diese Fahrzeuge zu Tre-porti, einem Ort am Meer in der Nähe der Stadt, vor Anker gelegt, waren sie nach Venedig gekommen, und hatten sich, während der Nacht, die diesem verhängnisvollen Tage voranging, in einem Versteck gehalten. Aus diesem brachen sie nun im bestimmten Augenblick hervor, und erreichten durch Verwegenheit und Schlauheit ihren Zweck vollständig.

Wiewohl im ersten Augenblicke bestürzt und ratlos, waren die Venezianer doch alsbald entschlossen, den Piraten nachzueilen. Von allen Seiten erschallt der Ruf zu den Waffen,

man setzt Fahrzeuge in Bereitschaft; die Männer fluchen, die Frauen jammern; der letzte Tag der Republik schien angebrochen.

Der Doge selbst bestieg ein Schiff, und ihn umgab eine tüchtige Schar Soldaten, verstärkt durch eine Anzahl Männer aus der Zunft der Kesselmacher, die eine Gasse des Bezirks von Santa Maria Formosa bewohnten. Unter den Leuten aus dem Volke nämlich, welche auf den Alarmruf herbeieilten, hatten sich die Kesselmacher als die ersten und eifrigsten gezeigt; sei es, daß ein besonderes Interesse die angesehensten unter ihnen mit einigen der geraubten Mädchen verband, oder daß sie zufällig in größerer Anzahl bei dem Ereignis anwesend waren. Diese Männer also zerschlugen die Kessel, welche sie eben verfertigten oder schon vorrätig hatten, und machten sich in aller Eile Schilde daraus. Sie bewaffneten sich mit den Zangen, den Hämmern und allen Werkzeugen ihres Gewerbes, welche zum Angriff oder zur Verteidigung tauglich waren, und schlossen mit dem Rufe „Tod den Narentinern!“ sich dem Dogen an.

So machte sich denn dies Häuflein von Tapferen, nachdem es den Segen des Bischofs empfangen, zur Verfolgung der Räuber auf, während ein jeder von ihnen fortwährend den Hilferuf der Unschuldigen zu hören glaubte, die gegen die rohen Barbaren sich vergebens zur Wehre setzten.

Nach ihrer eiligen Flucht sich vollständig sicher glaubend, waren die Narentiner nach Tre-porti zurückgekehrt. Sie teilten dort sowohl die Mädchen als die Beute unter sich, und überließen sich sorglos ihren Vergnügungen.

Man denke sich den Zustand, in welchem die armen Geraubten sich befanden, entrissen ihren Lieben, in der Gewalt roher, verworfener Menschen, auf fremdem Boden — schüchterne, sittsame Jungfrauen, auferzogen im Frieden und in der Unschuld des väterlichen Hauses!

Berauscht vom Weine, machen die Narentiner sich auf, ihre Fahrzeuge wieder zu besteigen, als man in weiter Entfernung auf dem Meere, von der Seite Venedigs, ein weißes Segel glänzen sah, dann ein zweites und ein drittes — „Die Venezianer! Die Venezianer!“ erscholl es in den Reihen der Piraten, „wir sind verfolgt!“ So sehr als möglich beschleunigen sie ihre Flucht, aber die Venezianer bleiben fort-

während auf ihrer Spur, verfolgen sie einen ganzen Tag lang und erreichen sie zuletzt in den Gewässern von Caorle. Mit Löwenmut greifen sie den Gegner an, ein heftiger Kampf entspinnt sich, aber die Venezianer hatten die Übermacht, und nach erbitterter Gegenwehr, aufgerieben bis auf wenige, mußten die Piraten den Siegern sowohl ihre Fahrzeuge als ihre Beute überlassen.

Am 2. Februar, dem Tage vor Mariä Reinigung, während die Abendsonne bereits ihre Strahlen auf die blaue Adria warf, sahen die in dichten Scharen herbeigeeilten Venezianer am fernen Horizont die Flaggen ihrer heimkehrenden Fahrzeuge flattern. Von welchen Freuden- und Segensrufen erscholl in diesem Augenblicke das sonst einsame Ufer! In der raschen Heimkehr der Ihrigen erblickten alle ein sicheres Zeichen des errungenen Sieges, und schon tönten zur Bestätigung vom Meere her die Begrüßungen und Jubelrufe der Kommenden.

Wir verzichten darauf, die Freudenbezeigungen der Menge zu schildern, die da stattfanden, als der Doge von seinem Schiffe herabstieg, begleitet von den zwölf wiedereroberten Mädchen und den tapfern Kesselmachern, die am Verdienste des Sieges den größten Anteil hatten.

Nun dachte man aber auch daran, diese Braven für ihre geleisteten Dienste zu belohnen. Der Doge berief die Vertreter ihrer Zunft zu sich und verkündete ihnen, er sei bereit, jede Gnade, die sie von ihm erbitten würden, zu gewähren. Die wackeren Männer verlangten nichts anderes, als daß der Doge, zum ewigen Andenken an jene Unternehmung, sich jährlich in Begleitung aller Würdenträger der Republik in die Kirche ihres Pfarrbezirkes, S. Maria Formosa, begebe, und zwar gegen Abend — denn zu dieser Zeit war der Sieg erkämpft worden —, um dort dem Herrn ein Dankgebet für den verliehenen Sieg über die Piraten darzubringen.

Mit Freuden sagte der Doge zu, und der venezianische Kalender war um einen Festtag reicher.

III. Der ponte della donna onesta.

In jener Zeit, als die Venezianer noch nicht die gutmütigen, wohlgesitteten Leute waren, die sie heutzutage sind,

sondern ein rauhes, in blutigen Fehden fast verwildertes Volk, wie die Bewohner von ganz Italien in den kriegerischen Zeiten des Mittelalters, in jener Zeit geschah es, daß in einem jetzt verschwundenen Hause, welches gegen den später sogenannten ponte della donna onesta gewendet war, ein ehrlicher Schwertfeger seine Werkstatt aufgeschlagen hatte. Meister Giovanni — dies war sein Name — besaß ein schönes und sehr tugendsames Weib, namens Ginevra, das er erst vor kurzem sich angetraut hatte.

Ein junger Edelmann von alter, einflußreicher Familie, dessen Namen die Überlieferung verschweigt, erblickte bei Gelegenheit eines öffentlichen Schauspiels in der Volksmenge die schöne Ginevra und wurde von heftiger Leidenschaft für sie ergriffen. Übermütig, wie er war, und nicht gewohnt, seinen Neigungen einen Zügel anzulegen, verfolgte er von jenem Augenblick das sittsame Weib auf allen Wegen und Stegen, so frech, daß seine Begegnung ihr die Schamröte ins Gesicht trieb. Und dennoch konnte sie sich nicht entschließen, ihren Gatten davon zu benachrichtigen, denn sie fürchtete mit Recht, daß Giovanni bei dieser Nachricht sich zu einem unbedachten Schritte gegen den mächtigen Patrizier hinreißen lassen und ein verderbliches Unheil heraufbeschwören könnte.

Meister Giovanni war im übrigen, wiewohl auf Wahrung seiner Ehre mit Eifer bedacht, nicht eben eifersüchtig; im Gegenteil, er hatte ein beinahe blindes Vertrauen auf die Tugend des Weibes, in welchem er, und nicht mit Unrecht, einen Engel an Tugend und Züchtigkeit erblickte.

Der Edelmann fing an, seinen Bedarf an Waffen von Meister Giovanni zu nehmen, und unter anderen Bestellungen, die ihm einen Vorwand boten, die Werkstatt des Schwertfegers öfter zu besuchen, trug er diesem eines Tages die Anfertigung eines kurzen Dolches auf, der von feinstem Stahl und mit ziseliertem Griff versehen sein sollte. Dies Waffenstück kostete dem Meister eine lange und angestrengte Arbeit, und er setzte seinen Stolz darein, bei dieser Gelegenheit ein Meisterstück zu liefern, geeignet, den guten Ruf seines Namens weithin zu verbreiten.

Ginevra leistete oft in Mußestunden ihrem Manne bei seinen Arbeiten Gesellschaft. Als sie ihn nun so eifrig und lange mit der Vollendung jenes Dolches beschäftigt sah, so

fragte sie arglos um den Namen des Bestellers. Als nun der Meister ihr den Namen des Edelmannes nannte, da erbleichte Ginevra und sie wußte selbst sich nicht Rechenschaft zu geben, welche Unglücksahnung, wie ein mörderischer Stich, in jenem Augenblick ihr Inneres durchdrang.

„Die Waffe ist vortrefflich," sagte Meister Giovanni, „und so fein, als nur ein Fürst sie verlangen kann. Ich bin stolz darauf. Nur die Spitze will mich noch nicht ganz befriedigen; ich möchte sie schärfer haben ..." Damit ergriff er ein Werkzeug, um seiner Arbeit die gewünschte Vollkommenheit zu geben.

Ginevra betrachtete inzwischen den Mordstahl mit einem eigentümlichen Schauder.

„Ich wette," sagte sie zu ihrem Gatten mit erzwungenem Scherz, „ich wette, daß man sich mit diesem Dolche den Tod geben kann, ohne Schmerz zu empfinden, so blank ist er und so scharf!"

„Ganz richtig", versetzte der Meister. „Wenn man diese Spitze an die Brust ansetzt, so dringt sie von selbst ein; besonders" — fügte er mit schalkhafter Galanterie hinzu — „wenn es eine so zarte Brust ist wie die deinige."

Dabei drückte er einen Kuß auf die Stirn seines Weibes und bemerkte nicht, daß sie denselben mit einem Seufzer erwiderte.

Wenige Augenblicke nach diesem Zwiegespräch trat der Edelmann ein. Ginevra erhob sich und wollte das Gemach verlassen.

„Bleibt doch, bleibt, schönes Weibchen," rief der galante Kavalier, indem er einen flammenden Blick auf Ginevra warf. „Ich bin ja kein Türke, daß Ihr mich fürchten solltet ... Da seht nur einmal," fuhr er zu Meister Giovanni gewendet fort, „Eure Ehefrau fürchtet sich vor mir!"

„Ei, Ginevra," sagte dieser, „sei doch nicht prüde; der gnädige Herr erlaubt, daß du hier bleibst." — „Verzeiht," setzte er hinzu, „sie ist ein wenig schüchtern, ein wenig verwirrt; sie hat noch etwas von einem Mädchen an sich, aber es ist eine Perle von einem Weibe!"

Das Gespräch wendete sich sodann auf den Dolch, den der Edelmann vortrefflich gelungen fand und über die Maßen lobte. Auch bezahlte er denselben sehr großmütig. Er be-

festigte ihn hierauf an einem samtenen, mit Gold verzierten Gürtel, den er unter dem Oberkleide um den Leib trug, und während er selbstgefällig die schöne Wirkung bemerkte, die der glänzende Stahlgriff auf dem blauen Samt des Wamses machte, rief er aus:

„Schade, daß die Waffe nicht hier auf der linken Seite frei herabhängt; es würde einen schönen Anblick geben, wenn er beim Gehen baumelte und in der Sonne schimmerte. Zwei Kettchen würden ihn wohl leicht am Gürtel festhalten? Was meint Ihr?"

„Ich denke wohl."

Darauf nahm der junge Kavalier eine goldene Kette, die ihm über die Brust hing, zerbrach sie in zwei Hälften und reichte sie dem Meister mit den Worten:

„Da nehmt! befestigt sie an der Scheide des Dolches; ich lasse Euch auch den Gürtel hier, damit Ihr die Sache in Ordnung bringt. Gegen Abend komme ich wieder, um alles abzuholen!"

„Gegen Abend werde ich nicht zu Hause sein," versetzte Meister Giovanni; „ich muß eines Geschäftes wegen ausgehen; aber ich kann ja meinem Weibe alles übergeben, damit Ihr es aus ihren Händen empfanget."

Ginevra warf einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten, aber sie wagte keinen Widerspruch. So blieb es bei der getroffenen Übereinkunft, und der Edelmann entfernte sich.

Als der Abend herannahte und Meister Giovanni das Haus zu verlassen sich anschickte, bat ihn seine Gattin, er möge sie mit sich nehmen.

„Warum nicht gar?" erwiderte dieser. „Hast du denn vergessen, daß der Edelmann sich einfinden wird, um seinen Dolch und seinen Gürtel abzuholen? Er ist ein freigebiger und großmütiger Herr: Kundschaften wie diese muß man rücksichtsvoll behandeln."

„Aber wann gedenkt Ihr heimzukommen?"

„So rasch als möglich."

„Macht Ihr einen weiten Weg?"

„Was kümmert dich das?"

„Ich möchte nur erfahren, ob Ihr bald wieder zurückkehren werdet."

„Höre, wenn ich mich zufällig ein wenig verspätete

und du nicht gerne allein bleiben wolltest, so würde wohl die Nachbarin Marinetta bereit sein, dir ein wenig Gesellschaft zu leisten."

„Auch ich habe schon daran gedacht."

„Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen!"

Damit entfernte sich der Meister in vollster Gemütsruhe. Ginevra dagegen, in mühsam verhehlter innerer Aufregung, ging, ihre Nachbarin einzuladen. Unglücklicherweise traf sie dieselbe nicht zu Hause. Dieser Umstand steigerte ihre Verlegenheit auf einen peinlichen Grad.

Der Weiberjäger hatte inzwischen im Verborgenen auf den Augenblick gelauert, wann der Schwertfeger sein Haus verlassen würde. Kaum war eine Viertelstunde verflossen, seit er diesen aus der Türe des Hauses hatte treten sehen, so stand er selbst bereits vor dieser und verlangte pochend Einlaß. Ginevra mag nicht wenig erschrocken sein und noch eine Zeitlang in äußerster Verlegenheit geschwankt haben — endlich aber mochte sie erkannt haben, daß ihr keine Wahl bliebe: die Tür öffnete sich, und der Edelmann trat ein. —

Die Abenddämmerung war bereits eingebrochen, als der junge Mann das Haus Giovannis scheu um sich blickend und in überstürzter Eile wieder verließ.

Erst viel später, als es schon tiefe Nacht geworden, kehrte der Meister heim, in bester Stimmung, denn die Angelegenheit, um derentwillen er ausgegangen war, hatte die erwünschte Erledigung für ihn gefunden. Er freute sich darauf, seiner Ginevra davon zu erzählen und ihr die volle Geldbörse zu zeigen, die er mit nach Hause brachte. Er pochte — niemand öffnete; schon vorher war es ihm aufgefallen, daß das Fenster des Wohngemaches unbeleuchtet war, und daß ihm Ginevra nicht wie sonst, nachdem sie seine Rückkunft am Fenster erspäht, schon an der Tür entgegenkam. Er klopfte stärker ein zweites, drittes Mal, immer ohne Erfolg.

Da kam ihm ein Gedanke. Sie mag wohl, so sprach er zu sich selbst, zu Marinetta hinübergegangen sein, da diese vielleicht nicht zu ihr kommen konnte. Eiligst begab er sich ins Haus der Nachbarin und war nicht wenig betroffen, seine Gattin auch hier nicht zu finden. Auf seine Einladung folgte ihm Marinetta; beide pochten wiederholt und riefen

den Namen Ginevras, aber im Innern des Hauses regte sich nichts.

Es blieb nun kein anderes Mittel übrig, als die Türe zu sprengen. Als Meister Giovanni in das gewaltsam geöffnete Haus eintrat, traf er in seiner Werkstatt keine lebende Seele. Zur oberen Kammer hinaufsteigend, fand er auf der Treppe zu seiner nicht geringen Verwunderung den Gürtel des Edelmannes. Mit beschleunigten Schritten erreicht er die Tür der Kammer. Er öffnet sie rasch, und beim Scheine des Lichtes, das Marinetta hinter ihm hertrug, sieht er sein Weib in der Nähe des Bettes auf dem Boden ausgestreckt, das Haupt an die Pfosten desselben gelehnt, rings um sie her verbreitete sich eine Blutlache. Einen furchtbaren Schrei ausstoßend, stürzte Meister Giovanni sich zur Entseelten nieder. Sie war kalt und starr, und in ihrer Brust steckte derselbe Dolch, von dem sie vermutet hatte, daß er in die Brust eindringen würde, ohne Schmerz zu verursachen. —

Als die Kunde von diesem Ereignis sich im Volke verbreitete, da wurde es allgemein als unzweifelhaft angenommen, daß das edle, züchtige Weib Giovannis kein anderes Mittel gefunden, ihre Tugend und Ehre zu retten, als daß sie ihrem Bedränger den Dolch entriß und sich denselben in die Brust stieß. Den ehrlosen Versucher schützten sein adeliges Blut und der Einfluß seiner Familie, aber nach Jahren bekräftigte sein reumütiges Bekenntnis den Glauben des Volkes, für dessen warmen Anteil an der heroischen Tat Ginevras der fortwährend sich erhaltende Name des „ponte della donna onesta“ ein schönes Denkmal ist.

IV. Der ponte delle maraviglie.

In der Contrada de' Santi Gervasio e Protasio befindet sich eine kleine Brücke, die den Namen der „Wunderbrücke“, ponte delle maraviglie führt. Wollt ihr wissen, woher dieser Name sich schreibt? Der Venezianer gibt in einer äußerst sinnigen Erzählung darüber Aufschluß.

Am Ausgange des gedachten Brückchens stand vorzeiten ein Haus, in welchem eine Familie wohnte mit sieben Töchtern, eine schöner als die andere, nur eine einzige darunter, Rosina genannt, war häßlich. Ein braver junger Gondolier kam oft

in dieses Haus, und ohne in eine der sechs hübschen Schwestern verliebt zu sein, machte er doch allen ein wenig den Hof. Vielleicht tat er unrecht, aber die Strafe ereilte ihn auch bald.

Während er nämlich früher als der gesündeste und kräftigste Bursche in der Nachbarschaft gegolten, fing er jetzt allmählich an zu kränkeln. Von Tag zu Tag vermehrte sich seine Magerkeit, er verlor die Farbe, seine Augen zogen sich immer tiefer in ihre Höhlungen zurück, er fühlte eine Schwere im Kopfe, in den Beinen, und bald war er auch nicht mehr stark genug, das Ruder zu handhaben, was ihn am meisten betrübte, denn er war im Rufe gestanden, auf sein Handwerk sich meisterlich zu verstehen, und sein glühendstes Verlangen war, bei der in einiger Zeit bevorstehenden Regatta — so nennt man eine öffentliche Wettfahrt der venezianischen Gondoliere — sich einen ehrenvollen Preis zu erringen.

Der Kranke fragte bald diesen, bald jenen Arzt um Rat, versuchte bald dies, bald jenes Heilmittel, aber sein Übel wurde nur immer ärger. Da brachte ihn zuletzt eine alte Frau, die er ebenfalls um Rat gefragt hatte, auf den Gedanken, es sei ihm irgendwo ein böser Zauber angetan worden. Da er nun fast mit niemand, als mit der erwähnten Familie in Verkehr stand, so konnte sein Verdacht nur auf diese fallen, und nach langem Grübeln wurde in ihm die Vermutung rege, die häßliche unter den sieben Schwestern, Rosina, mit welcher er, eben ihrer Häßlichkeit wegen, sich niemals abgegeben, habe dieser Zurücksetzung wegen sich an ihm rächen wollen, indem sie ihn behexte. Es fiel ihm nun erst auf, was er früher kaum bemerkt hatte, daß Rosina seit längerer Zeit sich immer zurückzog, wenn er kam, und seine Gesellschaft ängstlich mied. Der Gedanke, daß Rosina eine Hexe und das Siechtum seines Leibes ihr Werk sei, bemächtigte sich allmählich seines kranken Gemütes und wurde für ihn zur fixen Idee, in deren Gewißheit er nicht mehr den geringsten Zweifel setzte.

Inzwischen kam der Tag der Regatta immer näher und der junge Gondolier fühlte sich immer siecher und kraftloser. Ausgeschlossen von dem Wettkampfe, in welchem er sich einen gewissen Triumph versprochen hatte, verfiel er immer mehr in düstere Schwermut und gab sich ganz den bitteren Empfindungen hin, die sein Herz beherrschten. Insbesondere aber

wuchs sein heimlicher Ingrimm gegen das weibliche Wesen, das er für die feindselige Urheberin seines Elends hielt. Ein schwarzer Rachegedanke erwachte in ihm und reifte zum Entschlusse. Zur Stunde, wo er Rosina allein im Hause wußte, wollte er sie überfallen und blutige Rache an ihr nehmen. Eine böse Zauberin aus dem Wege zu schaffen, schien ihm fast eine verdienstliche Tat.

Es war Karfreitagabend und jene, dem Gondolier befreundete Familie war mit Ausnahme Rosinas ausgegangen, die heiligen Gräber in den zahlreichen Kirchen ihrer Nachbarschaft zu besuchen. Diese Zeit wählte der junge Mensch zur Ausführung seines Vorhabens. Das Wohnhaus der Familie lag, wie gesagt, am Ausgang einer kleinen Brücke. Als nun der Gondolier über letztere hinschritt, stand er auf der Höhe derselben — diese Brückchen schwingen sich nämlich über die schmalen Kanäle meist in einem hohen Bogen und sind treppenartig abgestuft — eine Weile still und lehnte sich an das Geländer derselben, denn er fühlte sich schwach und seine Knie zitterten.

Von dem Standpunkte aus, auf welchem er stand, fiel sein Blick auf die Fenster des Häuschens, welches das Ziel seines Ganges war. Eines dieser Fenster war zufällig offen, und der junge Gondolier konnte einen Blick in das Innere der Wohnstube werfen. Da bot sich ihm ein Anblick dar, den er nicht vermutet hatte. Rosina lag betend auf den Knien vor einem Bilde des Gekreuzigten.

Eine Zauberin und beten? Diese Wahrnehmung machte auf sein Gemüt einen eigentümlichen Eindruck. Es war inzwischen Abend geworden, und einzelne Sterne tauchten aus der Tiefe des Abendhimmels hervor. Als nun der Gondolier, von seltsamen Empfindungen ergriffen, seine Blicke wie zufällig nach oben richtete, da zeigte sich ihm ein neues Wunder. An einer Stelle des Himmels, so berichtet die Überlieferung, sah er sechs leuchtende Sterne zu einer Gruppe vereinigt, und daneben einen siebenten Stern, der klein und ohne Glanz war. Allmählich aber erblaßten die sechs hellen Sterne, der siebente aber dagegen fing an, mit wunderbarem Scheine zu leuchten, und sein Glanz wuchs dergestalt, daß er alle übrigen Sterne verdunkelte und zuletzt allein, groß und schimmernd wie eine Sonne, am Himmel stand.

Diese Wundererscheinung, die seinem aufgeregten Gemüt sich zeigte, tilgte alle Rachegedanken aus seiner Seele hinweg. Doch ergriff ihn ein unwiderstehlicher Drang, in das Haus einzutreten. Er klopfte an und es wurde ihm geöffnet.

Als Rosina seiner ansichtig wurde, färbten sich ihre blassen Wangen und ein leises Zittern durchlief ihre Glieder.

Der junge Gondolier faßte sie an der Hand, zog sie mit sich fort und führte sie geradeswegs vor das Kruzifix, das, von brennenden Kerzen feierlich umgeben, auf dem Tische stand, und vor welchem er Rosina knien gesehen hatte.

„Rosina“, sagte er ohne Umschweife, „blick' auf dieses Kruzifix, angesichts dessen kein sterblicher Mensch eine Lüge auszusprechen wagt! Man hat mir gesagt, daß du eine Hexe bist, daß du mir einen bösen Zauber angetan hast, und daß ich deinetwegan sterben muß. Gib Antwort und sage, ob es so ist.“

Das Mädchen wurde bleich vor Schrecken und Unwillen über diese Worte; ihre Augen füllten sich mit Tränen. Mit einem Blick zum Himmel rief sie aus:

„Ich eine Hexe? Ich hätte Euch den Tod gewünscht? — „O Herr im Himmel“, fuhr sie fort, „du weißt, daß ich noch vor wenig Augenblicken dich auf den Knien um nichts anderes bat, als — mich für ihn sterben zu lassen!“

Nach diesen Worten bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Wie, Rosina,“ rief der Gondolier aus, „du hast für mich gebetet? Du hast an meiner Statt sterben wollen? Du bist also nicht übelgesinnt gegen mich?“

„Ich übelgesinnt gegen Euch?“

„Warum aber entferntest du dich immer, wenn ich zum Besuch kam?“

„Warum? warum? Weil ich häßlich bin, und ... weil Ihr ja doch nicht meinetwegen kamt ...“

„Rosina,“ rief der junge Mann nach einer kleinen Pause, von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt — „Rosina, liebst du mich vielleicht?“

Das arme Kind verdoppelte sein Schluchzen und sprach kein Wort.

„Wenn ich aber keine von deinen Schwestern liebte,“ fuhr der Gondolier fort, dem die in ihrer Demut rührende

Gestalt des Mädchens wie verklärt erschien, „wie, wenn ich von jetzt an nur deinetwillen, deinetwillen allein käme, würdest du noch immer vor mir fliehen?"

Die Züge Rosinas überflog ein Freudenstrahl.

„Wie wäre das möglich?" sagte sie. — „Ach," fuhr sie fort, „Ihr haltet mich also nicht mehr für eine böse Zauberin?"

„Verzaubert hast du mich, Rosina," versetzte der junge Gondolier, „aber erst am heutigen Tage, und mit einem Zauber, der nicht aus der Hölle stammt."

Ein neues, ganz verändertes Verhältnis zwischen den beiden jungen Leuten, die sich früher gemieden, entwickelte sich seit diesem Zwiegespräch. Das Mitleid mit dem verkannten, stillen und edelmütigen Mädchen verwandelte sich in der Brust des jungen Mannes in eine herzliche Zuneigung, und diese Wendung hatte auf seinen Gemütszustand, ja auf sein ganzes Wesen den wohltätigsten Einfluß. Er fühlte bald seine Jugendstärke zurückgekehrt, die Spannkraft seiner Glieder neu belebt.

Und als nun der Tag der feierlichen Regatta herankam, da war unser junger Gondolier unter den Wettkämpfern und trug unter allgemeinem beifälligen Zuruf den ersten Preis davon.

Das flatternde Fähnchen, sein Siegeszeichen, in der Hand schwingend, hielt er vor Rosinens Haus, brachte den errungenen Preis der Liebsten dar und begehrte sie von den freudig erstaunten Eltern zum Eheweibe. —

Dies die Geschichte von der Wunderbrücke, auf welcher der Jüngling die sieben Sterne sah, von denen einer erst mit unscheinbarem Glanze leuchtete, dann aber alle anderen überstrahlte und wie eine Sonne groß am Himmel stand.

V. Der Montag des Lido.

In Venedig lebte vorzeiten ein durch seine Häßlichkeit berühmtes Frauenzimmer; sie war schielend, krumm und bucklig.

Wie nun aber die Schönheit unserer Welt eben in ihrer Mannigfaltigkeit besteht und im übrigen die häßlichen Mädchen ebensowohl als die wohlgebildeten geheiratet zu werden wünschen, so verlangte denn auch besagtes Frauenzimmer, den Weg des Lebens nicht allein zu gehen, und machte wirklich

einen Verzweifelten ausfindig, der, voll Hunger und voll Schulden, in die Alternative versetzt, sich in einen Kanal zu stürzen oder jenes Weib zu heiraten, das letztere wählte.

Als das Gerücht von diesem bevorstehenden Ehebunde sich in der Stadt verbreitete, da gab es vielen Spaß, und die Gassenjungen sannen auf einen lustigen Schabernack, um dem liebenswürdigen Paare die Hochzeitsfeier zu verleiden.

Aber die Verlobten ahnten etwas dergleichen und beschlossen, die Vermählung in aller Stille auf dem Lido, wo sich auch eine Kirche befindet, zu feiern. So dachten sie sich der hämischen Volkslaune zu entziehen; sie machten aber damit das Übel nur noch ärger.

Eines frühen Morgens — ein Montag war es — bestiegen Braut und Bräutigam, Eltern, Verwandte und Zeugen eine Barke und ließen sich zum Lido rudern. Auf dem Wege dahin blickten sie hinter sich mit der Genugtuung von Leuten, die von einem feindlichen Strande sich glücklich weggeflüchtet haben. Sie freuten sich, daß jeder Ruderschlag sie weiter von Venedig hinwegführte, und wie sie am frühen Morgen unbemerkt sich aus der Stadt hinweggestohlen, so hofften sie auch am späten Abend unbemerkt und unangefochten wieder heimzukehren.

Am Lido gelandet, betraten sie die Kirche, wo der Geistliche den Segen über das Paar sprach; dann verfügten sie sich in eine benachbarte Osterie und setzten sich in bester Laune zu einem kleinen Festmahl nieder, das dort für sie bereit war.

Ein paar Stunden hatten sie sich's bereits recht wohl sein lassen, als plötzlich vor den Fenstern der Osterie sich ein erschreckliches Gejohle und Gepfeife, ein wahrer Teufelslärm vernehmen ließ.

Brautpaar und Gäste erbleichten, und gar manchem blieb der Bissen im Munde stecken. Bestürzt eilen sie ans Fenster und sehen draußen eine bunte, tolle lärmende Menge versammelt ...

Leider war das Geheimnis der Vermählung am Lido durch einen Verräter ausgeplaudert worden. Die Kriegslist der Verlobten diente nur dazu, den Übermut der Spötter noch mehr aufzustacheln. So kam es, daß bald nach vollzogener Trauung einige eigens gemietete Barken einen Schwarm von jungen Leuten ans Ufer brachten, die in einiger Entfernung

von jener Osterie ausstiegen, dann sich in aller Stille derselben näherten und endlich unversehens das greulichste Konzert anstimmten, das jemals eine Hochzeitsfeier verherrlicht hat.

Die Bestürzung der Vermählten und ihrer Gäste erreichte den höchsten Grad. Was war zu tun? Sich unwillig zeigen, das hieß den Feind noch herausfordern. Es galt also, zu bösem Spiel gute Miene zu machen.

Ungesäumt erhielt der Wirt den Auftrag, Wein, Brot und anderes Eßbare den Strolchen auszuteilen, die bei diesem Beginnen in noch größeren Jubel mit stürmischen Evvivas ausbrachen. Sie tranken, aßen und berauschten sich aufs Wohl der Vermählten und ruhten nicht früher, bis das Brautpaar zu ihnen hinauskam und ihre ausgelassene Freude teilte.

Es war eben die schöne Jahreszeit. Die lustige Menge zerstreute sich auf nahen Grasplätzen, etliche Pfeifer, Gitarrespieler und Geiger mischten sich darein, und nun ging es an ein Singen und Springen und Tanzen, was das Zeug halten wollte.

Lange nach Einbruch der Nacht erst bestieg man die Barken wieder, und die Neuvermählten wurden wie im Triumphe nach Venedig zurückgeleitet, und zwar bis zur Türe ihres Hauses, unter Saitenschall und lauten Evvivas.

Das lustige Ereignis gab der Sitte den Ursprung, die Montage des Monats September mit kleinen Volksfesten auf dem Lido zu feiern. Noch bis auf den heutigen Tag sieht man an den Montagen des genannten Herbstmonats den Strom der Spaziergänger nach der Gegend des Lido hin seine Richtung nehmen.

VI. Die weiße Frau im Schlosse von Collalto.

Vor einigen Jahrhunderten lebte der Ritter Guiscard, aus der uralten Familie der Grafen von Collalto, einer Familie, die später unter die Patriziergeschlechter Venedigs aufgenommen wurde und ihren bleibenden Wohnsitz in Venedig aufschlug. In sehr jugendlichem Alter war Graf Guiscard Erbe vieler Dörfer geworden, über welche er die feudale Gerichtsbarkeit ausübte. Zum Manne herangereift, besuchte er die vornehmsten Städte und Höfe Deutschlands, um dort den Glanz seines Reichtums und seiner ritterlichen Tapferkeit in

den öffentlichen Turnieren zu zeigen. Dort begegnete es ihm auch, und zwar am Hofe zu Dresden, daß er für die schöne Hildegunde entbrannte, die einem der edelsten sächsischen Geschlechter entstammt war. Die Wechselseitigkeit der Neigung führte bald zu einer Vermählung, und Hildegunde folgte ihrem Gemahl, um fortan mit ihm das geräumige Schloß von Collalto, in der Nähe von Treviso, zu bewohnen. Die Neuvermählte war auf ihre hohe Abkunft und ihre großen Besitztümer nicht wenig stolz und dabei von wilder, leidenschaftlicher Sinnesart. Ihrem Gatten aber war sie mit warmer Neigung zugetan.

Der Graf von Collalto hatte, dem Brauch jener Zeiten gemäß, Feste und Spiele in seiner reizend gelegenen Burg angeordnet, zu Ehren derjenigen, die an seiner Seite mit den Rechten der Gemahlin und als Teilhaberin seiner Macht einzog. Die Bewaffneten der Burg, in Reihen aufgestellt, prunkten im Glanze ihrer Rüstungen und stählernen Waffen mit reicher Gold- und Silberverzierung. Die gesamte Dienerschaft des Hauses harrte, nicht minder festlich gekleidet, am Ausgang der Zugbrücke ehrfurchtsvoll der nahenden Herrin. Die Straße, die zur Burg emporführte, war von Landleuten besetzt, die als erste Huldigungsspende Blumenkränze und weiße Körbchen mit ausgewählten Früchten in Händen trugen.

Herangezogen kam die lange Reihe der Gefährte, in deren prächtigstem, von sechs glänzenden Rappen gezogen, das Brautpaar sich befand. Als dasselbe an der Brücke angelangt war, brachte der Schloßvogt seinem Herrn und seiner Herrin eine kurze Huldigung dar, und der Kaplan, mit den heiligen Gewanden angetan, besprengte sie mit geweihtem Wasser.

Als der Zug den ersten Hof des Schlosses erreicht hatte, stieg man von den Wagen. Man begab sich die Treppen hinauf, die mit kostbaren Teppichen belegt waren, und trat in einen großen Saal ein, an dessen gotisch verzierten Wänden und hohen Säulen Standarten, Wappen und alte Trophäen aufgehängt waren, und die nun überdies mit Samt, Damast und goldenen Fransen, mit Lorbeer- und Blumenkränzen ausgeschmückt, dem Blicke in schönster Anordnung sich darstellten. Hier saßen auf hohen Thronsesseln die Neuvermählten, die Grafenkrone auf dem Haupte und von zahl-

reichen Verwandten und Angehörigen umgeben, die feierlichen Huldigungen ihrer Untergebenen entgegennehmend.

Die stolze Hildegunde fand großes Wohlgefallen an dieser Zeremonie. Sie ließ ihre großen und lebhaften Augen bald im Kreise mit ernstem Selbstgefühl schweifen, bald auf den Personen ruhen, die sich demütig vor ihr neigten.

Unter den letzten der huldigenden Personen befand sich, in einfacher Kleidung, eine Frau von vorgerücktem Alter, die an ihrer Seite, nicht minder einfach gekleidet, ein junges Mädchen hatte. Beide machten eine sehr tiefe Verbeugung und drückten sodann in schüchterner Weise den Wunsch aus, ihrer jungen Herrin die Hand küssen zu dürfen. Hildegunde gewährte ihnen dies Verlangen und musterte mit einem scharfen Blicke das Mädchen, das ihr sehr anmutig schien. Als die beiden Frauen sich zurückgezogen, wendete Hildegunde sich an ihren Gemahl mit der Frage, wer sie wären.

Der Graf bezeichnete die alte Frau als die Schaffnerin des Schlosses, und als diejenige, die nach dem Verluste seiner Mutter, der ihn schon als Kind getroffen, ihn mit großer Aufopferung und Liebe gepflegt hatte.

„Und das junge Mädchen? ..." fragte Hildegunde.

„Das junge Mädchen?" wiederholte der Graf, wie in Gedanken versunken.

„Wer ist es? Warum zögert Ihr, mir's zu sagen?"

„Ihr sollt es sogleich vernehmen," erwiderte Guiscard. „Es ist die einzige Tochter Annas, der alten Schaffnerin, und nennt sich Blanka. Sie ist mit mir fast im gleichen Alter. Wir wurden zusammen erzogen, und ich liebe sie wie eine Schwester. Schwerlich würde man einen Charakter finden können, so engelgut und rein wie der ihrige. Ihre Schönheit ist ihr geringster Vorzug."

„Sie ist Euch also sehr teuer?"

„Sie ist mir teuer — ich habe Euch gesagt, in welchem Sinne. Blanka ist die Besonnenheit selbst. Wollt Ihr selbst sie unter Eurer Aufsicht, unter Eurer Obsorge behalten, wollt Ihr sie in Eure Dienste nehmen, so könnt Ihr ihres Eifers und ihrer Anhänglichkeit versichert sein."

Ein großartiges Gelage folgte diesen Festlichkeiten, und darauf hatte noch auf dem großen Schloßplatze ein förmliches Turnier statt. Die stolze Hildegunde beschaute vom hohen

Altan das ritterliche Kampfspiel und spendete dann mit eigener Hand den reichen Dank, den die Freigebigkeit des Grafen von Collalto den Siegern bestimmt hatte.

Abends erklang das von Fackeln und tausend Lichtern erhellte Schloß von Saitenspiel und Gesang, und ein fröhlicher Reigentanz währte bis tief in die Nacht.

Hildegunde hatte sich in ein Gemach zurückgezogen, um ihre Prunkgewänder abzulegen. Sie fand dort Blanka, die mit anderen Dienerinnen sie erwartete. Nochmals faßte die Gräfin das Mädchen scharf ins Auge, während diese ihren Blick zu Boden senkte und in ehrfurchtsvoller Haltung dastand.

Die Neuvermählte nahm jetzt auf einem prächtigen, mit Gold verzierten Sessel Platz, vor welchem ein breiter kristallheller Spiegel sich erhob. Blanka nahm Hildegunden die die mit Edelsteinen besetzten Nadeln und das Diadem vom Haupte und löste ihr vom Halse den schweren goldenen Schmuck. Inzwischen betrachtete die schweigende und ernste junge Frau im Spiegel ihr eigenes Bild und zugleich das der bescheidenen Blanka, beide hell beleuchtet vom Strahl der Silberleuchter zu beiden Seiten des Spiegels. Obgleich nun Hildegunde von ihren körperlichen Vorzügen die günstigste Meinung hegte, schien es ihr doch, als würden dieselben von denen Blankas einigermaßen verdunkelt, und dieser Gedanke war für das Gemüt des stolzen Weibes kein geringer Stachel.

Noch denselben Abend fragte der Graf seine Gemahlin, als er mit ihr im ehelichen Gemach allein war, wie sie mit ihrer neuen Zofe zufrieden sei. Sie bejahte die Frage, doch beunruhigte sie dieser Eifer des Grafen und schürte die Flamme einer entbrennenden Eifersucht.

Ein Gefühl von ganz verschiedener Art hatte Blankas Anblick in einer anderen Person wachgerufen. Guiscard brachte aus Deutschland einige tapfere Kämpen mit, die er unter seine Knappen einreihte. Unter diesen zeichnete sich durch kolossalen Gliederbau, außerordentliche Stärke und verwegenste Tapferkeit ein gewisser Sinibald aus. Er war im Dienste von Hildegundens Familie gestanden und hatte sich von letzterer, als sie mit dem Grafen von Collalto sich vermählte, die Gnade erbeten, in die Dienste ihres Gemahls treten und sie nach Italien begleiten zu dürfen. Guiscard

nahm das Anerbieten des wackeren Kriegsmannes mit Freuden auf und gab ihm unter seinen Knappen den ersten Platz.

Bei dem Einzuge der Neuvermählten ritt Sinibald zur Rechten des Galawagens, und beim Eintritte derselben in den großen Saal nahm er stehend seinen Platz, als erster Knappe, in der Nähe des gräflichen Thronsessels ein. Über alle Umstehenden erhob Sinibald sein Haupt in stolzer Haltung. Das erhobene Visier seines Helmes ließ einen Mann von etwa vier Jahrzehnten in ihm erkennen, und zeigte eine Miene, derb und ungeschlacht, aber doch nicht ohne einen Anflug von Biederkeit und Gemütlichkeit.

Nur vertraut mit Streit und Blutvergießen, schien dieser Mann nicht eben geschaffen für zartere Gefühle. Und doch war jetzt die Stunde gekommen, wo sein Gemüt einer weichen Regung sich öffnen sollte. Der Anblick der sanften und schönen Blanka machte auf das Herz des rauhen Kriegers einen ungewöhnlichen Eindruck. Er wendete kein Auge von ihr ab, solange sie im Saale weilte, und suchte später mit Eifer eine Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen.

Aber Blanka war zu sehr um die Gräfin beschäftigt, und wenn dies nicht der Fall, so kam sie nicht von der Seite ihrer Mutter.

Eines Abends jedoch, als Blanka in Begleitung ihrer Mutter sich zur Erholung in den Garten begab, folgte ihr der Knappe heimlich, und während die beiden Frauen plaudernd durch einen Baumgang schritten, stand plötzlich die herkulische Gestalt Sinibalds mit freundlichem Grinsen vor ihnen. Die Frauen waren fast erschrocken, aber Sinibald suchte sie zu beruhigen, indem er in möglichst zutraulicher und, soweit ihm dies möglich war, galanter Weise mit ihnen eine Unterredung anknüpfte. Er beschränkte sich jedoch für diesmal auf ein ganz allgemein gehaltenes, gewöhnliches Gespräch.

Indessen versäumte er nicht, Blanka jedesmal getreulich im Garten aufzusuchen, so oft sie sich nach Sonnenuntergang dahin begab. Er hatte es ernstlich darauf abgesehen, im Herzen des jungen Mädchens eine Liebesneigung für sich zu erwecken. Freilich war er in der Wahl der Mittel, diesen Zweck zu erreichen, nicht eben glücklich. Der gutmütige, aber ungeschlachte Recke erzählte seiner Herzensgebieterin fortwährend von den tapfern Taten seines Armes, von seinen

Zweikämpfen und von den tausendfachen Gefahren, die er mit Glück uud Ruhm bestanden hatte. Überdies erbot er sich wiederholt, sie an jedem zu rächen, der ihr nur das mindeste Leid verursachte, und verlangte beharrlich, sie solle ihm eine Person anzeigen, die ihr nicht gefiele; binnen kürzester Frist versprach er ihr den Kopf dieser Person zu Füßen zu legen.

Diese Anerbietungen machten auf das zarte Gemüt des Mädchens einen ganz anderen Eindruck, als der tapfere Sinibald sich einbildete. Von geheimem Schauder vor der blutgierigen Wildheit des Mannes ergriffen, wies sie seine Dienstfertigkeit mit kühler Zurückhaltuug ab, was ihn nicht wenig kränkte, doch hoffte er durch weitere Großtaten sie wohl noch günstiger für sich zu stimmen.

Ohnehin ließ sich Sinibald durch seine Leidenschaft für Blanka seinen ursprünglichen Neigungen und Gewöhnungen nicht entfremden. Er machte sich durch Zweikämpfe und Schlägereien nicht bloß in Collalto, sondern auch in der ganzen Umgebung gefürchtet. Alles zitterte vor ihm, nur der Graf und die Gräfin hatten Wohlgefallen an ihm und freuten sich, einen tüchtigen Krieger seines Schlages zu besitzen. Blankas Abneigung vor ihm wuchs indessen von Tag zu Tag, besonders seit er es einige Male für passend gehalten hatte, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, mit dem Blute seiner Feinde bespritzt vor ihr zu erscheinen und das noch blutige Schwert vor ihren Augen zu schwenken und blitzen zu lassen.

Häufig begleitete dieser mutige Kriegsmann die Gräfin auf ihren Gängen oder Fahrten in den Umgebungen des Schlosses. Eines Tages kehrte sie unter seiner Begleitung von der Messe zurück, die sie in einem dem Schlosse nahe gelegenen Flecken gehört hatte. Es war ein schöner Herbsttag. Hildegunde stieg vom Wagen und beschloß, einen Teil des Heimweges zu Fuße zurückzulegen. Sinibald stieg von seinem Pferde und begleitete seine Herrin zu Fuße, während der leere Wagen und einige Bewaffnete zu Pferde in einiger Entfernung folgten.

Da stürzte plötzlich aus einer am Wege gelegenen Hütte ein gewaltiger Hund hervor, der aus Leibeskräften bellend auf die Gräfin zueilte und sie anzufallen sich anschickte. Hildegunde ließ einen Schreckensruf vernehmen, aber rasch

beruhigte sie das Schwert Sinibalds, dem Tiere kräftig in den Leib gestoßen. Dieser Zwischenfall setzte den Knappen in noch größere Gunst bei seiner Herrin. Er durfte sich ihr mit größerer Freiheit nähern, und benützte diesen Umstand, um ihr das heimliche Leid zu klagen, das ihn seit einiger Zeit bedrückte.

Er gestand ihr seine bisher unerwiderte Neigung für Blanka und bat sie um ihre Fürsprache. Die Gräfin sagte ihm sehr bereitwillig ihre Verwendung zu und fragte in der Tat Blanka bei sich bietender Gelegenheit, ob sie geneigt wäre, Sinibalds Gattin zu werden. Blanka verhüllte sich das Gesicht mit den Händen, wie vom Schauder ergriffen, und drückte unverhohlen ihren Abscheu vor einem Manne aus, der nichts kenne als Roheit und wildes Blutvergießen.

„Hast du vielleicht im Herzen eine andere Neigung?“ fragte die Gräfin mit durchbohrendem Blicke das junge Mädchen.

„Herrin,“ versetzte Blanka, „ich schwöre, daß ich weder Sinibald noch einen anderen heiraten will, daß es mein Wunsch ist, immer frei und unvermählt zu bleiben.“

„Frei und unvermählt?“ rief die Gräfin mit fast höhnischem Ausdruck und versank darauf in düsteres Schweigen. Die Weigerung Blankas gab ihrer geheimen Eifersucht neue Nahrung.

Sinibald vernahm den ihm gewordenen Bescheid aus dem Munde der Gräfin mit nicht geringem Herzeleid; er schrieb seine Zurückweisung dem Vorhandensein eines glücklichen Nebenbuhlers zu, an dem er sich blutig zu rächen schwur, wenn er ihn nur erst entdeckt hätte.

Bald darauf ereignete es sich, daß Anna, Blankas Mutter, starb. Auf ihrem Sterbelager hatte sie sich die Gnade erbeten, mit ihrem teuren Herrn und einstigen Pflegling noch einige Worte sprechen zu dürfen. Der Graf, der Annen fast wie eine Mutter liebte, begab sich eilig und mit aufrichtiger Betrübnis an das Lager der Sterbenden, um ihren letzten Willen zu vernehmen. Anna streckte ihm ihre matte Rechte entgegen und empfahl ihm mit ersterbender Stimme ihre Tochter. Der Graf beruhigte sie durch das feierliche Versprechen, daß er sich Blankas wie einer Schwester annehmen und ihr niemals ein Leid widerfahren lassen werde.

Blanka war lange Zeit untröstlich über den Verlust ihrer geliebten Mutter. Leider vermochte der tiefe Schmerz des Mädchens nicht, ihre Gebieterin zum Mitgefühl zu bewegen. Sie gönnte der Armen, die sie keinen Augenblick aus den Augen lassen wollte, nach dem Tode ihrer Mutter nicht einen einzigen Ruhetag, und wenn nun Blanka die Verrichtungen ihres Dienstes mit den Kundgebungen ihres noch frischen Jammers unterbrach, so schien das alles Hildegundens Ungeduld und geheimen Groll nur noch zu vermehren. Schon von Natur aufbrausend und launenhaft, quälte sie Blanka doppelt, die ihr niemals etwas zu Danke machen konnte. Wenn Blanka das Haar der Gräfin ordnete und den grillenhaften Wünschen und Einbildungen derselben nicht immer gleich zu entsprechen imstande war, so wurden sie mit Scheltworten überhäuft. Blanka schwieg, verdoppelte ihren Eifer und bat oft den Himmel mit Tränen, er möge ihr die Gabe gewähren, den Ansprüchen ihrer Herrin ganz zu genügen. Sie hatte keine Ahnung davon, daß nicht ihre Unfähigkeit es war, was ihr den Groll der Dame zuzog, sondern ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre Herzensgüte, die ihr die lebhaftesten Sympathien aller Bewohner des Schlosses gewann, während die Gräfin selbst ob ihres hochfahrenden Wesens von allen gehaßt war.

Eines Tages erhielt der Graf ein prächtiges ausländisches Pferd zum Geschenke. Während er den Renner in einem der Höfe des Schlosses zur Probe tummelte, wurde derselbe plötzlich wild, bäumte sich ungestüm, und selbst die jugendliche Kraft Guiscards vermochte nicht, ihn zu bändigen. Der Graf wurde vom Rücken des Tieres herabgeschleudert, verletzte sich im Sturze das Haupt und blieb besinnungslos auf dem Boden ausgestreckt.

Hildegunde und Blanka, die ihm vom Altane zugesehen hatten, erhoben beide ein durchdringendes Geschrei. Blanka aber eilte im Fluge die Stiege hinab auf den ohnmächtig Daliegenden zu, und da sie sah, daß das Blut in großer Menge aus der Wunde strömte, riß sie ihren Schleier herab, tauchte ihn in frisches Wasser und umwand damit das Haupt des Verwundeten. Indessen war auch Hildegunde mit den übrigen Hausgenossen herbeigeeilt. Man trug den Grafen hinauf und legte ihn auf sein Bett, wo er langsam seine Be-

sinnung wiedererlangte. Blanka vergoß Freudentränen, als sie dies neue Lebenszeichen an ihm bemerkte. Hildegunden war Blankas Aufregung trotz der eigenen Erschütterung nicht entgangen, und wie ein Dolchstoß durchfuhr sie die Wahrnehmung einer leidenschaftlichen Teilnahme, zu welcher sie sich allein berechtigt glaubte.

In kurzer Zeit war der Graf wieder hergestellt. Stumm hatte Hildegunde die Qual der Eifersucht noch einige Zeit in sich gewahrt, als aber der Graf erfuhr, daß Blanka es gewesen, die ihm die erste Hilfe geleistet, und ihr deshalb mit freundlichen Worten und Geschenken einige Beweise seines Dankes gab, konnte jene ihre Empfindungen nicht länger bemeistern, und beschloß, sich der verhaßten Nebenbuhlerin zu entledigen, oder wenigstens vorerst über die Gesinnungen ihres Gemahls sich Gewißheit zu verschaffen.

„Ich bin unzufrieden mit Blanka," sagte sie dem Grafen mit kurzen Worten, „und verlange, daß sie aus dem Schlosse entfernt wird."

Der Graf war anfangs bestürzt über diese Anrede, während Hildegunde ihn mit ihren großen Augen scharf anblickte, begierig, seine geheimsten Gedanken und Empfindungen zu erspähen. „Unzufrieden mit Blanka?" erwiderte zuletzt der Graf. „Wer vermag unzufrieden zu sein mit dieser treuen, geduldigen Seele, diesem engelguten Geschöpfe? ... Wenn Ihr sie übrigens nicht mehr um Euch sehen wollt, so kann Euer Begehren erfüllt werden. Aber bedenkt, daß mir Blanka fast wie eine Schwester teuer ist, daß ihre Mutter, eine Frau, der ich soviel verdanke, sie sterbend meiner Obsorge, meinem Schutz empfahl. Möge Blanka das Schloß verlassen, aber wo immer hin sie sich begibt, nirgends werde ich es an der Sorge für sie fehlen lassen, die ich ihr schuldig bin. Erwägt also, ob es nicht besser sei, den Ungestüm Eures Wesens einigermaßen zu dämpfen und Eure Anforderungen an das gute Mädchen ihren Kräften entsprechend einzurichten."

Hildegunde schwieg; ein Strahl des Zornes blitzte in ihren Augen, aber sie kannte den festen Sinn des Grafen und zügelte ihre Aufwallung. Sie hielt sich im übrigen von der Schuld ihres Gatten zur Genüge überzeugt und brütete nun insgeheim über Racheplänen.

Fürs erste verdoppelte sie gegen Blanka die Strenge

und Grausamkeit ihres Benehmens. Sie trug ihr lange und sehr beschwerliche Arbeiten auf und zwang sie, dieselben in unverhältnismäßig kurzer Zeit zu vollenden. Sie ging sogar so weit, Blanka ihren Groll durch Mißhandlungen der schimpflichsten Art empfinden zu lassen. Blanka duldete alles und brachte ganze Nächte an ihrem Arbeitstische zu. Ihre Gesundheit litt unter den beständigen Nachtwachen sowohl als unter den übermäßigen Anstrengungen. Niemals fand sie Gelegenheit, den Grafen zu sprechen und ihm ihre unerträgliche Lage zu schildern.

Eines Tages verlangte sie selbst in ihrer Verzweiflung, von ihrer Gebieterin entlassen zu werden. Es lag aber nicht mehr im Plane des rachebrütenden Weibes, ihr Opfer aus den Händen zu lassen, besonders da sie befürchtete, daß Blanka, einmal aus ihrem Dienst entlassen, Gelegenheit finden würde, das von ihr vorausgesetzte Liebesverhältnis mit dem Grafen im geheimen noch ungehinderter fortzusetzen.

Blanka wußte nun nicht mehr, was sie beginnen sollte. Endlich entschloß sie sich, folgende Zeilen an den Grafen zu Papier zu bringen:

„Herr Graf! Nur wenige Augenblicke wünscht sehnlichst mit Euch insgeheim sprechen zu dürfen die unglückliche Blanka."

Wie aber sollte sie diese Zeilen in seine Hände bringen? Nach langer Überlegung vertraute sie sich einem alten, ihr sehr gewogenen Diener des Hauses an, der die Besorgung des Briefes an den Grafen auf sich nahm.

Guiscard war, nachdem er die Zuschrift Blankas gelesen, keinen Augenblick über den Gegenstand im Zweifel, über den sie eine Unterredung wünschte. Einige Tage lang überlegte er, wie er es anstellen solle, mit Blanka ohne Zeugen zu sprechen, denn Hildegunde ließ das Mädchen den ganzen Tag über nicht aus den Augen. Zuletzt wandte sich der Graf an den schon von Blanka ins Vertrauen gezogenen Diener, der ihm den Brief übergeben hatte, und teilte diesem mit, wie schwer es ihm falle, eine günstige Stunde für die Zusammenkunft mit Blanka zu finden. Der alte Diener sagte ihm, daß Blanka jede Nacht, oft bis zu Tagesanbruch, an ihrem Arbeitstische in ihrer Kammer wache.

In der nächsten Nacht, als der Graf Hildegunde in tiefen Schlaf versunken sah, erhob er sich leise von seinem Lager,

warf ein leichtes Gewand um und stieg in Begleitung jenes Dieners zum Gemache Blankas empor.

Blanka saß eben traurig über ihre Arbeit gebeugt, auf die im stillen manche Träne fiel. Plötzlich hört sie Schritte sich ihrer Kammer nähern. Sie erhebt sich, während der Graf eintritt. Erschreckt und zitternd ruft ihm Blanka entgegen: „Herr Graf, warum zu dieser Stunde? . . .“

„Weil mir keine andere Wahl blieb,“ versetzte der Graf. „Beruhige dich. Ich weiß, was dich veranlaßt hat, meinen Beistand anzurufen. Die bösen Launen, die du von meiner Gemahlin zu ertragen hast, sind mir nicht unbekannt. Ich komme dir zu sagen, daß ich auf einen Ausweg bedacht bin, dich vor ihren Verfolgungen in Sicherheit zu bringen. Für den Augenblick könnte ich dir nichts anbieten, als Zurückziehung in ein Kloster; besser aber wäre es vielleicht, wenn du dich entschließen wolltest, dich mit einem meiner Untergebenen zu vermählen, der dich anderswohin führen würde.“

„Ihr seid mein Gebieter,“ versetzte Blanka, „und ich bin gewohnt zu gehorchen; aber wenn Ihr beschlossen habt, mich zu vermählen, so gebt mir, dies einzige erflehe ich von Euch, nicht Sinibald zum Manne. Und wisset, daß, wenn Eure Hilfe zu lange zögert, ich verloren bin.“ Mit diesen Worten warf sich das Mädchen flehend zu den Füßen ihres Gebieters.

In diesem Augenblick vernahm man ein kurzes Geräusch, die Tür flog auf, und an der Schwelle stand Hildegunde mit fliegendem Haare, mit rollenden Augen, die, als sie Blanka in flehender Stellung vor dem Grafen erblickte, einen Ausdruck unbeschreiblicher Wut annahmen. In der Rechten Hildegundens blitzte ein Dolch, den sie hoch emporhob, bereit, sich auf ihr Opfer zu stürzen.

Hildegunde war zufällig erwacht, hatte die Abwesenheit ihres Gatten bemerkt, und augenblicklich durchzuckte sie die Ahnung, er habe sich zu einem Stelldichein mit Blanka begeben. Sie verließ das Lager, ergriff einen Dolch und flog mehr als sie ging zum Gemache Blankas.

Wie gelähmt vor Wut stand sie einen Augenblick an der Schwelle, das gezückte Mordwerkzeug in Händen; jetzt aber stürzte sie vorwärts, auf Blanka zu, und über der Schuldlosen, die, vor Schreck erstarrt, in ihrer Stellung verharrte,

funkelte der Dolch, um im nächsten Augenblicke sich in ihre Brust zu tauchen ...

In demselben Moment aber ergriff die nervige Hand des Grafen den gehobenen Arm der Rasenden so kräftig, daß die Waffe ihrer Faust entfiel. Den ernsten und festen Blick auf sie gerichtet, sagte er in einem Tone, dessen Ruhe und Nachdruck ihr alle Kraft des Widerstandes raubte: „Was tut Ihr, Hildegunde? ... In so verabscheuungswürdiger, entsetzlicher Weise zeigt Ihr Euren ungegründeten Haß, Eure sinnlose Verblendung? In meiner Gegenwart sogar wagt Ihr diese Unschuldige mit gezückter Waffe anzufallen wegen eines törichten Argwohns? Kein Gefühl hat mich hierhergeführt, das nicht mit der Ehre vereinbar wäre, die mir nicht weniger als Euch zu allen Zeiten heilig gewesen ist. Ihr selbst seid schuld und Eure blinde Eifersucht, daß ich, um Euch zu schonen und durch offenes Einschreiten Euren Rachedurst nicht noch mehr zu entflammen, diese Stunde wählte, um Blanka zu sagen, daß ich nicht länger sie Euren Mißhandlungen — denn sie sind mir nicht verborgen geblieben — ausgesetzt wissen wolle, und daß ich sie mit einem meiner Lehensleute zu vermählen gedenke, der sie von hier hinwegführt, dem Bereich Eures Grolles entrückt, sicher und glücklich lebe, wie sie es verdient. Dies, bei meinem Ritterwort, ist der ganze Hergang meiner Zusammenkunft mit Blanka, die rein ist und schuldlos wie wenige. Ihr aber seid der böse Engel des Hauses, Ihr habt nicht bloß dies edle Geschöpf bis zur Verzweiflung gequält, Ihr seid von allen Bewohnern meines Schlosses gefürchtet und gehaßt. Aber Ihr sollt, nachdem Ihr mich bisher nur als liebenden, schonenden Gemahl gekannt, fortan erfahren, daß ich auch Euer Herr bin.“

Mit diesen Worten ließ der Graf den noch immer festgehaltenen Arm seiner Gemahlin los, Hildegunde biß sich in die Lippen vor Scham und Wut. Ihr Antlitz flammte bald purpurfarbig, bald bedeckte es sich mit tödlicher Blässe. Aber grausame Gemüter sind in der Regel auch feig und lassen sich leicht einschüchtern. Der ungewohnte Ton, in welchem der Graf zu ihr sprach, lehrte sie bald, daß Verstellung für den Augenblick ihre einzige Waffe sei.

Sie schwieg eine Zeitlang und sagte dann mit dem Ausdruck der Zerknirschung: „Vergebt mir, lieber Gemahl; ich

sehe mein Unrecht ein. Meine Liebe zu Euch, meine Eifersucht hat mich zu weit geführt. Ich glaube Eurer Versicherung, daß nur die Absicht, die Ihr mir angegeben, Euch zu Blanka geführt hat. Vergebt mir also und laßt Blanka, wo sie ist. Ich will sie fortan nicht mehr als eine Dienerin, ich will sie wie eine Freundin behandeln."

Der Graf blickte schweigend auf Blanka. Diese stand einige Augenblicke wie schwankend, dann aber überließ sie sich der edeln Regung ihres Herzens, die keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit dessen, was die Gräfin eben gelobt hatte, aufkommen ließ; sie ergriff die Hand der Gebieterin, dieselbe Hand, die eben noch ihr Leben bedroht hatte, und bedeckte sie mit Küssen. „Ich bitte Euch," sagte sie, „verzeiht mir, was ich unwissentlich Euch Unangenehmes bereitet habe. Hier in diesem Schlosse erblickte ich das Licht der Welt; an dieses Schloß knüpft sich all mein Glück und jede Erinnerung, die mir teuer ist. Wie gerne werde ich daher auch fortan hier weilen, wenn Ihr mir nur Eure Gewogenheit und Eure Nachsicht schenken wollt!"

Hildegunde küßte Blanka; die Gemüter schienen beruhigt, aller Zwiespalt geschlichtet. Der Graf und die Gräfin zogen sich zurück.

In den nächstfolgenden Tagen behandelte die Gräfin Blanka in der Tat mit vielem Wohlwollen. Kein Mensch, am wenigsten Blanka selbst, ahnte, welche Pläne Hildegunde in ihrem unversöhnlichen Herzen bewegte. Es war seit jener verhängnisvollen Nacht, in welcher das stolze Weib vor Blankas Augen eine so tiefe Demütigung erfahren hatte, bei ihr eine festbeschlossene Sache, Blanka aus dem Wege zu schaffen.

Während sie die schlauesten Mittel erwog, die sich ihr zur Ausführung ihres Racheplanes darboten, trat ein Ereignis ein, das ihre und Blankas Lage mit einem Male veränderte und ihr zur Ausführung ihrer Absichten die freieste Hand ließ.

Beständige Fehden und kriegerische Bewegungen beunruhigten zu jener Zeit das italische Land. Eben drohte ein neuer Ausbruch der Feindseligkeiten. Der Graf von Collalto, als Vasall des römisch-deutschen Reiches, mußte sich mit dem deutschen Heere vereinigen, das wieder in die lombardischen Ebenen herabgestiegen war. Sinibald begleitete seinen Herrn, dürstend nach neuen Abenteuern und hoffend, Blanka würde,

wenn er mit frischen Lorbeern heimkehrte, doch endlich Wohlgefallen an ihm finden und ihm ihre Neigung nicht länger vorenthalten.

Der Graf verließ das Schloß, beruhigt über Blankas Schicksal durch die geheuchelte Schonung, mit welcher die Gräfin sie in letzter Zeit behandelt hatte. Als er seine Gemahlin scheidend an der Zugbrücke noch einmal umarmte, sprach er zu ihr die Worte: „Ich lasse in Euren Händen die Macht über alle meine Untergebenen, die hier im Schlosse zurückbleiben. Seid gerecht, aber handelt so, daß man Euch nicht bloß fürchtet, sondern auch liebt. Vor allen aber empfehle ich Euch Blanka."

Die Gräfin, in deren Gemüt jeder Funke, der hineinfiel, sogleich zu heller Flamme entbrannte, fühlte den Haß und Rachedurst, von welchem sie durchglüht war, bei diesen Worten des Grafen, mit welchen er wieder seine wohlwollende Gesinnung für Blanka kundgab, mit verstärkter Gewalt in ihrem Herzen emporlodern.

Kaum hatte der Graf dem Schlosse den Rücken gekehrt, als Hildegunde allen Zwang, den sie bisher sich angetan, abwarf und den Antrieben ihres wilden und rachsüchtigen Charakters ohne Rückhalt folgte. Die geringsten Vergehen ihrer Untergebenen strafte sie aufs grausamste, viele, die ihr nicht wohlgefällig waren, ließ sie in die unterirdischen Kerker des Schlosses werfen.

Gegen Blanka beobachtete die Gräfin ein düsteres, verhängnisvolles Schweigen, noch ungewiß, welches von den Mitteln, die sich ihr darboten, um an der Verhaßten qualvolle Rache zu nehmen, sie wählen sollte.

Eines Morgens saß Hildegunde in ihrem Gemache auf dem goldverzierten Sessel, dem großen Spiegel gegenüber. Blanka ordnete ihren Haarputz. Wie gewöhnlich, zeigte sich die Gräfin ungeduldig und launisch; sie stampfte mit dem Fuße und ergoß sich in einer Flut von Scheltworten. Blanka wurde zuletzt ratlos und erhob in ihrer Herzensangst die Arme zum Himmel mit einem flehenden Seufzer, Gott möge ihr seinen Beistand leihen, ihre Gebieterin zu befriedigen. Eben diese fromme Regung Blankas aber sollte seltsamerweise, wie die Sage will, die Veranlassung ihres Unterganges werden. Die Überlieferung im Volksmunde berichtet nämlich,

die Gräfin habe jene Handbewegung Blankas hinter ihrem Spiegel bemerkt und derselben eine Deutung gegeben, die sie zu einem groben Insult gegen sie selbst stempelte. Sie glaubte nämlich, Blanka habe die spottende Geste gemacht, die man in Italien mit dem Ausdrucke far le corna, Hörner aufsetzen, bezeichnet.

Unmöglich wäre es, die Wut zu beschreiben, von welcher Hildegunde in diesem Augenblicke ergriffen wurde. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß alle Rechtfertigungen, alle Schwüre Blankas vergeblich waren.

Noch am selben Tage ließ die Gräfin in einem abgelegenen Gemache des Schlosses heimlich eine Mauer in sehr geringer Entfernung von der Wand aufführen, so daß diese neu aufgeführte Mauer mit der alten Wand des Gemaches einen engen verschlossenen Raum bildete. Sie ließ vorderhand noch einen kleinen Eingang offen. Während der Nacht schleppte sie selbst ihr unschuldiges Opfer mit der Wut einer Tigerin an diesen Ort, zwang sie, in den abgeschlossenen Raum einzutreten, und ließ dann den Eingang bis auf eine sehr kleine Öffnung zumauern. Durch diese Öffnung wollte sie der lebendig Begrabenen, um ihre Qual zu verlängern, eine Zeitlang kärgliche Speise reichen. Alles dies wurde ganz im stillen ausgeführt, nur ein einziger Diener der Gräfin war von ihr ins Vertrauen gezogen und mit dem Tode bedroht, wenn er jemals das Geringste von dieser Sache verlauten ließe. Vergebens flehte die unglückliche Blanka, wenn Hildegunde sich ihrem Kerker näherte, um sich an den Wehklagen ihres Opfers zu weiden, diese um Mitleid und Erbarmen an. Bitterer Hohn und maßlose Beschimpfungen waren die einzige Antwort, die ihr zuteil wurden, und so schleppte sie ihr elendes Leben hin, jeden Tag den Tod als den Befreier von ihren Leiden herbeiwünschend.

Früher, als die Gräfin erwartet hatte, erhielt sie die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr ihres Gatten. Sofort ließ sie die kleine Öffnung in Blankas Kerker vollends zumauern, und das schuldlose Opfer weiblicher Rachsucht starb nach wenigen Tagen den Tod Ugolinos. Die Mauer wurde derart hergestellt, daß niemand die im Gemache vorgenommene Veränderung bemerkte.

Guiscard war in sein Schloß zurückgekehrt. Einer der

ersten Fragen, die er an Hildegunde richtete, war die nach Blanka.

„Blanka ist entflohen,“ versetzte die Gräfin, „und ich habe keine weitere Kunde von ihr erhalten.“

Zornig rief Guiscard: „Ich werde sie zu finden wissen.“ Aber vergebens waren auch seine Nachfragen bei den Hausgenossen. Alle bestätigen, daß Blanka plötzlich verschwunden, und wissen nichts Weiteres anzugeben. Ein schrecklicher Verdacht stieg im Gemüte des Grafen auf, aber vergebens sann er auf Mittel, sich über die Wahrheit seiner Mutmaßungen Gewißheit zu verschaffen.

Einen noch größeren Eindruck als auf den Grafen machte das Verschwinden Blankas auf Sinibald. Stolz auf seine neuen tapferen Taten war er heimgekehrt, voll der Hoffnung, Blanka werde ihm ihre Liebe nun nicht länger versagen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn die Kunde, Blanka sei spurlos aus dem Schlosse verschwunden. Schweigend und in unheilbaren Trübsinn versunken, durchschweifte er Tag und Nacht das Schloß, als wollte er eine Spur der Vermißten aufsuchen. Er blickte zuweilen mit ernsten, forschenden Augen die Gräfin an, und es schien ihm, als lese er in ihrem Blicke eine unheimliche entsetzliche Kunde. Eines Tages fand er Gelegenheit, sich ihr ohne Zeugen zu nähern. „Herrin,“ fragte er, „soll ich niemals erfahren, was aus Blanka geworden ist?“

„Wir sind beide gerächt — ich und du“ — versetzte die Gräfin hastig, mit dumpfer Stimme und einem Blicke, in welchem ein düsteres Feuer sprühte.

Sinibald schauderte. Er versank von diesem Tage an noch tiefer in nachdenkliches Schweigen, in schwermütiges Brüten.

Aber auch an der Gräfin selbst ging inzwischen eine merkwürdige Veränderung vor. Auch sie war schweigsam, ihre Miene war düster, verstört, Fieberglut brannte in ihren Augen.

In einer Nacht, zu vorgerückter Stunde, während das ganze Schloß in tiefem Schlafe lag, erscholl plötzlich ein entsetzlicher, lauter Schreckensruf. Die Hausgenossen rafften sich auf, durchsuchten die Hallen und Gänge des Schlosses und fanden in einem der letzteren die Gräfin ohnmächtig am Boden

liegend. Auch der Graf war inzwischen herbeigeeilt und fragte Hildegunde, nachdem man sie wieder zur Besinnung gebracht hatte, was ihr begegnet sei. Bleich und zitternd läßt sie den angstvollen Blick in der Runde schweifen, seufzt aus tiefer Brust und verlangt, statt aller Antwort, allein gelassen zu werden.

Immer mehr wurde die Ahnung, ein schreckliches Verbrechen sei im Schlosse begangen worden, dem Gemüte des Grafen zur Gewißheit. In der nächsten Nacht lag er schlaflos, in seine Gedanken versunken. Da sieht er plötzlich schaudernd, wie seine Gemahlin sich vom Lager langsam erhebt, geisterbleich und mit geschlossenen Augen das Gemach durchschreitet und sich anschickt, dasselbe zu verlassen. Entsetzt verläßt auch der Graf sein Lager und folgt der Schlafwandelnden, die vor ihm her durch die langen Gänge des Schlosses schreitet und zuletzt in jenes Gemach eintritt, in welchem Blanka den Hungertod gefunden. Hier stand die Gräfin stille, die fast gespenstigen Züge grell vom einfallenden Lichte des Mondes beleuchtet. Dann näherte sie sich der Mauer, hinter welcher Blanka eingeschlossen war und welche, wie schon erwähnt, jetzt ganz das Ansehen einer natürlichen Wand hatte, so daß niemand hinter derselben eine Fortsetzung des Zimmers vermutete. Dieser Mauer also nähert sich die Gräfin und legt horchend ihr Ohr an dieselbe. „Blanka, Blanka, hungerst du?“ rief sie mit einer Stimme, die dem Grafen das Mark in den Gebeinen vor Schaudern gerinnen machte. Wie einer Antwort harrend, blieb sie noch eine Weile in ihrer vorigen Stellung, dann aber sank sie mit demselben Jammerrufe, den sie in der vorigen Nacht hatte vernehmen lassen, plötzlich wie leblos nieder. Da jedoch das Gemach sehr abgelegen war, so hörte diesmal niemand diesen Schrei. Der Graf begab sich in aller Stille zur Kammer Sinibalds, weckte ihn und befahl ihm, er solle ihm folgen.

Sinibald erreichte mit dem Grafen das bewußte Gemach und fand, nicht wenig erschreckt, als er eintrat, die Gräfin ohnmächtig auf dem Boden. Der Graf befahl ihm, er möge ihm behilflich sein, die Gräfin in ihr Gemach zurückzubringen. Die beiden Männer trugen die Bewußtlose fort und legten sie auf ihr Lager. Dann befahl der Graf dem Knappen, er solle, ohne irgend jemand zu wecken, Werkzeuge herbeiholen,

die geeignet wären, eine Mauer zu durchbrechen. Sinibald gehorchte und erschien bald mit einigen Eisenwerkzeugen, die er in einem unbewachten Winkel des Schlosses gefunden. Nun hieß ihn der Graf die Wand, an welche Hildegunde ihr Ohr gelegt hatte, durchbrechen. Die Mauer war sehr dünn und das Gefüge wich bald den kräftigen Schlägen Sinibalds. Das rollende Gestein ließ in kurzer Zeit ein Öffnung sehen, aus welcher sofort ein Verwesungsgeruch hervordrang; als die Öffnung breiter wurde, zeigte sich der abgeschlossene enge Raum, und darin lagen die halbverwesten Reste Blankas.

Unmöglich wäre es, das Entsetzen der beiden Männer bei diesem Anblicke zu beschreiben, aber nur wenige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt. Als sie sich entfernten, verschloß der Graf das Gemach und empfahl Sinibald das tiefste Stillschweigen. Am nächsten Morgen ließ er einen Sarg anfertigen, in welchen der halbverweste Leichnam Blankas von einigen vertrauten Dienern des Grafen gelegt, dann in der nächsten Nacht vom Kaplan des Schlosses eingesegnet und in der Stille zur Erde bestattet wurde. Nur die wenigen Teilnehmer an diesem Hergange wußten davon, allen übrigen Bewohnern des Schlosses sollte es ein Geheimnis sein. Dennoch blieb einiges von diesen geheimnisvollen Vorkommnissen im Schlosse nicht ganz unbemerkt und fand seine entsprechende Deutung. Die dunklen Gerüchte und Mutmaßungen, die im Schlosse die Runde machten, kamen bald der Wahrheit ziemlich nahe. Die nächtliche Bestattung, der offenbare Trübsinn des Grafen und Sinibalds, endlich die noch immer fortgesetzten Wanderungen der Gräfin während der Nacht, ihre Traumgespräche von Blanka und ihr Zurückschaudern vor eingebildeten Gespenstern selbst am Tage konnten nicht unbemerkt bleiben und ließen bald über den wahren Sachverhalt niemand mehr in Zweifel. Von da an verbreitete sich dumpfes Grausen in Collalto, und die erschreckten Bewohner erblickten, nicht weniger als die Gräfin selbst, nächtlicherweile bald hier, bald dort Blankas gespenstige Gestalt in den Hallen des Schlosses wandelnd.

Ohne Zweifel würde der Graf von seiner Gattin strenge Rechenschaft für ihre frevelhafte Tat gefordert haben, wenn nicht der qualvolle Seelenzustand, in welchem sie sich befand, seinen Zorn fast in Mitleid verwandelt hätte, obgleich in den

Stunden, wo sie nicht den Schreckbildern ihres Gewissens preisgegeben war, sie sich stolz und übermütig zeigte, wie vorher, und von dem, was sie in jenen Paroxismen getan oder gesprochen hatte, nichts wissen wollte. Zufällig riefen den Grafen wenige Tage nach diesen Ereignissen gewisse Umstände von Collalto ab, und er unternahm eine kurze Reise nach Verona.

Sinibald, dessen Gemüt in der letzten Zeit, wie schon erwähnt, der tiefsten Verdüsterung anheimgefallen war, hatte sich von seinem Herrn die Gnade erbeten, im Schlosse zurückbleiben zu dürfen. Der Graf gewährte seine Bitte und empfahl ihm, über die Gräfin zu wachen und namentlich des Nachts bei ihren Wanderungen sie nicht aus den Augen zu lassen.

Die Nacht, die der Abreise des Grafen folgte, war voll düsterer und schauerlicher Vorbedeutung. Der Sturm tobte und heulte um die Mauerzinnen und Türme des Schlosses, und der Regen stürzte in Strömen nieder, heftige Donner rollten und wilde Blitze durchzuckten die pechschwarze Nacht und zerrissen auf Augenblicke die finstere Wolkenhülle des Himmels.

Sinibald stand unbeweglich an einem Fenster des Schlosses und betrachtete das grause Toben der Elemente. „Mir kommt das eben zur gelegenen Zeit!“ sprach er halblaut vor sich hin.

Die Mitternacht war herangekommen, und Sinibald stand, während alles im Schlosse längst zur Ruhe gegangen war, harrend in dem Korridor, der zu dem Schlafgemache der Gräfin führte. Plötzlich öffnete sich die Türe und die Gräfin trat heraus, mit geschlossenen Augen, mit fliegendem Haar, wie sie es fast in jeder Nacht zu tun pflegte, langsam die langen Gänge des Schlosses bis zur ehemaligen Kerkergruft Blankas durchschreitend. Leise folgte ihr Sinibald und betrat mit ihr das erwähnte Gemach. Wieder stand die Gräfin still, legte ihr Ohr lauschend an die Wand und rief Blankas Namen.

In demselben Augenblicke ergriff Sinibalds nervige Rechte den Arm der Gräfin mit krampfhafter Gewalt. Mit einem dumpfen Schreckensruf tat die Traumwandelnde die Augen auf, sah das von wilder Glut flammende Auge des Kriegers auf sich gerichtet und sank mit dem neuen Ausrufe: „Gnade Gnade!“ auf ihre Knie nieder.

„Verworfene," rief Sinibald, „zitterst du nun?"

„Gnade, Gnade!" wiederholte die Gräfin, tief entsetzt, mit gefalteten Händen.

Sinibald aber erfaßte mitleidslos in wildem Grimme mit den Händen das Haupt der Gräfin und schleppte sie bei den Haaren an die Stelle, wo Blankas Leichnam gelegen hatte. „Stirb, Ungeheuer!" rief Sinibald, „stirb desselben Todes, den du jenes engelreine Geschöpf sterben ließest!"

Hildegunde schrie mit der Stimme der Verzweiflung um Hilfe, aber ihr Ruf verhallte ungehört im Geheule des Sturmes, im Toben des Ungewitters, das in diesem Augenblicke seine Wut zu verdoppeln schien. Eilig verschloß Sinibald die Öffnung des engen Kerkerraums, für welche Verrichtung er schon die nötigen Gerätschaften in dem Gemache bereit gehalten hatte.

Als das Werk beendet war, verschloß Sinibald das Gemach aufs beste und nahm den Schlüssel mit sich fort. Dann stieg er die Treppe hinab und begab sich an die Stelle, wo Blanka in die Erde gesenkt worden war. Dort kniete er längere Zeit im frommen Gebete. Dann begab er sich ans Tor und erklärte der Wache, daß er das Schloß verlassen wolle.

„Zu dieser Stunde?" versetzte der Torwächter; bei diesem entsetzlichen Unwetter?"

„Auf Befehl der Gräfin", sagte Sinibald.

Die Zugbrücke wurde niedergelassen und Sinibald entfernte sich.

Am folgenden Morgen wurde die Gräfin in ihren Gemächern von den Dienerinnen vermißt, und zu gleicher Zeit verlautete, daß Sinibald während der Nacht das Schloß verlassen. Man stellte einige Nachforschungen an, und als diese erfolglos blieben, sandte man rasch einen Boten nach Verona, dem Grafen das Verschwinden seiner Gemahlin zu melden. Einige von den Hausgenossen, die zufällig in den nächsten Tagen oder Nächten in die Nähe jenes abgelegenen und verrufenen Gemaches kamen, in welchem Blankas Leiche gefunden worden war, wollten ein dumpfes Gewimmer vernommen haben, nahmen aber dies für ein neues gespenstiges Phänomen und wagten sich nicht weiter dem schreckenvollen Orte zu nahen.

Zwei Wochen verflossen, bevor der Graf in das Schloß zurückkam. Der Bote hatte ihn zu Verona nicht getroffen, und es gelang ihm erst nach vielen Tagen mit Mühe, an einem anderen Orte ihn aufzufinden, wohin er sich begeben hatte, durch zufällige Umstände veranlaßt.

Als der Graf heimgekehrt war und noch einmal eine sorgfältige Durchforschung des Schlosses anstellen ließ, da wurde zuletzt auch jenes von Sinibald fest verschlossene Gemach gewaltsam geöffnet, die von ebendemselben zugemauerte Wand auf Befehl des Grafen neuerdings durchbrochen und hinter derselben der Leichnam der Gräfin aufgefunden.

Über Sinibald verlautete, daß er zu Venedig gesehen worden und dort sich nach dem heiligen Lande eingeschifft habe; weiter erhielt man keine Kunde von ihm.

Blankas Name aber blieb verflochten mit den Geschicken des gräflichen Hauses von Collalto. Sie war wie der gute, schützende Engel des Hauses. Standen fröhliche oder traurige Ereignisse bevor, so wurde Blankas Gestalt nächtlicherweile im Schlosse gesehen, im ersteren Falle weiß, im letzteren schwarz angetan. Die Sage von ihrem Erscheinen lebte fort bis spät hinein in die Zeiten des Verfalls der venezianischen Herrschaft.

VII. Ein Frauenschicksal.

Leonardo Battrico aus Pavia war im Alter von ungefähr 15 Jahren von seinem Vater nach Venedig gesendet worden, um dort das Handwerk eines Seidenwebers zu erlernen. Nachdem er die von den venezianischen Gesetzen vorgeschriebene fünfjährige Lehrzeit zurückgelegt hatte, und seine Eltern inzwischen gestorben waren, ohne ihm ein Vermögen zu hinterlassen, so beschloß er, in Venedig, das er als zweite Vaterstadt liebgewonnen hatte, sich dauernd niederzulassen. Da ihm aber zur Gründung einer eigenen Fabrik die nötigen Geldmittel fehlten und er überdies nicht imstande war, den Nachweis zu liefern, daß seine Eltern mindestens zehn Jahre lang in Venedig ansässig gewesen, ohne welchen Nachweis es in Venedig nicht erlaubt war, ein Handwerk auszuüben oder einen Verkaufsladen zu eröffnen, so blieb ihm nichts übrig, als in der Eigenschaft eines einfachen Arbeiters dem Meister zu dienen, bei welchem er seine Lehrzeit zurückgelegt hatte.

Als Leonardo sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, machte er sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, eine Lebensgefährtin zu suchen und einen häuslichen Herd zu gründen. Marcella, die Tochter seines Meisters, ein gutes, verständiges Mädchen, war ihm nicht abgeneigt, und als er bei ihrem Vater um sie anhielt, so wurde die Gewährung seines Verlangens nur an die Bedingung geknüpft, daß er sich verpflichte, als Gehilfe seines Schwiegervaters, der ihn als sehr geschickten Arbeiter schätzte, fortwährend im Hause desselben zu verbleiben.

Nicht lange Zeit darauf aber trat im Hause des alten Prospero, so nannte sich der Schwiegervater, ein folgenschweres Ereignis ein.

Prospero empfing von einem Geschäftsfreunde in Konstantinopel ein Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, bestimmte, sehr große Vorräte von Samt innerhalb einer gegebenen Frist nach der Hauptstadt des türkischen Reiches abzuliefern. Er habe, so schrieb der Geschäftsfreund, die Lieferung der Bekleidungsstoffe für die Angestellten des Serails und für das Janitscharenkorps übernommen und brauche unter anderem auch Samt in großen Mengen. Der Brief schloß mit der Hindeutung auf den außerordentlichen Gewinn, dessen Prospero bei dieser Geschäftsunternehmung sich versichert halten könnte. Große Freude erregte der Antrag im Hause Prosperos, der sich beeilte, das, was er von Samtvorräten auf dem eigenen Lager hatte, vereinigt mit dem, was er von andern Samtwebern größtenteils gegen Wechsel an sich gebracht hatte, zur Versendung in Bereitschaft zu setzen.

Mit dem nächsten Schiffe, das zur Fahrt nach Konstantinopel die Anker lichtete, ging die ganze wertvolle Samtlieferung Prosperos von Venedig ab. Als das Fahrzeug die Höhe von Navarin erreicht hatte, brach ein gewaltiger Sturm los. Bald waren die Schiffsleute genötigt, zur Rettung ihres Lebens einen großen Teil der Fracht über Bord zu werfen. Nichtsdestoweniger scheiterte das Schiff im Angesichte des Hafens und versank mitsamt der Mannschaft, von welcher nur einige durch Schwimmen mühselig das Ufer erreichten.

Die Nachricht von diesem Unfalle brachte Jammer und Verzweiflung in die Familie Prosperos. Der Termin zur Einlösung der Wechsel nahte heran, und der Unglückliche sah

sich genötigt, alle seine Habe zu verkaufen. Um nur zu leben, mußte er als Arbeiter bei einem anderen Fabrikherrn eintreten. Auch Leonardo war infolgedessen genötigt, bei einem anderen Meister Arbeit zu suchen.

Diese unerwartete, traurige Schicksalswendung brachte den alten Prospero nach wenigen Monaten ins Grab. Zur selben Zeit fühlte Marcella die Zeichen einer herannahenden und zwar verfrühten Entbindung. Unter großen Schmerzen brachte sie ein Mädchen von äußerst schwächlichem Ansehen zur Welt, dem niemand ein langes Leben prophezeite. Fünf Tage nach ihrer Niederkunft erlag die Mutter einem Kindbettfieber. Ihr letzter Seufzer war: „Armes Kind, was wird aus dir werden?"

Als abhängiger Arbeiter, der schon am frühen Morgen sich in seiner Werkstatt einfinden und dort den ganzen Tag verweilen mußte, sah sich Leonardo in die Unmöglichkeit versetzt, sein Töchterchen selbst zu pflegen und aufzuziehen. Er mußte die kleine Natalina — so war das Kind getauft — den Händen fremder Leute übergeben.

Das Mädchen wuchs heran, aber es kränkelte fortwährend. Die halbe Zeit brachte es auf dem Schmerzenslager zu. Von Geburt an schien es zum Unglücke bestimmt. Kindliche Spiele, an denen Natalinens Altersgenossen sich ergötzten, wurden ihr, wenn sie daran teilnehmen wollte, jedesmal in irgendeiner Weise verhängnisvoll, schlugen zu ihrem körperlichen Schaden oder zu ihrer Kränkung aus. Kein anderes Kind stürzte und verletzte sich häufiger; keinem wurde häufiger von anderen, wenn auch unbedachterweise, ein Leid zugefügt. Keine Frucht, keine seltenere Speise konnte sie genießen, ohne das kurze Vergnügen mit körperlichen Schmerzen und Beschwerden zu bezahlen. Sanft von Natur und durch ihre Schwäche wehrlos, diente sie übermütigen Gespielinnen zur Zielscheibe des Spottes und behielt immer unrecht von seiten ihrer Erzieher und Lehrer, wenn sie bei ihnen Schutz gegen solche Verfolgungen suchte.

Die Züge ihres Gesichtes waren regelmäßig, aber Blässe bedeckte sie, und nur Überraschungen oder Schmerzenstränen zauberten auf dieselben ein flüchtiges Rot. Ihr schwarzes, glänzendes und dabei doch sanftes Auge zeugte von Aufrichtigkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte, doch machte die kümmer-

liche, schüchterne Erscheinung des Mädchens im allgemeinen keinen gewinnenden Eindruck.

Jene Sympathie und Antipathie, die nun einmal, bewußt und unbewußt, im Verkehre der Menschen sich geltend macht, und für welche man sich meist vergebens bemühen würde, bestimmte Gründe aufzufinden, spielte auch im Leben Natalinens eine sehr bedeutende Rolle. Die Lehrerinnen der Erziehungsanstalt, welcher man sie übergeben hatte, gaben ihr niemals einen Beweis von Zuneigung. Sie hatten Schmeicheleien, Liebkosungen für andere junge Mädchen, niemals für Natalina. Nur einen Kuß hatte sie in ihrer ganzen bisherigen Lebenszeit erhalten: denjenigen, den ihre sterbende Mutter ihr auf die Lippen gedrückt hatte.

Und doch zeigte Natalina ein anspruchsloses, gefälliges Benehmen gegen jedermann, auch fehlte es ihr nicht an Geist noch an Gemüt. Sie war voll des Mitgefühls für Leidende. Schmerzlich empfand sie den Mangel freundlichen Entgegenkommens, und während sie an geistigen und körperlichen Leiden krankte, mußte sie von ihren Erzieherinnen Vorwürfe wegen allzu großer Empfindlichkeit hinnehmen, und ihre Beschwerden wurden als eingebildet oder als übertrieben betrachtet. Wollte Natalina von einer Speise nicht essen, weil sie dieselbe nicht gut vertragen konnte, so bestanden ihre Erzieherinnen darauf, daß sie davon esse, um sich, wie sie sagten, an dieselbe zu gewöhnen.

Natalina hatte das zwölfte Jahr erreicht. Leonardo wünschte sehr, seine Tochter um sich zu haben, da ihm die Ausgaben für ihren Unterhalt immer beschwerlicher fielen. „Wie glücklich,“ sagte er zu sich selbst, „wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein verständiges, nicht allzu junges Mädchen oder eine Witwe mit einem kleinen Vermögen fände, die sich meiner und meines Kindes annehmen wollte!“

Leonardo hatte die Hälfte der dreißiger Jahre kaum überschritten; er war ein Mann von gefälligem Äußeren und besaß die Gabe, sich angenehm zu machen. Aber die venezianischen Mädchen werden in großer Zurückgezogenheit gehalten, und die strengen Eltern gestatten jungen Männern, Verwandte etwa ausgenommen, den Zutritt in ihrem Hause nicht leicht. So bleibt denjenigen, die auf eine Brautwahl ausgehen, fast keine andere Gelegenheit, junge Mädchen zu

sehen und sich ihnen zu nähern, als wenn diese die Kirche besuchen. Leonardo sah sich genötigt, den Landesbrauch mitzumachen, und bemerkte, indem er an Sonntagen sein Augenmerk auf die aus der Kirche kommenden Mädchen richtete, zu wiederholten Malen ein Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, dessen Gestalt ihm gefiel und dessen sittsame Haltung ihm Vertrauen einflößte. An einem Finger ihrer Linken bemerkte er, als sie an der Kirchentüre nach dem Weihwasser griff, das goldene Ringlein, welches die Verheirateten kennzeichnet; aus dem Umstande aber, daß sie sich immer allein zeigte, schloß er, daß sie wohl Witwe sein möge, und diese Vermutung wurde ihm bestätigt, als er ihr heimlich bis zu ihrer Wohnung folgte und sich dann bei den Nachbarsleuten nach ihr erkundigte. Ihr Gatte war Kapitän eines Kauffahrers gewesen und hatte vor zwei Jahren auf einer Fahrt nach Alexandrien seinen Tod gefunden. Er hatte ihr so viel hinterlassen, daß sie, kinderlos wie sie war, notdürftig leben konnte.

Leonardo war mit den Resultaten dieser Erkundigungen zufrieden und entschloß sich zu weiteren Schritten. Seine einzige Besorgnis war, Natalina möchte ein Hindernis in dieser Sache für ihn werden. Er faßte daher den Plan, der Witwe seine näheren Verhältnisse vorderhand zu verbergen und ihr von seiner Tochter erst dann zu sprechen, wenn er sich ihrer Neigung versichert habe.

Die Witwe fand in der Tat Gefallen an Leonardo und schien einer Verbindung mit ihm nicht abgeneigt. Es währte jedoch nicht lange, so erfuhr sie zufällig durch einen Verwandten, was ihr Leonardo verschwiegen hatte. Eleonore, so nannte sich die Witwe, war über Leonardos Mangel an Offenheit sehr ungehalten und gab ihm den ersten Beweis ihres ziemlich heftigen Naturells, indem sie ihm unter vielen Vorwürfen erklärte, daß sie von seinen Anträgen weiter nichts wissen wolle. Leonardo war nicht wenig bestürzt, ermannte sich aber doch zuletzt und gestand die volle Wahrheit, indem er hinzufügte: „Schreibet es nur der großen Liebe zu, die ich für Euch hege, wenn ich Euch jene Umstände verschwieg. Ich fürchtete, meine arme Natalina werde für mich das einzige Hindernis Eures Besitzes sein, nach welchem ich so großes Verlangen trage.“ Diese Erklärung beschwichtigte Elenoren

insoweit, daß sie ihre bestimmte Entscheidung noch verschob, bis sie Natalinen persönlich gesehen hätte.

Am folgenden Tage begab sie sich in die Anstalt, in welcher das Mädchen erzogen wurde, und gab sich für eine Verwandte derselben aus. Natalina wurde herbeigerufen. Eleonore betrachtete sie vom Kopfe bis zu den Füßen eine Zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen und ohne das schüchterne Mädchen auch nur durch eine freundliche Miene aufzuheitern. Zuletzt fragte sie die Erzieherinnen, wie sie mit Natalina zufrieden seien. Diese erwiderten, sie hätten keinen besonderen Grund zur Klage, nur sei das Mädchen von äußerst zarter Natur und meist kränklich. Mit einem Winke gaben sie Eleonoren hinter dem Rücken Natalinens zu verstehen, das schwächliche Geschöpf habe sicher nicht auf ein langes Leben zu rechnen.

Eleonore ging. Natalina hatte sich Hoffnung gemacht, sie würde von ihrer Verwandten, denn dafür hielt sie Eleonoren, zum Abschied einen freundlichen Kuß erhalten, wie sie es bei anderen Gespielinnen sah, die von ihren Verwandten besucht wurden. Aber die Witwe fühlte durch das kränklich blasse Gesicht des jungen Mädchens gewissermaßen sich abgestoßen und reichte Natalinen zum Abschiede bloß die Hand, auf welche diese einen ehrerbietigen Kuß drückte.

Bald darauf tat Eleonore ihrem Freier zu wissen, sie sei geneigt, ihm ihre Hand zu reichen, unter der Bedingung, daß Natalina in der Erziehungsanstalt bleibe. Aber Leonardo machte mit allem Nachdruck geltend, daß die Kosten für den Unterhalt des heranwachsenden Mädchens in jener Anstalt ihm immer beschwerlicher fielen, daß sie dagegen am häuslichen Herde ihr in der Führung des Hauswesens, sowie in den Arbeiten mit der Nadel behilflich sein könne; endlich erinnerte er an den Spruch, daß an dem Tische, an welchem drei Personen essen, auch die vierte essen könne.

Eleonore gab zuletzt ihre Einwilligung, weniger aus Rücksicht auf diese Gründe, als in der geheimen Voraussetzung, das kränkelnde Mädchen werde ihr nicht lange zur Last fallen. Leonardo suchte eine passende Wohnung für seine neugebildete Familie, und nachdem er sie gefunden, auch sonst die notwendigen Vorkehrungen getroffen, wurde zur Vermählung geschritten.

Bei der Trauungsfestlichkeit war Natalina nicht anwesend, da der alte venezianische Brauch sowohl kleine als erwachsene Mädchen von der Teilnahme an Hochzeitsgelagen ausschließt. Am Tage nach der Vermählung aber holte Leonardo seine Tochter zu nicht geringer Freude derselben aus der Anstalt ab und führte sie in seine Wohnung.

Zwei Jahre verflossen der kleinen Familie in leidlichem Frieden — ich sage leidlichem, denn teils die öfteren Erkrankungen Natalinens, teils das leicht erregbare Naturell Eleonorens verursachten doch zuweilen eine vorübergehende Störung. Das junge Mädchen ertrug die Ausbrüche des lebhaften Temperaments seiner Stiefmutter mit größter Gelassenheit, obgleich sie jede Kränkung innerlich sehr schwer empfand, jedes flüchtige Wort sich zu Herzen nahm und den Schmerz darüber die längste Zeit nicht verwinden konnte. So war sie denn auch im väterlichen Hause weit entfernt, sich glücklich zu fühlen.

Nun aber sollte ein neues, für sie höchst schmerzliches Ereignis eintreten.

Leonardo pflegte am frühen Morgen, bevor er sich in seine Werkstatt begab, eine Tasse Kaffee in der Straße S. Pantaleone zu trinken. Eines Tages, als er dort eben wieder sein Frühstück zu sich nahm, hörte er nebst den übrigen Anwesenden plötzlich von der Gasse her Tumult und verwirrtes Geschrei. Er eilt in Begleitung einiger anderen zur Türe, um zu sehen, was es gebe. Kaum ist er dort angekommen, so empfängt er, ehe er sich dessen versieht, einen tödlichen Messerstich in die Brust.

Ein Mensch aus der untersten Volksklasse war am Morgen jenes Tages wahnsinnig geworden und durchrannte mit einem großen, scharfgeschliffenen Messer die Straßen. Er verwundete alle, die ihm unvorsichtigerweise nahe kamen, oder ihm nicht ausweichen konnten. Nicht wenige Opfer fielen unter dem Mordwerkzeuge des Tobenden, ohne daß man gewagt hätte, sich ihm in den Weg zu werfen und ihn zu entwaffnen. Erst nachdem er auch Leonardo niedergestoßen, dann in seinem verwirrten Laufe den ponte della donna onesta hinabeilend, gegen einen zufällig dort stehenden Karren angerannt und zu Boden gestürzt war, konnte die Menge sich über ihn hermachen, ihm Hände und Füße binden und ihn in sichern Gewahrsam bringen.

Leonardo hatte indessen, wenige Augenblicke nachdem er den Todesstoß empfangen, seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Groß war bei diesem Unglück der Jammer Eleonorens; Natalinen warf der Schmerz aufs Krankenlager, an welches sie fast einen Monat lang gefesselt blieb.

Traurig war die Lage, in welche der plötzliche Todesfall die Familie Leonardos versetzte. Eleonoren blieb zum Unterhalte nichts, als was sie von ihrem früheren Manne besaß, kaum hinreichend für sie selbst. Und nun sollte sie auch Natalinen ernähren, die ohne das geringste Vermögen, ohne alle Stütze, verlassen in der Welt stand. So konnte es denn nicht fehlen, daß Eleonorens Unmut, geschürt durch ihre dürftige Lage, sich häufig in bitteren Worten und Verwünschungen gegen ihren zweiten Ehebund Luft machte. Natalina begriff den Sinn dieser Worte und weinte im stillen.

Nach einiger Zeit erhielt Eleonore von einer Freundin die Mitteilung, daß sich eine Gelegenheit darbiete, Natalinen vorteilhaft im Hause einer bejahrten Dame unterzubringen. „Natalina“, sagte die Freundin, „wird dort nur sehr leichte Verpflichtungen zu übernehmen haben. Die Dame ist allein; es wohnen mit ihr im Palaste nur zwei alte Kammerfrauen und einige andere Hausbedienten. Natalina wird mehr die Stelle einer Gesellschafterin, als einer Zofe bei der alten hinfälligen Frau vertreten.“

Eleonore begab sich persönlich zu der Dame und empfahl ihr Natalina angelegentlich. Die Dame fand Wohlgefallen an dem jungen Mädchen, als es ihr vorgestellt wurde, und nahm es ohne Bedenken in ihren Dienst. Sehr leicht würden Natalinen die Verrichtungen dieses Dienstes gefallen sein, wenn sie nicht mehr von den beiden alten Kammerfrauen, als von ihrer Herrin selbst abhängig gewesen wäre. Diese beiden Frauen hatten seit vielen Jahren in dem Hause gedient und es zuletzt dahin gebracht, daß sie fast unumschränkt in demselben herrschten. Sie kümmerten sich wenig mehr um die Anordnungen der alten Dame und führten den Haushalt, wie es ihnen beliebte.

Die sanfte, fügsame, ihrer Gebieterin mit größter Verehrung begegnende Natalina gewann die volle Sympathie der letzteren. Da sie zugleich einen aufgeweckten Geist besaß, so unterhielt sich die Dame sehr gern mit ihr und ließ sie zu-

letzt kaum mehr von ihrer Seite. Dieser Umstand verursachte, wie man sich denken kann, den beiden alten Kammerfrauen ein entschiedenes Mißbehagen, welches aufs höchste stieg, als die Dame eines Tages in ihrer Gegenwart die Hand auf Natalinens Schulter legte und freundlich zu ihr sagte: „Fahre nur so fort, mein Kind, sei brav und redlich, und ich werde bei meinem Tode deiner nicht vergessen.“

Es muß hier erwähnt werden, daß diese sehr reiche alte Frau keine Kinder und nur entfernte Verwandte besaß. Ihre gesamte Dienerschaft schmeichelte sich also mit der Hoffnung auf beträchtliche Vermächtnisse. Sie selbst nährte diese Hoffnungen durch öftere Hindeutung auf ihr großes Vermögen, über welches sie ohne irgendwelche Rücksichten verfügen könne. Insbesondere hatten die beiden Kammerfrauen schon angefangen, sich als die mutmaßlichen Universalerben der Dame zu betrachten. Darum konnten ihnen Worte, wie sie ihre Herrin an Natalina gerichtet hatte, nicht gefallen. Als sie nun die Neigung der Dame für Natalinen von Tag zu Tage wachsen sahen, so taten sie alles mögliche, um diese bei ihr in Mißkredit zu bringen. Sie gaben dem Mädchen schuld, daß sie ihr Morgen- und Abendgebet versäume, daß sie in den Tag hinein schlafe, und endlich, daß sie, übermütig gemacht durch die Liebe und Nachsicht ihrer Herrin, nichts mehr auf Befehl oder Ermahnung gebe, sondern ihren eigenen Launen folge. Aber diese Beschuldigungen machten auf die Dame keinen besonderen Eindruck. Eines Tages fertigte sie sogar die Klägerinnen mit den Worten ab: „Ihr habt doch alle nicht die Liebe und Aufopferung für mich wie Natalina!“

Vorsichtig und schlau, wie sie waren, verbargen die beiden Angeberinnen für den Augenblick ihren Unmut, aber Natalinens Verderben war von da an eine beschlossene Sache ...

Sechs Monate waren verflossen, seit das Mädchen in die Dienste der alten Dame getreten war. Da kam eines Morgens Natalina in großer Bestürzung ins Gemach ihrer Herrin. Sie erzählte, daß sie bei der Besorgung eines häuslichen Geschäftes unter dem Silberzeuge, das vor kurzem ihrer Aufsicht übertragen worden war, ein Besteck vermisse, und daß dasselbe, wiewohl von ihr und anderen im ganzen Hause gesucht, nicht wieder aufgefunden werden konnte.

„Ist denn etwa eine fremde Person im Hause gewesen?“ fragte die Dame.

„Ich wüßte nicht“, erwiderte Natalina. „Das Besteck fehlt erst seit gestern abend. In die oberen Gemächer pflegt außer mir und den beiden Kammerfrauen niemand zu kommen ...“

Die beiden Letztgenannten waren eben anwesend. „Wie?“ rief eine derselben, „will das Mädchen vielleicht uns beide in Verdacht bringen? Dreißig Jahre haben wir in diesem Hause gedient, und nicht eine Stecknadel ist während dieser Zeit abhanden gekommen!“

„Aber, ich setze kein Mißtrauen in euch,“ sagte die Dame, und die erschrockene Natalina wollte die gehässige Auslegung ihrer Worte abwehren; aber die beiden Kammerfrauen eiferten weiter:

„Nur wir beiden oder Natalina können die Schuldigen sein. Wir bestehen darauf, daß unsere Zimmer und Schränke durchsucht werden. Wir verlangen eine strenge Untersuchung, welche allein uns von dem Verdachte reinigen kann, den dieses übermütige Geschöpf auf uns zu werfen wagte.“

Die Dame zeigte wenig Lust zu einer solchen Durchsuchung, verstand sich aber endlich doch dazu, nur um dem dringenden Begehren ihrer Dienerinnen zu entsprechen. Fast ungehalten erhob sie sich von ihrem Armstuhle und stieg in Begleitung der letzteren ins obere Stockwerk empor. Nachdem man das Gemach der Kammerfrauen betreten, fingen diese sogleich an, ihre Schränke zu öffnen und ihre Habseligkeiten vor den Augen der Gebieterin auszubreiten. „Ach, laßt es doch,“ sagte diese nach einem flüchtigen Blicke auf das vor sie Hingelegte; „es ist nichts weiter nötig — gehen wir.“ Damit wollte sie sich entfernen.

„Wie?“ fuhr eine der beiden Kammerfrauen auf. „Sind wir vielleicht schlechter als Natalina? Wir haben uns einer Untersuchung unterworfen, und sie soll frei ausgehen?“

Nur aus Rücksicht auf Natalina, damit kein Verdacht auf ihr haften bliebe, verstand sich die Dame zuletzt dazu, auch Natalinens Gemach zu betreten. Mit freundlichem Lächeln sagte sie zu dem jungen Mädchen: „Gib uns den Schlüssel zu deinem Schranke, Natalina!“

„Mein Schrank ist nie verschlossen“, sagte diese, öffnete

die Türe desselben und forderte die Kammerfrauen auf, ihre Kleider zu durchsuchen. Diese schickten sich hastig an, die dort aufbewahrten Kleidungsstücke herauszunehmen, und siehe da! im Hintergrunde des Schrankes, eingehüllt in ein altes Unterkleid, fand sich das vermißte Besteck.

Natalina erbleichte, die Dame stand in Erstaunen versunken da, und die beiden Kammerfrauen hielten ihr das Vorgefundene mit triumphierenden Blicken vor die Augen.

„Was soll das heißen?“ fragte die Dame zuletzt, zu Natalina gewendet.

„Ich weiß von nichts,“ erwiderte diese in tiefster Bestürzung über das Vorhandensein des Silberbestecks in ihrem Schranke, das sie auf keine Weise sich zu erklären wußte.

„Schäme dich,“ rief die Dame; „ich hatte dich wie eine Tochter behandelt ...“

Nun ergriff eine der Kammerfrauen das Wort und fiel mit wütenden Schmähungen über Natalina her; sie schalt sie eine Diebin, eine Nichtswürdige, und fügte hinzu: „Wenn du nicht augenblicklich das Haus verlässest, so bleiben wir keine Stunde länger ...“

„Ich kenne meine Pflicht,“ sagte die Dame; „sogleich schnüre dein Bündel, Natalina. Den Diebstahl würde ich dir vielleicht verziehen haben, aber daß du diese Unschuldigen verdächtig machen wolltest, während du selbst die Schuldige warst, das beweist, daß ich meine Gunst einer durchaus Unwürdigen geschenkt hatte.“

Natalina wollte sich rechtfertigen, aber die Dame schnitt ihr das Wort ab. „Schweig,“ rief sie, „die Tatsache spricht unwiderleglich. Mein Gondolier wird dich augenblicklich zu deiner Stiefmutter zurückführen.“

Das unglückliche Mädchen brach in heiße Tränen aus und wollte die Hand ihrer Herrin küssen. Diese aber wies sie strenge zurück. Die beiden Kammerfrauen führten Natalinen zum Gondolier, dem sie den Vorfall mit vielem Aufwande von Worten erzählten, indem sie ihm zugleich den Auftrag der Dame kundmachten.

Der Mann faßte schweigend bald Natalinen, bald die beiden Frauen ins Auge. Dann führte er das junge Mädchen fort, welchem die Kammerfrauen noch Spott- und Schmähreden nachsandten.

Auf dem Wege stürmten häufige Tränen über die Wangen Natalinens. Der Gondolier blickte sie von Zeit zu Zeit an und sagte zuletzt: „Du hast nicht recht getan, Mädchen!“

„Ich bin unschuldig!“ rief diese aus.

„Ei,“ versetzte der Gondolier, „das sagen alle Diebe. Deine Herrin hat dich doch lieb gehabt, soviel ich weiß?“

„Mehr als ich verdiente.“

„Dann hast du eine große Torheit begangen. Lange kann die alte Frau nicht mehr leben, und sie hätte dir ohne Zweifel etwas hinterlassen.“

„Sie hatte es mir sogar versprochen.“

„Wußten das die Kammerfrauen?“

„Sie sprach davon in ihrer Gegenwart.“

„Wisse, Kind, das sind ein paar Harpyien, ein paar neidische Klätscherinnen, und du bist nicht die erste Dienerin, die ihretwegen den Dienst verlassen mußte.“

Während dieses Gesprächs waren sie vor dem Hause Eleonorens angelangt. Diese zeigte sich nicht wenig betroffen über die unerwartete Erscheinung Natalinens, und als nun der Gondolier ihr notgedrungen die Ursache dieser Heimkehr andeutete, da geriet sie, wie man sich wohl denken mag, in nicht geringen Zorn und war nahe daran, das unglückliche Mädchen von ihrer Türe zu jagen. Aber der Gondolier sagte ihr einige beruhigende Worte und entfernte sich nicht früher, als bis ihre Aufregung sich einigermaßen gelegt hatte.

Zum Abschied flüsterte der Gondolier Natalinen noch die Worte zu: „Mein liebes Kind, du hast deinen Schrank offen gelassen und jene beiden Betteln haben vielleicht ... doch genug, ich darf nicht reden, wie ich wollte; man könnte mich alten Mann ebenfalls aus dem Hause jagen. Faßt Euch und bedenkt, daß Ihr nicht das erste verfolgte und unschuldig verleumdete Geschöpf seid.“

Eleonore, welcher es trotz ihres aufbrausenden und heftigen Temperaments doch weder an menschlichem Gefühl noch an gesundem Verstande fehlte, kam nach einiger Überlegung bald zu der inneren Überzeugung, daß Natalina, deren Charakter sie kannte, eines Vergehens, wie das ihr zur Last gelegte, nicht fähig sei. Sie verfügte sich einige Male in das Haus der alten Dame, erhielt aber immer den Bescheid, daß diese sie nicht empfangen wolle. Hierdurch wurde der Ver-

dacht, den Eleonore gegen die beiden Kammerfrauen hatte, noch gesteigert, und sie zweifelte nicht, daß ihr diese Abweisung ohne Vorwissen der Dame widerfahren.

So blieb denn Natalina für jetzt wieder im Hause ihrer Stiefmutter, mit weiblichen Arbeiten sich den kärglichen Unterhalt verdienend.

Nur selten ging sie aus, um sich zu erholen, doch besuchte sie täglich zur bestimmten Stunde die Messe. Ernst und sittsam legte sie den Weg zur Kirche San Barnaba zurück, die nicht weit von ihrer Wohnung entfernt war. So verfloß eine geraume Zeit.

Eines Tages, als sie eben wieder von der Messe zurückkehrte, bemerkte Eleonore auf den Wangen des Mädchens eine ungewohnte Röte. Verwundert fragte sie dieselbe, was ihr begegnet sei.

Noch tiefer errötend gestand Natalina, daß ihr ein junger Mann gefolgt sei, als sie die Kirche verließ, und einige freundliche Worte an sie gerichtet habe.

„Wie?“ rief Eleonore, „du gibst jungen Männern Gehör?“

„Durchaus nicht,“ versetzte Natalina, „aber wenn der liebe Gott Euch von der Last befreien wollte, die ich Euch verursache, könnte er es nicht vielleicht dadurch, daß er mich eine Gelegenheit zur Verheiratung finden ließe?“

„Zur Verheiratung? Albernes Mädchen! Die Männer sehen heutzutage nur auf die Mitgift. Ich weiß, was mir mit deinem Vater begegnet ist. Du bist eine Elende und hast kein Glück dein Leben lang.“

„Ach ja, Ihr habt nicht unrecht. Ich bin nur zum Unglück geboren. Verzeiht mir, ich will jede eitle Einbildung dieser Art fahren lassen.“

Den nächsten Tag ging Natalina in Begleitung ihrer Stiefmutter zur Messe. Sie bemerkte denselben jungen Mann an der Türe der Kirche. Als sie in diese eingetreten war, so wendete sie sich verstohlenerweise um, begierig zu wissen, ob der Jüngling ihr gefolgt sei. Aber er hatte die Schwelle der Kirche nicht überschritten. Bei der Rückkehr nach Hause aber bemerkte sie ihn wieder auf der Straße hinter sich.

Viele Tage lang wiederholte sich das nämliche.

Eines Tages aber faßte der Unbekannte Mut und übergab Natalinen einen Brief mit der bescheidenen Bitte, ihn

nicht ungelesen zu lassen, worauf er sich eilig wieder entfernte. Der Brief enthielt in wenigen und einfachen Worten eine Liebeserklärung. Es war jedoch kein Name unterzeichnet.

Natalina war außer sich vor Freude und zeigte den Brief Eleonoren. Am nächsten Morgen ging sie allein zur Kirche. Der junge Mann näherte sich ihr, grüßte sie höflich und erbat sich eine Antwort auf sein Schreiben.

Natalina fragte ihn um seinen Stand und seine Herkunft.

„Ich bin aus Pesaro gebürtig," erwiderte er. „Meine Eltern haben mich nach Venedig gesandt, um hier den Handel zu erlernen."

„Wisset Ihr aber auch", fragte Natalina, „daß ich ein ganz armes Mädchen bin?"

„Ich weiß alles; auch ich bin nicht reich."

„Ich möchte nicht gerne getäuscht werden."

„Ihr habt ganz recht."

„Darf ich Euch bitten, mir Euren Namen mitzuteilen?"

„Erlaubt mir, daß ich ihn für jetzt noch verschweige."

„Aber ich begreife nicht . . ."

„Zu seiner Zeit, wenn Ihr den Grund meines Schweigens erfahret, werdet Ihr mich entschuldigen." —

Von da an sah Natalina ihren Geliebten jeden Tag; zuweilen kam er auch, nach venezianischer Sitte, des Abends unter ihr Fenster, um mit ihr zu sprechen. Er zeigte sich von so herzlicher, ja leidenschaftlicher Liebe für sie ergriffen, daß das Mädchen im Gefühle ihres Glückes, an welches sie kaum glauben konnte, zuweilen ausrief: „Ach, ich war immer unglücklich — gewiß ist auch dieses Glück nur ein scheinbares; wer weiß, was für ein neues Unheil für mich daraus hervorgehen wird!"

Der junge Mann begleitete Natalinen regelmäßig zur Messe, aber er trat nie in die Kirche mit ihr ein. Natalina fragte ihn einmal um die Ursache.

„Ich will es dir sagen," versetzte er; „ich habe ein Vorurteil, das dem hiesigen Brauche entgegen ist. Dieses Liebeln am heiligen Orte gefällt mir nicht. Wenn ich mit dir in die Kirche einträte, so würde ich dich vielleicht in deiner Andacht stören."

Natalina ehrte diese fromme Rücksicht.

Ein anderes Mal drang sie in ihn, er möge ihr doch

seinen Namen nicht länger verschweigen. Nach einigem Zögern sagte er ihr, daß er sich Gabriel Alfierini nenne. Natalina fragte ihn nach seiner Familie, seiner Wohnung.

„Ich wohne," versetzte er, „zu San Marziale. Ich erlerne den Handel bei einer israelitischen Familie."

„Wie? Bei einer jüdischen Familie?"

„Jawohl, die aus durchaus braven und ehrwürdigen Leuten besteht."

Natalina war durch das Gehörte nicht ganz beruhigt. Sie teilte es erst Eleonoren und dann auch ihrem Beichtvater mit, der auch Eleonoren persönlich kannte und beiden Frauen schon oft ein Tröster und Berater in Drangsalen gewesen war. Der würdige Priester versprach ihr, über den jungen Mann genauere Erkundigungen einzuziehen.

Inzwischen verdoppelte der unbekannte Liebhaber die Beweise seiner Zärtlichkeit für Natalina. Er machte ihr auch einige kleine Geschenke, die Natalina mit einer zierlichen Handarbeit erwiderte. Die unverkennbare Aufrichtigkeit der Zuneigung, welche der junge Mann für Natalina kundgab, machte auch auf Eleonoren einen so guten Eindruck, daß sie ihm zuletzt den Eintritt in ihr Haus gestattete. Er machte getreulich Gebrauch von dieser Erlaubnis, doch immer erst in später Abendstunde, wenn er seine Berufsgeschäfte verrichtet hatte.

Eines Tages besuchte der oben erwähnte Geistliche das Haus Eleonorens und erzählte den beiden Frauen, daß er Nachforschungen über den jungen Mann angestellt habe, daß dieselben jedoch vollkommen erfolglos geblieben seien. Der Name, den der junge Mann als den seinigen bezeichnet habe, sei in der Contrado S. Marziale gänzlich unbekannt.

„Vielleicht weil er ein Fremder ist und noch nicht lange dort wohnt," versetzte Natalina mit schlecht verhehlter Unruhe.

„Hast du mir nicht gesagt", fuhr der Geistliche fort, „daß er dich zuweilen bis zur Kirche begleitet?"

„Allerdings, auch morgen versprach er es zu tun."

„Gut, ich werde eine Person dort aufstellen, die ihn im Auge behalten und ihm unbemerkt bis in seine Wohnung folgen soll."

Am nächsten Tage erschien der Unbekannte zur bestimmten Stunde und begleitete Natalina zur Kirche, wo der Geistliche schon eine verläßliche Person aufgestellt hatte.

Zwei Tage später kommt der Geistliche zu Eleonoren in heftiger Aufregung. Die beiden Frauen erschrecken vor seiner unglückverheißenden Miene.

„Nun weiß ich“, ruft der Priester, „nun weiß ich, wer der junge Mann ist! O der Unwürdige! Arme Natalina! Armes, immer unglückliches Mädchen!“

„O Himmel, was ist geschehen?“ fragten die Frauen.

„Wisse,“ sagte der Geistliche, zu Natalina gewendet, „der Mann, den du liebst, der dir so schöne Versprechungen machte, von dem du meintest, daß er dich zum Altare führen würde — er ist ein Jude!“

„Gerechter Himmel! rief Eleonore,“ wer hätte das geglaubt? Nun begreife ich, warum er niemals die Kirche betreten wollte!“

Natalina brach in einen Strom von Tränen aus.

„Er wird diesen Abend wie gewöhnlich hierherkommen,“ fuhr Eleonore fort; „wir wollen ihm für sein verräterisches Benehmen den Text lesen und uns seiner für immer entledigen!“

„Arme Natalina,“ sagte der Priester, „möge Gott dir Kraft geben, diesen Menschen aus deinem Andenken zu verbannen.“

Schluchzend und wortlos vor Schmerz stand das junge Mädchen da, während der Priester, bevor er sich entfernte, nicht ohne Rührung seine Hand auf ihr Haupt legte und mit einem Blicke zum Himmel um den Beistand des Höchsten für sie zu flehen schien.

Mit Einbruch der Nacht klopfte, wie man erwartet hatte, der Liebhaber Natalinens an die Türe. Eleonore hatte sich kaum überzeugt, daß er es sei, als sie die Geschenke, die er Natalinen gemacht hatte, zusammenraffte, die Stiege damit hinabeilte und sie dem jungen Manne, nachdem sie die Türe geöffnet, in ihrer gewohnten leidenschaftlichen Weise vor die Füße warf. Sie begleitete dieses Tun mit einigen Erklärungen von sehr unsanfter Art und schloß dem Verblüfften zuletzt die Türe vor der Nase zu. Natalina hatte sich indessen weinend auf ihr Lager geworfen.

Am nächsten Tage erhielt Eleonore folgendes Schreiben: „Ich gestehe meine Schuld; ich habe die Wahrheit verschwiegen, aber ich tat es nur aus inniger Liebe, die ich für Natalinen

hege und immer hegen werde. Aber glauben Sie nicht, daß ich ganz ein Unwürdiger bin ... meine Seele ist von tausend widerstreitenden Empfindungen zerrissen ... Seien sie versichert, daß ich seit langer Zeit, schon bevor ich Natalinen kannte, mich mit dem Gedanken trug, ein Bekenner des Evangeliums zu werden."

Diese letzten Worte überraschten Eleonoren, und sie teilte den Brief ihrem und Natalinens geistlichen Freunde mit. Dieser las ihn aufmerksam und sagte: „Wenn es sich wirklich so verhält ... wenn er in Wahrheit die Absicht hätte ... ich will ihn persönlich sprechen." Eleonore teilte ihm mit, daß der junge Mann noch jeden Abend sich unter ihren Fenstern zeige.

„So will ich um diese Zeit zu euch kommen," versetzte der Geistliche, „und sobald er erscheint, gehe ich zu ihm hinab und lasse mich mit ihm in eine Unterredung ein."

Gesagt, getan. Traurig und langsam ging Jakob (dies der wahre Name des Jünglings) zur gewöhnlichen Stunde am Hause Eleonorens vorüber. Der Priester trat aus der Türe und sprach ihn an. Mit großer Ehrerbietung stand ihm der junge Mann Rede und wiederholte im Laufe des Gesprächs seine Erklärung, daß er seit zwei Jahren damit umgehe, den katholischen Glauben anzunehmen. Aber ich habe die feste Überzeugung," fügte er hinzu, „daß, sobald ich dies tue, mein strenggläubiger Vater mir seinen Fluch gibt, und daß ihm meine Religionsänderung eine tödliche Kränkung verursacht."

„Was gedenkt Ihr also zu tun?"

„Mein Vater ist hochbetagt ... nach seinem Tode werde ich nicht zögern, ein Anhänger des Kreuzes zu werden. Dann wird Natalina mir angehören. O ehrwürdiger Herr! ich liebe dieses Mädchen, wie man nur ein menschliches Geschöpf auf Erden lieben kann. Ihr entsagen müssen, das wäre mein Tod."

„Könnt Ihr mich aber auch als Ehrenmann versichern, daß Ihr nicht bloß, um Natalinen zu besitzen, sondern aus Überzeugung dem Glauben Eurer Väter abzuschwören und Christ zu werden bereit seid?"

„Ich beschwöre es vor Gott, daß ich schon, bevor ich Natalina kannte, diesen Entschluß faßte. Die Liebe zu ihr ist mir nur ein neuer Antrieb, diesen Entschluß auszuführen."

„Ich will es glauben. Für jetzt aber muß alle Gemeinschaft zwischen Euch und Natalina aufhören.“

„Warum, ehrwürdiger Herr?“

„Es darf nicht sein . . . Sobald Ihr ein Bekenner des Evangeliums geworden, dann wird sich alles finden.“

Jakob empfahl sich mit dem Ausdruck der tiefsten Betrübnis. „Hier weilen und Natalina nicht sehen, nicht sprechen,“ rief er aus, „wie kann ich das ertragen?“

Die beiden Frauen waren sehr begierig, zu erfahren, was der Priester mit Jakob gesprochen hatte. Bald hatte der erstere sie davon unterrichtet. Natalina überließ sich einem tiefen, stummen Schmerze. Ungefähr einen Monat später erhielt Eleonore ein neues Schreiben von Jakob, welches folgendermaßen lautete:

„In diesem Augenblicke ruft ein Brief mich in meine Heimat, wo mein Vater auf dem Sterbebette liegt. Der Himmel weiß, ob ich ihn noch lebend finde. Sagen Sie Natalinen, daß ich niemals mein gegebenes Wort brechen werde. Ihre oder Natalinens Briefe finden mich sicher in Pesaro.“

Das junge Mädchen wollte diesen Brief sogleich erwidern. „Laß es gut sein,“ mahnte Eleonore; „wenn er dich wahrhaft liebt und dich nicht betrügen will, so wird er bald von neuem schreiben.“

Diese Mutmaßung verwirklichte sich bald. Jakob bestätigte in einem zweiten Briefe, daß sein Vater dem Tode nahe sei und wiederholte die Versicherung seiner unveränderlichen Liebe zu Natalinen. Diese antwortete ihm auf Eleonorens Rat mit wenigen und zurückhaltenden Worten.

Ein ganzer Monat verfloß ohne weitere Kunde von Jakob. Endlich kam ein neues Schreiben von ihm, in welchem er folgende Nachricht gab:

„Das Befinden meines Vaters hat sich ganz unerwarteterweise um vieles gebessert. Ich kann nicht anders als dem Himmel dafür danken . . . Geduld, teure Natalina! Mein Vater hat Verdacht geschöpft, daß ich meine Religion abschwören wolle. Welche Vorwürfe mußte ich hören! Ach, ich bin der unglückseligste aller Menschen!“

Natalina las diese Zeilen mit anscheinender Ruhe. Einige Tage später aber wurde sie von einem Fieber befallen, das sich als sehr hartnäckig erwies. Jakob ließ von Zeit zu Zeit

Briefe ähnlichen Inhalts folgen, die aber allmählich seltener wurden. Zuletzt verfloß ein halbes Jahr, ohne daß von ihm eine Nachricht kam. Das Siechtum und der Trübsinn Natalinens nahm inzwischen fortwährend zu. Der Name Jakobs kam jedoch niemals über ihre Lippen.

Endlich traf von dem schwer Vermißten folgende Botschaft ein: „Mein Vater ist nicht mehr. Strafe mich der Himmel, wenn ich diesen Augenblick herbeigewünscht habe. Du aber, Natalina, magst nun den Schmerz und die Ungeduld Deines langen Harrens vergessen. Noch sind nicht zwei Stunden verflossen, seit mein Haupt mit dem Wasser begossen wurde, das die Erbsünde hinwegwäscht. Ich bin nicht mehr Jakob, ich bin Giovanni. Wiedergeboren bin ich, o Natalina, für mich und Dich! Niemand hat mehr über mich zu gebieten, und ich besitze soviel als hinreichend ist, für uns beide ein bescheidenes Lebensglück zu gründen. Heute zählen wir den vierzehnten, am einundzwanzigsten bin ich in Deinen Armen, und wir gehören einander für immer an!"

Welche Überraschung bereitete Eleonoren dieser Brief! Aber sie sagte zu sich selbst: „Soll ich ihn Natalinen übergeben? Sie ist in einem solchen Zustande von Schwäche ... ich möchte nicht, daß das unerwartete Glück ihr eine zu heftige Erschütterung verursache ... Vielleicht aber könnte sie diese Freudenbotschaft vom Rande des Grabes zurückreißen, an welchen sie schon gelangt ist. Ich will mich mit unserem geistlichen Freunde besprechen."

Der würdige Priester teilte die Freude Eleonorens über den Brief und nahm es auf sich, Natalinen mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen.

„Liebe Tochter," sagte er, indem er sich dem Bette der Kranken näherte und seine Hand auf ihre Stirn legte, „hoffst du noch auf Gottes Beistand?"

„Ich hoffe und vertraue auf ihn," versetzte sie mit matter Stimme.

„Und worin bestehen deine Hoffnungen?"

„Daß er mich bald in seinen Schoß aufnehme."

„Hoffst und wünschest du nichts mehr auf dieser Erde?"

„Die Güter der Erde sind trügerisch. Ihr selbst habt es mir oft gesagt, ehrwürdiger Vater! Jakob hat mir einst geschworen, daß er mich liebt; auch er hat mich betrogen."

„Betrogen? Wer weiß? Natalina, gib nicht alle Hoffnung auf!“

„Ich hoffe nichts mehr.“

„Bist du stark genug, eine gute Nachricht zu vernehmen?“

„Ich glaube an keine freudige Botschaft. Der Unglücksstern, der über meiner Wiege stand, wird mich bis zu meinem Grabe begleiten!“

„Sage das nicht; Gott ist allmächtig; mit seinem Willen kann sich alles ändern. Doch zur Sache. Wisse, Jakob hat wieder von sich hören lassen.“

„Ach, ich werde nie die Seinige werden.“

„Fasse Mut, Natalina. Lies diesen Brief und überzeuge dich von den Wirkungen der göttlichen Gnade.“

Natalina erhob sich mühsam im Bette, unterstützt von Eleonoren. Ihre Augen waren starr auf das Blatt geheftet, das der Priester ihr darreichte. Sie las die Zeilen langsam vor sich hin und fing dann wieder von vorn zu lesen an, als hätte sie den Sinn noch nicht verstanden. Als sie den Brief das zweite Mal durchgelesen, lächelte sie bitter und fragte: „Ihr hintergeht mich vielleicht? Ihr wollt mich trösten?“

„Siehst du denn nicht,“ fragte Eleonore, „es ist Jakobs eigene Schrift ... oder vielmehr Giovannis ...“

„Giovannis? Ach ja, Giovannis! Gesegnet sei mir der Name! Giovanni also ...“

„Wird in kurzem bei dir sein!“

„Bei mir?“ — Hier sank Natalina, von einer Ohnmacht überwältigt, zurück. Aber fast augenblicklich erholte sie sich wieder, lächelte und rief: „Der Brief, der Brief! Laßt ihn mir, ich will ihn noch einmal lesen!“

„Da, da,“ sagte Eleonore.

„Welches Datum trägt er?“

„Er ist vom 14. d. Mts.“

„Und heute haben wir?“

„Den 18.“

„Noch zwei Tage und er wird hier sein!“

Natalina verbrachte die Nacht in seltsamen und lebhaften Träumereien. Sie sprach mehrmals laut und ihre Reden waren verwirrt. Am folgenden Morgen versuchte sie aufzustehen und brachte es auch mit einiger Anstrengung zustande.

„Es sind viele Monate,“ sagte sie, „daß ich nicht nach

meinen Kleidern gesehen habe. Was wird Giovanni sagen, wenn er mich so vernachlässigt findet? Ich will doch den Schrank durchmustern und alles Schadhafte in guten Stand setzen. O Eleonore! Meine gute Mutter! Bald will ich Euch von der Last befreien, die Ihr so lange getragen habt. Aber ich werde nicht undankbar sein. Vielleicht können wir auch zusammen wohnen. Übermorgen wird Giovanni hier sein, und dann halten wir Hochzeit ... ich will, daß es so bald als möglich geschehe."

„Das freut mich sehr," erwiderte Eleonore, doch war in dem Blicke, mit welchem sie Natalinen musterte, nichts weniger als volle Beruhigung und ungetrübte Hoffnung zu lesen.

„Man muß doch auch die Stube scheuern und das ganze Haus", fuhr Natalina fort. So brachte sie den ganzen Tag in aufgeregter Geschäftigkeit zu und erhielt sich zur Überraschung aller bei ungeschwächten Kräften. Auch schlief sie in der darauffolgenden Nacht leidlich.

So kam der 20. heran. Schon am frühen Morgen wollte Natalina aufstehen, aber es fiel ihr schwerer als den Tag zuvor. Bald mußte sie in großer Ermattung sich wieder auf einen Stuhl niederlassen. Dennoch sagte sie: „Ich befinde mich wohl." Ein paarmal fragte sie: „Wer klopft? Vielleicht er? Doch nein, erst morgen hat er versprochen zu kommen."

Der befreundete Geistliche kam. „Ah, seid mir willkommen!" rief Natalina. „Ihr seid es ja, der mir die große Freudenbotschaft gebracht hat. Daß Euch der Himmel dafür segne! Morgen wird sich also alles entscheiden! Ich werde endlich glücklich sein. Und vielleicht ... Gott verzeihe mir diesen Hochmut ... vielleicht verdiene ich nach so vielen Leiden es zu sein ... aber, ehrwürdiger Vater, wie kommt es doch, daß es so dunkel wird? Beginnt es vielleicht zu regnen?"

„Nein, liebes Kind, die Sonne scheint in ihrer vollen Reinheit."

„Dann weiß ich nicht ... mir ist ganz dunkel vor den Augen ... ich sehe Euch nicht mehr ..."

„Fühlst du dich leidend?"

„Ich weiß nicht ... eine gewisse Beängstigung, die immer mehr zunimmt ... o Gott, o Gott ... Euren Segen, ehrwürdiger Vater ..."

Natalina sank zurück. Sie gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Priester besprengte sie mit geweihtem Wasser und sprach die Sterbegebete über sie. Eleonore ließ in größter Eile den Arzt rufen. Dieser kommt, untersucht den Körper Natalinens und erklärt: „Sie ist tot."

Unter Tränen rief Eleonore aus: „Was wird Giovanni sagen, wenn er morgen kommt und sie tot findet?"

„Ich mache mich auf Schlimmes gefaßt," versetzte der Pfarrer. Dieser junge Mann, der Natalinen so leidenschaftlich liebte, der vielleicht nur ihretwegen seinen Glauben abschwur, er wird sich gewiß der Verzweiflung hingeben, wenn er sie tot findet."

„Was ließe sich tun," fragte Eleonore, „um ihn nicht gleich im ersten Augenblick durch die traurige Wahrheit zu erschrecken?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Priester; „doch ist es vielleicht am besten, da er morgen kommt, noch diesen Abend den Leichnam Natalinens in die Kirche zu bringen und morgen frühzeitig zu bestatten."

Eleonore war damit einverstanden. Alle Anstalten wurden sogleich getroffen, den Vorschlag des Pfarrers auszuführen. Natalina wurde in weißes Linnen gekleidet und ein Kranz von Rosen um ihr Haupt geschlungen. Dann wurde sie mitten in einer Kammer auf einen grünen Teppich gelegt. Viele Frauen der Nachbarschaft kamen, teils aus Frömmigkeit, teils aus Neugierde, um dem Leichnam eine Sprenge geweihten Wassers zu geben und Gebete darüber zu sprechen.

Die Nacht kam heran. Wenige Fackeln und das murmelnde Gebet zweier Priester begleiteten das junge Mädchen zur letzten Ruhestätte. In der Kirche S. Barnaba wurde sie ausgestellt und bei ihrem Leichnam die übliche Nachtwache gehalten. Bei Sonnenaufgang, noch vor Beginn der ersten Messe wurde ein Grab eröffnet. Natalina wurde in dasselbe hinabgelassen, und der Gruftstein schloß sich über ihr. Denselben Morgen kam Giovanni an.

Die Verzweiflung, mit welcher er die Trauerkunde vernahm, ist nicht zu beschreiben. Das Haus Eleonorens widerhallte von seinen Klagen. „Warum," rief er aus, „warum habt Ihr sie fortgetragen? Meine Gegenwart, meine Liebe, meine Küsse hätten sie ins Leben zurückgerufen!"

Dank der Vermittlung des mitleidvollen Priesters, erwirkte Giovanni zuletzt die Erlaubnis, das Grab Natalinens öffnen zu lassen, damit er die Geliebte noch einmal sehen könne. Man eröffnete also das Grab, und fand — — o Schauder! — — man fand das unglückliche Mädchen jetzt erst wahrhaft tot — auf den Knien liegend, die Augen aus ihren Höhlen getreten, das Gesicht verzerrt vom Ausdrucke der entsetzlichsten Verzweiflung ... Sie war lebendig begraben worden.

Damit endet unsere einfache Erzählung. Niemals in ihrem Leben konnten Eleonore und der Priester sich's vergeben, daß sie, wenn auch in der besten Absicht, die Veranlassung zur übereilten Beerdigung der Scheintoten gewesen waren. Man suchte die schauerliche Tatsache geheimzuhalten, aber Giovannis Leid kannte keine Grenzen, und die Ausbrüche seiner Verzweiflung machten die Wahrheit bald überall offenkundig.

Der treffliche Priester aber ermangelte nicht, solange er lebte, in seinem täglichen Gebete unter Seufzern und Tränen auch für die Ruhe der Seele Natalinens den Himmel anzuflehen. Oft rief er dabei aus: „Ich bete für sie, und doch bedürfte vielmehr ihres Gebetes ich armer Sünder, der ich ihren Tod veranlaßte. Möge sie im Himmel für mich Fürbitte leisten. Ihr Platz kann nur im Schoße des ewigen Friedens sein. Denn einmal und irgendwo muß doch das irdische Schicksal sich ausgleichen, und nur zeitlich verdüstert, aber nicht ewig ausgelöscht werden kann der Gnadenstrahl der ewigen Liebe.

Aphorismen und ästhetische Notizen.

Jedes kleinste Sandkorn, jede kleinste Flocke des ewigen Schnees, jeder kleinste Splitter des Gletschereises hat seinen Teil am Verdienste der Erhabenheit, welche den Montblanc zum himmelan starrenden Koloß und seinen Eindruck für die Menschen überwältigend macht.

* *
*

Die Notwendigkeit von Gesetzen würde nicht so allgemein anerkannt sein, wenn dieselben bloß zum Schutze der Gerechten

und nicht auch dazu dienten, daß die Ungerechten die Früchte ihrer Ungerechtigkeit in Ruhe genießen können.

* *
*

Worte lassen sich bestreiten, das Stillschweigen ist unwiderleglich.

* *
*

Die Liebe ist, wie der Falter, ohne Flügel nur ein Wurm.

* *
*

Der Schwan im Weiher, — ein Vogel bei den Fischen zu Gaste! Ein Parasit des feuchten Elements und ein Überläufer aus dem Luftreich. Wozu hat er die Flügel? Vielleicht ist er eines Vergehens halber aus dem heimischen Luft- und Lichtreich ausgestoßen worden und hat als Verbannter ein Asyl im nassen Element gesucht. Aber die höhere Macht, die ihn aus seiner Heimat stieß, hat ihm die Gnade gewährt, doch wenigstens im letzten Moment seines Lebens wieder Vogel zu werden: er singt im Sterben.

* *
*

Unser Denken und Überlegen ist ein Selbstgespräch, bei welchem wir uns selbst vieles, was wir wissen, verschweigen, und bei welchem wir gerade so sophistisch, so heimtückisch und unehrlich verfahren, wie im Wortgefechte mit andern.

* *
*

Der Tod kann das Leben zertrümmern, doch nie vernichten.

* *
*

Alle Wege führen — nach Hause.

* *
*

Es ist nicht eine gerade Linie, sondern eine Spirale, in welcher wir uns einem Wesen nähern, das wir zu lieben anfangen, und es ist eine Spirale, in welcher wir uns erkaltend wieder von ihm entfernen.

* *
*

Die Milbe und der Phönix — beide suchen die Flamme und verbrennen darin. Aber jene bleibt vernichtet, dieser geht wiedergeboren daraus hervor.

* *
*

Eine schöne, wohlerhaltene Frau von fünfzig Jahren kann vielleicht noch einen Mann glücklich machen; unglücklich aber keinen mehr.

* *
*

Man sollte als Knabe in Deutschland, als Jüngling in Italien, als Mann in England, als Greis im Orient leben.

* *
*

Eine Tragödie muß man von Italienern, ein Lustspiel von Franzosen, eine Posse mit Gesang und Tanz von Deutschen dargestellt sehen.

* *
*

Von jedem tiefen Gedanken, den wir selbst gefunden, der in uns wahrhaft lebendig ist, mag derselbe nun der Ästhetik, der Politik, der Moral oder welcher Sphäre immer angehören, führt ein Weg ins innerste Zentrum der Erkenntnis. Jede lebendige Idee kann Keim und Prinzip eines ganzen Systems werden, wie Atome, Moleküle, Zellen eines pflanzlichen oder tierischen Organismus Keime eines organisierten Ganzen werden können.

* *
*

Wenn der Mensch zu seinem Leide von heute nicht immer auch sein Leid von gestern und sein Leid von morgen hinzurechnete, so wäre jedes Schicksal erträglich.

* *
*

Schön hat Gott die Welt gemacht, der Mensch soll sie gut machen.

* *
*

Wie die Wellenlinie die der Schönheit ist, so ist die gerade die der Sittlichkeit. Auch die Umrißlinie eckiger, aber regelmäßiger, kristallographischer Figuren könnte man als Sittlichkeitslinie gelten lassen, da sie mit ihren abspringenden Winkeln gleichsam den aus seiner Bahn gebrachten, gebrochenen Trieb bezeichnet, während die Schlangenlinie, weder in einem geraden Geleise festgebannt, noch durch ein plötzliches Hemmnis zu scharfem Absprunge genötigt, in schöner, freier Willkür sich bewegt.

* *
*

Sonderbar, daß der Affe das häßlichste und zugleich das menschenähnlichste Tier ist!

* *
*

Die Widerstandskraft der Weichen bringt den Stärksten zur Verzweiflung. Man kann Eisen hämmern, aber nicht Kautschuk.

* *
*

Einen großen Mann übertreffen ist leichter, als ihm gleichen.

* *
*

Merkwürdig, daß die Zeit des erwachenden Lebens, das Frühjahr, die ungesundeste, und die des ersterbenden, der Herbst, die gesundeste Zeit des Jahres ist!

* *
*

Üppigkeit reizt, Schönheit entzückt, Anmut fesselt.

* *
*

Wenn jemand für einen noch größeren Herrn gehalten werden will, als er ist, so reist er inkognito.

* *
*

In den Lehrgebäuden der Philosophen kommen immer blinde Fenster vor.

* *
*

Wäre es nicht endlich an der Zeit, auch eine „Kritik der reinen Unvernunft" zu schreiben?

* *
*

Um die Weisheit (Pallas Athene) zu gebären, mußte sich sogar Jupiter den Kopf zerbrechen.

* *
*

Gedankenschwere Lyrik ist nicht die echte; die echte trägt nur Blüten, nicht Früchte.

* *
*

Tränen sind ein Feuer, das zu Wasser geworden.

* *
*

In den meisten Dingen erscheint mir die Natur so ziemlich respektabel. Aber daß sie die Maus durch die Katze nicht bloß auffressen, sondern auch quälen läßt, daß sie die In-

stinkte einer höchst überflüssigen Grausamkeit in Katzen, Tiger, Weiber und viele andere Naturwesen pflanzt, das hat mir noch keine „Theodicee“ begreiflich zu machen gewußt.

* *
*

Wenn ein Selbstmörder, der einen abgelegenen Ort aufsucht, um sich zu erschießen oder zu erhängen, auf dem Wege dahin ins Wasser fiele, so würde er, falls er schwimmen kann, mit aller Anstrengung seiner Kräfte das Ufer zu erreichen und sein Leben zu retten suchen.

* *
*

Das Höllenfeuer unterscheidet sich von jedem andern Feuer dadurch, daß es nicht leuchtet. Es ist ein dunkles Feuer — ewige Glut, vereinigt mit ewiger Finsternis.

* *
*

Dem Lyriker muß es erlaubt sein, heute Optimist und morgen Pessimist zu sein. Der Lyriker spricht nur Stimmungen aus, nicht Überzeugungen.

* *
*

Goethe ist ein olympischer Zeus mit griechischen Locken vorne um die Stirn — und einem kleinen deutschen Zöpfchen hinten im Nacken.

* *
*

Albern und philisterhaft ist die Vorstellung, die in vielen Köpfen gespukt hat und noch in vielen spukt, daß der Apfel, zu dessen Genuß Adam durch Eva verleitet ward, ein Symbol des Verkehrs der Geschlechter sei. Leider hat selbst Milton mit dieser Vorstellung zu kokettieren nicht ganz unterlassen, indem er dem genossenen Apfel eine berauschende Wirkung auf Adam zuschreibt, infolge welcher er Eva zum ersten Male mit lüsternen Augen betrachtet. Wenn Gott die Eva für den Adam erschuf, so geschah es offenbar, um ihm ein Weib zu geben, und die Vereinigung, für welche der Schöpfer den Mann und das Weib organisiert hat, als etwas ursprünglich Sündhaftes aufzufassen, ist, wie gesagt, absurd, und geradezu lächerlich wirkt die Idee, daß es dieser Frevel gewesen sein soll, zu dessen Sühnung später ein Gottessohn vom Himmel herabsteigen mußte! Nein! einen so trivialen Sinn hatte der „Baum der Erkenntnis“ nicht!

* *
*

Als Knabe hat der Mensch ein Steckenpferd, als Jüngling ein Ideal, als Mann ein Idol.

* * *

Der Tod macht das Leben zu einer ernsten Sache.

* * *

Die Heftigkeit, mit welcher wir etwas Verlorenes betrauern, hängt von Stimmungen und zufälligen Umständen ab; die Dauer unseres Schmerzes aber entspricht dem wahren Wert des Verlustes.

* * *

Es gibt kleine Geister mit großem spezifischem Talent.

* * *

Einzelhaft in der Hölle mit ausgesuchten Höllenqualen ist denkbar; eine himmlische Zelle aber für eine einzelne Person mit ausgesuchten Himmelsfreuden ist ein Unding.

* * *

Bilde dir nur nicht ein, den wahren Charakter eines Weibes kennen zu lernen, so lange es dich liebt!

* * *

Die Liebe blind? Jawohl; aber nur weil sie keine Augen braucht, um alles zu sehen, zu fühlen und zu wissen.

* * *

Wenn es sich darum handelt, ob irgendein verdienstvoller Dichter oder Künstler einen Orden erhalten soll, so ist nicht maßgebend, ob er denselben verdient, sondern ob er einen passenden Frack besitzt, einen Orden daran zu heften.

* * *

Jeder Grundsatz der Lebensweisheit ist ein zweischneidiges Werkzeug, das nur der Weise geschickt handhabt, und an welchem sich der Schwachkopf und der Pedant in die Finger schneiden.

* * *

Nicht die Leiden sind das wahrhaft Schreckliche und Unerträgliche im Menschenleben, sondern die Stimmungen.

* * *

Es gibt ein Gedächtnis des Kopfes und ein Gedächtnis des Herzens.

* *
*

Laß dich durch das Schicksal des Ödipus warnen, keine Frau zu heiraten, welche — deine Mutter sein könnte!

* *
*

Das Schwein ist ein auf vier Beinen laufender Speckranzen, ein lebender Sack, der die Bestimmung, zu fressen und gefressen zu werden, mit einem überwältigend drolligen Ausdrucke zur Schau trägt. Ein Meisterstück des Komischen auf dem Gebiete der Naturplastik!

* *
*

Trennung droht keinem Liebesbunde, so lange nur Gründe, und nichts anderes, demselben entgegenstehen. Ein Herzensbund kann ernstlich nur ohne einen Grund, den man in Worte fassen könnte, gelöst werden, wie er im natürlichen Lauf der Dinge auch nur ohne einen Grund, der sich in Worten angeben ließe, geknüpft werden kann.

* *
*

Wenn ein Mann sich ein weibliches Ideal bildet, so sieht dasselbe seiner Frau, oder seiner Geliebten, selbst wenn er sie wirklich liebt, in der Regel nicht ähnlich.

* *
*

Es gibt Weiber, die man liebt bis ans Grab — aber nicht darüber hinaus.

* *
*

Treu sein heißt: die Gelegenheiten zur Untreue meiden.

* *
*

Das Weib ist für keine andere Logik empfänglich als für die der Tatsachen. Bist du in der Lage, sie diese Logik empfinden zu lassen, so verdirb dir die Wirkung nicht dadurch, daß du dich bemühst, ihr dieselbe Logik auch in Worten klarzumachen und sie zu einer formellen Anerkennung derselben zu zwingen. Das hieße, den kaum errungenen Sieg preisgeben und sich aufs neue einem schwankenden Boden anvertrauen.

* *
*

Langeweile ist die beste Krankenwärterin.

* *
*

Natürlicher Tod auf der Bühne ist immer ein künstlerischer Fehler.

* *
*

Vergessen zu sein von der Nachwelt — das ist zu ertragen. Aber ausgelöscht zu sein aus einem Herzen, von dem man geliebt worden, das ist ein Gedanke, den kein fühlender Mensch erträgt.

* *
*

Wirf das falsche Glück von dir, damit Platz ist für das echte, wenn es kommt.

* *
*

Die Natur schafft und erhält das Individuum zunächst und hauptsächlich nur als ein fortpflanzendes.

* *
*

Was die Philosophen gelehrt, von Pythagoras bis auf Schopenhauer, ist alles die Wahrheit, nur bringt es uns dem Weltgeheimnis nicht näher. In unseren Systemen ist das Problem nicht gelöst, sondern nur in eine Formel gebracht. Um es zu lösen, müßte jenes urälteste und wichtigste Postulat: „δός μοι ποῦ στῷ“ erfüllt werden.

* *
*

Poesie ist die verzauberte Jungfrau, die der Poet und der Künstler aus dem Bann der Materie zu erlösen hat. Aus allem Geschaffenen seufzt sie ihm wehmütig entgegen.

* *
*

Die Zeit ist ein schleichendes Gift.

* *
*

Ich liebe das Gute, Schöne und Wahre nicht bloß wie andere Menschen — ich bin verliebt darein. Die allen Menschen natürliche Liebe für dasselbe ist in mir zu einer krankhaften Passion ausgeartet.

* *
*

Das poetische oder Kunstwerk wird mit Lust empfangen und mit Schmerzen geboren wie jedes andere Kind.

* *
*

Schmerzunfähig zu sein ist der Gipfel der Unseligkeit.

* *
*

Eitelkeit ist am Menschen immer die Handhabe des Teufels.

* *
*

So lange ein Weib sagt: „Ich habe geliebt!" so lange liebt sie noch. Von dem Augenblicke an, wo sie nicht mehr liebt, stellt sie in Abrede, daß sie geliebt hat.

* *
*

Jeder Mensch hat eine Atmosphäre um sich, die nicht zu verwechseln mit dem Geruch, den er etwa verbreitet, und nur sensitiven Naturen bemerkbar ist. Diese Atmosphäre kann feurig, luftig, wäßrig, erdig sein — sie kann pikant und würzig oder fade sein, sie kann süß oder sauer sein, vor allem ist sie sympathisch oder antipathisch. Sehr spezifisch ist das Atom der Jugendfrische, von schlafenden Kindern und von jungen Mädchen am reinsten ausgeströmt. Auch der Unterschied des feingeistigen und des grobsinnlichen Wesens ist sehr scharf markiert.

* *
*

Es gibt eine Energie des Wollens und eine Energie der Kraft. Beide sind leider nicht immer vereinigt.

* *
*

Man bleibt so lange jung, als man einsam und unglücklich ist. Ewige Sehnsucht ist ewige Jugend.

* *
*

Dichter haben ewig alte Geschichten auf ewig jugendlichen Leibern.

* *
*

Es gibt nur zwei Todsünden: die Bosheit und den Egoismus.

* *
*

Die Themis muß blind sein. Sie darf nur hören, nicht sehen.

* *
*

Das Leben ist eine böse Kokette, welche sich an denjenigen rächt, die sie verschmähen, und diejenigen zugrunde richtet, die sich ihr hingeben.

* *
*

Alle irdischen Dinge haben ein Janusgesicht.

* *
*

Der Dichter hat das letzte Wort.

* *
*

Dem Dichter strömen so viele Quellen des Vergnügens zu, daß er ein Narr wäre, wenn er Geld für Vergnügen ausgeben wollte.

* *
*

Wenn du an jemandem dich rächen willst, gib acht, daß du dir selbst nicht weher tust als ihm.

* *
*

Das Höchste menschlicher Weisheit ist, einzusehen, daß alle Behauptungen nur bedingt und relativ, nur gewissermaßen, nur im allgemeinen, oder nur unter Umständen wahr sind.

* *
*

Das Nichtsein ist süß, aber der Tod ist bitter.

* *
*

Es gibt auch auf geistigem Gebiete künstliche Springbrunnen und natürliche Quellen. Ehre sei diesen und jenen!

* *
*

Nie ist mir der Formenzauber weiblicher Schönheit anziehender erschienen, als wenn ich mich eine Zeitlang eifrig mit mineralogischen Studien und der Betrachtung von Mineralien beschäftigt hatte. Nach dem Verkehr mit dem reizvollen, aber harten, spröden, kalten, gleißenden, eckigen, scharfkantigen Gestein tat die Weiche und Rundung, beseelte Fülle, Wärme und Schmiegsamkeit der organischen Form meinen Sinnen wohl. Nichtsdestoweniger bin ich doch auch wieder gern zu den rätselhaft schönen, wundersamen Gesteinen zurückgekehrt.

* *
*

Wer das Schöne mit Begeisterung liebt, kann nicht Pessimist sein. Denn man sage was man will zuungunsten der Welt, des Schönen ist und bleibt sie nun einmal voll.

* *
*

Jeder Mensch hat ein physisches und moralisches Doppelgesicht.

* *
*

Von jemand entfernt sein und an ihn denken, heißt ihm näher sein, als ihm nahe sein und nicht an ihn denken.

* *
*

Man beugt sich oft gern vor kleinen Seelen: nämlich zu ihnen hinunter; und man bäumt sich auf vor großen — um zu ihnen emporzureichen.

* *
*

Manchmal glauben wir, Fortuna lächle uns, während sie uns bloß auslacht.

* *
*

In Gesellschaft entwickeln Geist und Charakter sich mehr in die Breite, in der Einsamkeit mehr in die Tiefe.

* *
*

Süße Liebesträume stellen sich am häufigsten im Morgenschlafe ein, wenn der Frühwind sich erhebt. Zephyrus entführt also noch immer gern die schlummernde Psyche in Amors Zaubergärten.

* *
*

Die Macht des Weibes in der Welt ist ein phaenomenon bene fundatum. Es offenbart sich darin die erste und universellste aller Naturmächte: der geschlechtliche Trieb, der Zeugungswille, auf welchem die Existenz und der Bestand der Welt beruht.

* *
*

Es wäre ganz vergebens, Mütter, welche nun einmal auf Liebe und Milde allein angelegt sind, zu wohltätiger Strenge gegen ihre Kinder anhalten zu wollen. Die erzwungene, nicht natürliche Strenge ist so wenig wert und so unwirksam, als erzwungene, nicht natürliche Liebe und Milde. Auch Schläge müssen von Herzen kommen, um zu Herzen zu gehen.

* *
*

Das Licht ist ein großer Lügner. Es macht alle Dinge schön, es verklärt sie mit seinem Glanz, es schminkt sie mit seinen Farben.

Unter allen Werken Goethes gibt es nur ein einziges, das man einigermaßen veraltet nennen könnte. Und dies ist merkwürdigerweise gerade dasjenige, welches einst als des Dichters berühmtestes, verbreitetstes und gelesenstes galt: der „Werther“. Die psychologisch wertvollen, aber weit ausgreifenden, schier endlosen Tagebuchblätter des Eingangs würden heutzutage keinen Sensationsroman erwarten lassen, keinen Roman, den die Leihbibliotheksleser verschlingen. Erst in der zweiten Hälfte tritt die Darstellungskunst eines genialen Meisters für jedermann und wohl auch für alle Zeit packend zutage. Von Werthers äußeren Lebensverhältnissen und den Nebensachen überhaupt ist in dem Buche fast ermüdend viel die Rede; die Hauptsache, Werthers Verkehr mit Lotte, wird eigentlich nur auf wenigen Seiten unmittelbar vorgeführt. Die Sprache Goethes ist im „Werther“ erst in ihrer Bildung begriffen. Es finden sich Stellen von großer stilistischer Schönheit; daneben aber altmodische, ungefügige, sprachlich unrichtige Wendungen. Sonderbarerweise läßt der Dichter im „Werther“ einmal zur Mittagsstunde einen „Abendwind“ wehen. Ich weiß nicht, ob diese Bemerkung schon jemand gemacht hat. Die Stelle findet sich unterm 30. November und lautet: „Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde. Ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge her, und die grauen Regenwolken zogen in das Tal ein.“ Es gehört einiger Scharfsinn dazu, zu erraten, daß mit diesem „Abendwind“ vielleicht ein Westwind gemeint ist.

Mit der Jugendlichkeit in Form und Stil des „Werther“ ist es interessant, die männliche Reife der „Wahlverwandtschaften“ zu vergleichen, einen Roman, mit welchem Goethe den rücksichtslosen Realismus und die psychologische Sezierkunst der Schule Balzacs lange vor Balzac künstlerisch eingeleitet. Aber auch dies Meisterwerk hält sich nicht in all seinen Teilen auf gleicher Höhe und bezahlt namentlich in seinen mittleren Partien den Tribut alles Menschlichen an das Schicksal, das nichts Vollkommenes duldet. Den vollen Zauber der Meisterschaft, mit welchem das Werk anfangs den Leser gefangennimmt, schwächt späterhin einigermaßen die Breite der Kleinmalerei, welche der Autor von der Haupthandlung auch auf das Nebensächliche, das Episodische, überträgt. Aber da man

doch immer begreift, was der Dichter will, und sich fortwährend im Bannkreise eines bedeutenden Geistes fühlt, so folgt man ihm willig und läßt sich, was er bietet, gefallen — Einzelheiten etwa ausgenommen, wie die Szene gegen den Schluß hin, wo Charlotte unmittelbar nach dem gewaltsamen und plötzlichen Tode ihres Kindes mit dem Hauptmann ihre Ehe- und Scheidungsangelegenheiten ruhig, kalt, diplomatisch-gemessen erörtert. Ich finde diese Szene in ihrer gekünstelten, gespreizten Ruhe unerträglich. Überhaupt verfällt der Stil Goethes in den letzten Kapiteln der „Wahlverwandtschaften" in einen absonderlich geschraubten Ton, vielletcht weil der Dichter dort ein sentimentales Pathos anstrebie, das nicht mehr in seinem Wesen und in der Natur seines Stils lag.

Das Problem, welches die „Wahlverwandtschaften" mit ihrem Titel andeuten, scheint mir geistreich aufgegriffen, aber ich glaube nicht, daß es dem Dichter mit einer völligen und konsequenten Durchführung des geistreichen Gedankens Ernst gewesen. Die Übertragung des Begriffs der Wahlverwandtschaft vom chemischen auf das seelisch-ethische Gebiet erscheint bei näherer Betrachtung nicht als real durchführbar; die Gegenüberstellung — wage ich zu behaupten — ist eine bloße Analogie, ein Gleichnis, und hinkt wie alle Gleichnisse.

Der Begriff der Wahlverwandtschaft ist überhaupt ein etwas mißlicher, auf chemischem Gebiete so gut wie auf dem seelischen. Denn auf jenem wie auf diesem darf man eher behaupten, daß nicht sowohl das Gleiche, Ähnliche, Verwandte, als das mehr oder weniger Entgegengesetzte sich anzieht, sich sucht und findet. Will mau trotzdem die Anziehung, welche ein Element, ein Wesen auf das andere naturgemäß ausübt, Wahlverwandtschaft nennen, so gilt diese doch nur auf chemischem Gebiete mit Naturnotwendigkeit. Auf ethischem Gebiete überlasse man es den Verliebten, von Seelenverwandtschaft zu schwärmen; tatsächlich sind es, wenn wir auf den Naturgrund hinuntergehen, ganz andere Instinkte und Umstände, welche leidenschaftliche Bündnisse der Neigung knüpfen und lösen. Maßgebend ist da viel öfter der Reiz, den das nicht Besessene vor dem Besessenen (also z. B. auch der Freund vor dem Gatten) voraus hat. Der Mensch verlangt ewig nach dem, was er nicht hat; jede Ergänzung

dessen, was er in dem von ihm Besessenen vermißt — und er vermißt immer etwas — erscheint ihm verlockend. Ein Reiz der Verwandtschaft besteht allerdings auch, und er ist manches Mal ein gewaltiger; aber er wirkt meist nur bis zur Vereinigung: nach derselben stoßen sich die Wahlverwandten häufig wieder ab. Gar oft gilt so der Satz: A trennt sich von B und vereinigt sich mit C, gerade nur weil es bisher mit B verbunden gewesen; wäre es mit C verbunden gewesen, so würde es sich lebhafter von B angezogen gefühlt haben. Das klingt sehr trivial, ist aber die ungeschminkte Wahrheit, und wenn wir uns auf das Feld der Goetheschen Romane begeben, stehen wir auf dem Boden des Realismus, fühlen uns herausgefordert, psychologisch rücksichtslos zu verfahren . . .

Ich finde aber auch nicht, daß Goethe in seinem Roman tatsächlich versucht hätte, die Wahlverwandtschaft zum bindenden und lösenden Prinzip zu machen. Es tritt nicht zutage, daß Eduard für Ottilien entbrennt, weil sie im Rapport einer geheimen Verwandtschaft mit ihm steht; er liebt das schöne junge Mädchen, nachdem ihm die einst heißgeliebte Frau durch den ungestörten Besitz gleichgültiger geworden. Ebenso ist kein Nachweis beigebracht, daß der Hauptmann Charlotten von Natur sympathischer, verwandter sein mußte als Eduard.

* *
*

Gibt es ein absolut vollendetes und mangelloses Dichterwerk? Vielleicht; aber unter den Werken, welche die Gipfel der Weltliteratur bezeichnen, könnte höchstens die „Ilias“ als ein solches gelten; die höchsten Kundgebungen des poetischen Genius im Mittelalter und in der neueren Zeit stehen durchaus nicht mangellos da, sondern haben nebst unübertrefflichen Schönheiten auch unzweifelhafte Gebrechen an sich. Shakespeares Dramen können als der reinste Spiegel der Menschennatur gelten, aber unzähligemal finden wir uns bei ihm auch durch Unnatur, durch Künstelei, durch Schwulst, durch Formlosigkeit abgestoßen. Dante ist der gewaltigste Poet, den die romanische Literatur aufweist; aber sein unsterbliches Hauptwerk wimmelt von scholastischen, pedantischen, unpoetischen Elementen. Und ist das berühmteste Dichterwerk der modernen Welt, Goethes „Faust“, vollendet?

* *
*

In seiner Ganzheit ist „Faust“, was die Form betrifft, der getreueste Ausdruck jener Rastlosigkeit, mit welcher die deutsche Literatur, vor allen ihr Haupt und Führer Goethe, sich zeitlebens in den nachgeahmten und angeeigneten Formen aller Zeiten und Völker herumwarf, ohne eine eigene zu finden, die man als eine dichterisch-individuelle, oder wenigstens als eine nationale hätte bezeichnen können. Unserer Literatur fehlt ein reiner, nationaler Stil, ein festes Formprinzip. Wie hat eben dieser Goethe in seinen beiden größeren Romanen, den „Lehr-“ und den „Wanderjahren“, das geniale Erzählertalent, das ihm verliehen war, die wunderbare Anschaulichkeit seiner Darstellung verdorben und entstellt durch das pedantisch-lehrhafte Element, das er einführt! Welch ein herrliches, frisches, lebensvolles Gemälde bietet der erste Band des „Wilhelm Meister“! Das Beste, was die Engländer des vorigen Jahrhunderts in trefflichen Romanen geliefert, ist übertroffen. Der ganze „Wilhelm Meister“, in dieser Weise durchgeführt, hätte der deutschen Nation einen Meister- und Musterroman für alle Zeit beschert. Aber wie fallen die weiteren Bände gegen den ersten ab durch den hölzernen Gedanken- und Tendenzapparat, den der Dichter hinter der lebendigen Handlung als geheimes Triebwerk aufrichtet! — Im zweiten Teile des „Faust“ hat mich das Lehrhafte und Allegorische nie gestört: es ist da bedingt durch den Plan und die Idee des Ganzen. Aber daß in Romanen, welche bestimmt scheinen, Muster naiv-lebendiger Darstellungskunst zu werden, ein so frostig-didaktisches Element sich eindrängen und breit machen konnte, wie im „Wilhelm Meister“ und den „Wanderjahren“, das war leider vielleicht nur in Deutschland möglich.

* * *

Der gedruckt vorliegende Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller ist ein Unikum der Weltliteratur und war in dieser Gestalt nur in Deutschland möglich. Nur als Deutsche konnten ein paar schöpferische Geister ersten Ranges ihr Kunstbestreben in so grüblerischer, so abstrakter Weise mitsammen erwägen, erörtern, kritisieren, wie hier Goethe und Schiller. Aber auch in einer anderen Beziehung ist dieser Briefwechsel einzig: der Ton desselben hat bei aller Vertraulichkeit doch

immer einen Anhauch von der Noblesse fürstlicher Häupter. Die Feinheit und das Zartgefühl dieser beiden Männer gegeneinander ist bewunderungswürdig. Aber das Interessanteste an diesen Briefen bleibt doch immer, zu sehen, wie viel bewußte Theorie die beiden Hochmeister der Poesie mit ihrer genialen Praxis verbunden haben. Ein hervorragend kritischer Geist war namentlich Schiller; seine Zergliederungen Goethescher Werke, z. B. des „Wilhelm Meister", sind wunderbar. Für jeden, der in den Geist der beiden Männer tiefer eindringen will, ist dieser Briefwechsel kaum zu entbehren. Auch der persönliche Charakter beider tritt anschaulich daraus hervor. Schillers scharfe, schneidige Natur, die mit der sprudelnden Gefühlswärme seiner Lyrik in so schroffem Widerspruche zu stehen scheint, Goethes ruhig-klares, maßvolles, und dabei humanes Wesen, das von der Kälte und Sprödigkeit des Gemütes, die manche in ihm finden wollten, so weit entfernt ist, und das höchstens für den Verdacht des Mangels völliger Offenheit manchmal einigen Raum läßt — sie zeigen sich nirgends sonst in so interessantem Gegensatz und verleihen dem Ganzen das charaktervollste Gepräge. Einen wohltuenden Eindruck macht die im allgemeinen von schöner Achtung und edler Sympathie zeugende Haltung der beiden gegen wirklich bedeutende Zeitgenossen (wie Herder, Wieland u. a.); scharf und ablehnend ist sie nur gegen das Schlechte oder Bedenkliche, oder einer erklärten Gegnerschaft gegenüber. Auch der Xenienkampf, bei welchem in unseren Augen diese beiden Größten ihrer Zeit im Gefechte mit den Kleinen ein wenig einschrumpfen, war doch überwiegend defensiver Natur. Auch ist er im allgemeinen ziemlich harmlos, nur einigen Gegnern, wie Nikolai, Reichardt, die bei unseren Olympiern wirklich viel auf dem Kerbholz hatten, wird schärfer zu Leibe gegangen. Widerspruch vertrugen sie nicht, diese beiden Olympier, und Kritik ließen sie sich höchstens einer vom anderen gefallen. Beachtenswert ist es jedoch dabei, wie Schiller sich Goethen entschieden unterordnet, die Überlegenheit des größeren, genialeren Meisters begeistert anerkennt. Einen Ersatz für das, was die Natur ihm Goethen gegenüber in Beziehung auf höchsten künstlerischen Vollgehalt versagte, konnte Schiller indessen darin erblicken, daß es ihm, dem kranken Manne, gegönnt war, eines seiner epochemachenden

Dramen nach dem anderen gleichsam aus dem Ärmel zu schütteln, während der gesunde, kräftige Goethe sich vielfach in seinen Bestrebungen zersplitterte, Bedeutendes und Unbedeutendes langsam, zögernd, schwankend, stockend zutage förderte.

* * *

Grillparzer, auch ein Verkannter wie Schopenhauer, war weniger boshaft als dieser; aber was er von Verbissenheit in sich hatte, und was in unzähligen Epigrammen sich entlud, wurde durch keinerlei Naivität wie bei jenem aufgewogen. Einen Menschen, der sich gibt so wie er ist, den nimmt man auch, wie er sich gibt. Dies war der Fall bei Schopenhauer. Grillparzer dagegen ist weit entfernt von kindlicher Offenheit in der Kundgebung seines Wesens und Charakters. Eine gewisse Zurückhaltung wirkt anfröstelnd, wo Grillparzer von sich, seinem inneren oder äußeren Leben berichtet. Es gibt wenige Dichter, Schriftsteller, Künstler und sonstige berühmte Menschen, die durch ihre Selbstbekenntnisse, Briefe u. dgl. uns nicht menschlich näher gerückt, nicht sympathischer würden. Eine der wenigen Ausnahmen ist die nachgelassene Selbstbiographie Grillparzers. Sie spricht so wenig das Gemüt an, daß einem der Dichter daraus nicht bloß nicht lieber, sondern auch nicht anschaulicher, nicht lebendiger wird. Der Grund davon ist: Sie eröffnet keinen Blick ins Innerste — in die Tiefe des Herzens. Sie ist sehr karg in allem, was sich auf Gemütsleben, Liebe, Leidenschaft bezieht. Hier und da ist ein Selbstvorwurf eingefügt, wie im Reisetagebuch — S. 306 und 307 — aber ohne Zusammenhang, ohne Begründung, daher unverständlich. Grillparzer beschuldigt sich eines Mangels an „Gesinnung“, klagt, daß er „Greis und Kind zugleich, statt ein Mann sei“; aber alles Tatsächliche, worauf ein solcher Selbstvorwurf sich stützen könnte, bleibt in Dunkel gehüllt. Auch Widersprüche tragen dazu bei, daß der Leser aus dieser Selbstbiographie sich über den Charakter, die Denk- und Empfindungsweise Grillparzers nicht völlig klar werden kann. Der Eindruck, den die „Zugeknöpftheit“ des Erzählers macht, ist ein beklemmender, verstärkt durch das an und für sich Unerfreuliche im Lebenslaufe des mit Recht verbitterten Dichters. Nicht einmal die Schilderung

der Kindheit und ersten Jugend — die Oase fast eines jeden Menschenlebens — macht bei Grillparzer einen wohltuenden Eindruck. Wie absonderlich und unklar ist dann vieles in der Erzählung des Dichters von seiner amtlichen Laufbahn! Wie seltsam klingen manche von den Eingaben, die er an vorgesetzte Behörden richtet! — Dazu der abgeschmackte Zeithintergrund! Die läppische Zensur, die des Dichters loyalstes Stück: „König Ottokars Glück und Ende“ zwei Jahre lang zurückbehält! Wie unverständlich ist uns die Scherzlaune des Monarchen, der ein Stück Grillparzers der Öffentlichkeit vorenthält, weil es ihm „so gut gefällt“ und er es „für sich allein haben will!“

So erblicken wir in Grillparzers Selbstbiographie ein „Stück Alt-Wien“, aber von seiner unerquicklichsten, weil „ungemütlichen“ Seite.

* * *

Die Grillparzersche „Ahnfrau“ leidet, um einen medizinischen Ausdruck zu gebrauchen, an einer Hypertrophie der Handlung und der Sprache. Zwei spannende Motive sind in eins geflochten, von welchen jedes allein schon hinreichend wäre, die Kosten der vollen Aufmerksamkeit eines Theaterpublikums zu bestreiten: Die Geschichte der gespenstigen Ahnfrau, und die des Räubers Jaromir. Man könnte ganz gut aus dieser „Ahnfrau“ die Titelheldin selbst weglassen, und die Geschichte des Räubers Jaromir würde ohne den Gespensterspuk noch immer einer großen Wirkung sicher sein. Mit diesem vollblütigen, überquellenden Leben der dramatischen Handlung, zu welcher sich noch die wirksam-wortreiche Lyrik und Rhetorik des Dialogs gesellt, steht die Einfachheit des Plans, die festgehaltene Einheit des Ortes und der Zeit in einem raffinierten Gegensatz. Wie Schillers „Räuber“, verdankt das Erstlingswerk Grillparzers die Kraft und Nachhaltigkeit seiner Wirkung einer glücklich ergriffenen und mit vollem Jugendfeuer in Szene gesetzten volkstümlich wirksamen Handlung.

* * *

Grillparzer äußert in seiner Selbstbiographie, daß er sich „trotz allem Abstande denn doch für den Besten halte, der nach Goethe und Schiller gekommen“. In diesem Punkt war Grillparzer das Opfer einer Selbsttäuschung. Auf Goethe

und Schiller folgt in der Rangordnung des deutschen Parnasses zunächst — niemand. Der dritte Platz ist eben leer. Dann folgen, in weiterem Abstande, Jean Paul und Heine, die beiden genialsten Romantiker jenen beiden Klassikern gegenüber, bei welchen aber das Romantische — und dies steigert ihre Bedeutung, statt sie zu verringern — auch schon den Keim der Selbstauflösung in sich trägt: Jenen Humor, jene Ironie, jenen kaustischen Witz, der diese beiden Männer vielleicht zu den beiden geistreichsten Menschen stempelt, die je gelebt. Nach diesen genialen Geistern von gewaltig packender Eigentümlichkeit folgt eine Gruppe von sehr interessanten und bedeutenden Dramatikern, die es aber weder zu einer Geltung in der Weltliteratur gebracht, noch auf die nationale Schaubühne ihres eigenen Volkes einen erheblichen Einfluß geübt: und hier erst ist neben H. v. Kleist, Grabbe, Hebbel und anderen Grillparzer zu nennen.

*   *
*

Wie kommt es, daß ein Dichter, wenn man persönlich mit ihm verkehrt, an seinem Nimbus leicht einiges einbüßt, dagegen an Interesse unendlich gewinnt, ja erst in seiner vollen Eigentümlichkeit, Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit erscheint, wenn man seine ausführliche Lebensgeschichte, insbesondere aber seine gesammelten Briefe liest? —

Im Augenblick erinnere ich mich nur eines bedeutenden Poeten, der bei Lesung seiner ausführlichen Lebensgeschichte meinem Gemüte nicht näher gebracht wurde: ich meine Grillparzer.

*   *
*

E. T. A. Hoffmanns Märchen und einige seiner Novellen werden immer zu den merkwürdigsten und originellsten Leistungen der deutschen Literatur gehören. Freilich nicht für Leser, welche in den ersteren nur form- und sinnlose Gebilde eines verbrannten Gehirns, Visionen einer aberwitzigen Phantasie erblicken! Wohl aber für solche, welchen der Sinn und Zusammenhang dieser Schöpfungen klar wird, welche ein Verständnis dafür haben, wie schön und wahr, wie phantastisch und realistisch z. B. im „Meister Floh" durch Pepusch und Dörtje (Fackeldistel und Tulpe) die Blüte des vegetativen,

durch Peregrinus die des Gemütslebens sich erschließt! Wie sinnvoll vermittelt ist diese höchste Blüte durch das göttliche Prinzip der Natur, den Karfunkel! Wie tiefsinnig und wie drollig zugleich spiegelt sich in dem Egelprinzen das gemeinsinnliche, jenem feindselige Prinzip, in dem schwebenden Genius Thetel aber das unentschiedene Hin- und Herschwanken, das ohnmächtige Sichaufschwingen und Wiederzurücksinken der oberflächlichen, seichten und dabei anmaßenden Naturen! Mit welchem schlagenden Humor stellt in den beiden Mikroskopikern, Leuvenhoek und Swammerdamm, die gemütlose Handhabung der Naturmächte sich dar, welche diesen zwar manches von ihren Geheimnissen abringt und sie bis zu einem gewissen Grade sich dienstbar macht, mit ihren gelehrten Künsten aber gegen die wahre innere Magie des mit der Natur in wunderbarem Rapport stehenden Gemütes nicht aufkommen kann! Das sind Märchensymbole, „Allegorien“, wenn man will — nun ja; aber wo bleibt der „Aberwitz“?

Wenn der ehrsame Frankfurter Bürger Peregrinus Tyß zugleich der mächtige Geisterkönig Sekakis ist — wie sich ja bei Hoffmann z. B. auch Archivdirektoren finden, welche zugleich indische Geisterfürsten sind —, so ist das nicht eine bizarre Laune der dichterischen Phantasie, sondern es ist eben nur die sinnige Andeutung der bizarren Kontraste, die sich in der Natur und Wirklichkeit selber zusammenfinden. Auch in der Wirklichkeit ist das derb Realistische und das poetisch Ideale, das Philisterhafte und das Romantische, Märchenhafte oft dicht beisammen, ja ineinander verwoben und verfilzt. Kann ein Archivdirektor Poet sein, wie Grillparzer, warum nicht auch Geisterfürst und Naturbeherrscher, wenn er die göttliche Magie des Gemütes in sich entwickelt?

Es liegt eine Art Selbstironie der Natur in diesen Gegensätzen, und diese der Natur selbst nachgeahmte Ironie war ein hervorstechender Charakterzug Hoffmanns. Wie verschieden aber ist diese Ironie noch immer von der eines Heine! In Heines Ironie hat der verneinende Witz schon das entschiedene Übergewicht über die romantische Bejahung des Ideals, wenn auch die Nachklänge der Romantik in Heine vielleicht das Genialste und das Bleibendste sind, was die deutsche romantische Literaturepoche geschaffen. Aber in der Form, im Ton erinnert die Heinesche Ironie an die

Hoffmannsche oft in frappanter Weise, und es ist nicht zu verkennen, daß Hoffmann stark auf Heine gewirkt hat.

* *
*

Die sublimste Lektüre, die ich kenne, sind die Schriften Novalis', Hölderlins und Emersons. Auch Schleiermachers „Monologe“ und vieles aus den mit großem Unrecht vernachlässigten Oden Klopstocks rechne ich dazu. Es gibt ohne Zweifel glänzendere Namen in der Weltliteratur; aber schwerlich welche, die mit größerer Feinheit, größerem Adel menschliches Denken und Empfinden vertreten.

* *
*

Jean Paul ist der witzreichste, geistvollste Mensch, der je gelebt. Sein „Titan“ zwar, seine „Unsichtbare Loge“, seine sentimentalen, ernsten Werke und Kapitel sind uns nur mehr halb genießbar. Aber „Siebenkäs“, das „Leben Fibels“, der „Feldprediger Schmelzle“, „Katzenbergers Badereise“, der „Komet“, auch „Quintus Fixlein“ sind köstliche Gaben, einzig in der Literatur. Nur einem so überaus originellen Kopfe wie Jean Paul war es vorbehalten, Satire und Idyll in so wunderbarer Durchdringung zu verschmelzen, wie es im „Leben Fibels“ der Fall ist. Es ist ein sublimer Humor in diesem Buche, eine göttliche, zu reinster Milde geläuterte Ironie, zumal in den Schlußkapiteln.

* *
*

Man spricht von Gedichten, von Liedern, die „voll warmer Empfindung sind“, die „vom Herzen kommen und darum zu Herzen gehen“ und wieder von anderen, die „gemacht“ sind, weil „nicht empfunden“, und daher auch keinen unmittelbaren, tiefen Eindruck hervorbringen. Diese Auffassung ist, wiewohl eine allgemein verbreitete, doch von sehr zweifelhafter Richtigkeit. Ob ein Gedicht den Eindruck des Empfundenen mache, ob es „zu Herzen gehe“, ist nicht Sache der persönlichen Empfindung des Dichters selbst, sondern seines lyrischen Talents, seiner angeborenen Gabe zu singen und zu sagen. Es gibt Dichter, welche bei der tiefsten und lebhaftesten Erregung des Gemüts doch nichts unmittelbar Ergreifendes zustande bringen und welchen die Wärme der Empfindung gleichsam auf den Lippen erkaltet; es gibt andere, von der

Natur begnadete, welche, ohne viel dabei zu denken und zu empfinden, Verse von so frischer Unmittelbarkeit und Eigentümlichkeit hinzuwerfen imstande sind, daß sie alle Herzen rühren und bezaubern. Jeder Poet fühlt es oft selbst recht gut, daß ihm einmal ein höchst wirksames Gedicht gleichsam spielend gelingt, während er ein anderes Mal vergebens nach Worten ringt, um sein tiefstes Empfinden auszusprechen und seine Stimmung dem Hörer mitzuteilen. Mir sind Menschen vorgekommen, welche von nüchterner und geradezu poesieloser Natur, und doch imstande waren, recht gemütliche Verse zu schreiben.

* * *

Gogols „Zauberer!" Welche Phantasie! Traumhaft-ungeheuerliche Gebilde, Szenen und Gestalten von originellster Seltsamkeit, die sich mit einer gewissen Schwerfälligkeit aus der russischen Phantasie loszuringen scheinen, mit einer Art naiver Unbeholfenheit — dann aber titanisch und überwältigend dastehen! Welche tiefe, stimmungsvolle Naturanschauung! Diese märchenhaft wundersamen Bilder der nächtlichen Szenerie am Dnieperstrom! Und wie dann erst das Gebirg, die Karpathen, in der Phantasie des Steppenbewohners zum Märchen wird! Alles wunderbar, wildfremd, traumhaft — und doch im Innersten lebendig — empfunden — angeschaut! — Dieser riesenhafte gespenstige Ritter auf dem Roß, der mit geschlossenen Augen im Mondlicht über die einsamen, himmelanragenden Gipfel der Karpathen reitet — nur bei Nacht sichtbar, während er im Tageslichte bloß als riesiger Schatten über die Berge gleitet — welch ein unvergleichliches, unvergeßliches Phantasiegebild!

Gogol ist die russische Volksseele in ihrer merkwürdigsten, poesiereichsten Verdichtung und Verkörperung! Man vergleiche als Seitenstück zum „Zauberer" das grotesk-humoristische, grandios-phantastische, dabei originell-realistische „Weihnachtsmärchen"! Reklams Universalbibliothek würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie den bisher erschienenen Bändchen der Gogolschen Skizzen noch viele weitere folgen ließe!

* * *

Bei den Russen und Polen sind die Männer bekanntlich das schwache, die Weiber das starke Geschlecht. Die Schwäche

der männlichen Naturen und den dämonischen Willenseinfluß der Frauen auf sie hat niemand so maßvoll, so ohne Übertreibung und Karikatur, in glaubhafter Naturwahrheit dargestellt wie Turgenjew. Am weitesten aber — bis zur Versenkung in tiefe Naturmysterien — geht in dieser Beziehung Turgenjew in der Novelle „Klara Militsch“, in welcher eine schwache Jünglingsnatur unwissentlich durch den Blick eines Mädchens von starker Willenskraft derart magnetisiert wird, daß der junge Mann von da an, obgleich er das Mädchen nicht liebt, ja von ihrem Wesen sich eher abgestoßen glaubt, unter dem Banne einer ihm unbegreiflichen dämonischen Macht steht, und daß das Mädchen, nachdem es sich aus Lebensüberdruß den Tod gegeben, ihn keine Ruhe finden läßt, bis er ihr ins Grab gefolgt. In der Art, wie Turgenjew die bis zur Katastrophe sich steigernde Nachwirkung jenes geheimnisvollen Einflusses psychologisch zu motivieren, überhaupt den seltsamen Stoff plausibel zu machen gewußt — eine besondere Tiefe der Anschauung verrät sich von S. 81 bis 87 der Henckelschen Übersetzung (München 1884) — liegt das Geniale dieser Erzählung, welche aus den letzten Lebensjahren des Dichters stammt.

* * *

Zwei Dinge machen die Lesung der Komödien des Terenz in der Ursprache zu einer höchst interessanten: die Kenntnisnahme von altrömischer Umgangssprache, die man nur aus den Komödien gewinnt, und der Einblick in das Familienleben der Alten, der Griechen sowohl wie der Römer, denn da diese Stücke nach dem Griechischen bearbeitet sind und auf griechischem Boden spielen, so darf man wohl annehmen, daß die gemeinsamen Züge griechischen und römischen Lebens darin verschmelzen. Da sind es nun vor allem einige Wahrnehmungen, die man nicht ohne Verwunderung macht. Zunächst die des Verhältnisses der Sklaven zu ihren Herren, welches die ersteren keineswegs in einer so unterwürfigen Stellung zeigt, als man erwartet. Der Ton des Verkehrs zwischen Herren und Sklaven ist ein äußerst freier und ungezwungener. Ein Bedienter von heute würde sich schwerlich so mit seinem Herrn zu reden erlauben dürfen, wie es die Sklaven in diesen Stücken tun. Ferner zeigt das Band der

kindlichen und elterlichen Liebe sich nicht selten als ein besonders inniges; auch die Geschlechtsliebe entwickelt sich oft schwärmerischer, und sozusagen romantischer, als wir es uns bei der Meinung, die wir vom Gemüte der Alten haben, vorzustellen gewohnt sind. Wir besitzen noch keine nach diesen und ähnlichen Quellen berichtigte Darstellung griechischen und römischen Lebens, weder nach der guten, noch nach der schlimmen Seite — insbesondere nicht nach der letzteren hin. Eine wirklich getreue „realistische" Schilderung altgriechischen Lebens, wie sie zu schöpfen wäre aus den Komödien des Aristophanes und den gerichtlichen (nicht politischen) Reden des Demosthenes, sowie der übrigen griechischen Redner, würde ein neues, überraschendes, zum Teil verblüffendes Bild davon geben. Man könnte fragen, ob denn ein solches getreues Bild dem Publikum nicht in einem historischen Roman zu bieten wäre. Darauf habe ich zu erwidern, daß dies nur möglich wäre in einem Roman, dessen Stoff und Anlage dem Dichter nicht verwehrt, aus der poetischen und idealen Sphäre in die eines derben Realismus herabzusteigen.

* * *

Das Geistreichste, was die Römer hinterlassen haben, sind die Liebeselegien des Ovid. Leider sind diese Liebesgedichte ebenso arm an Gemüt wie reich an Geist. Unvergleichlich sind sie als Sittenbilder, und der Dichter selbst scheint sich dabei häufiger satirisch als lyrisch gestimmt gefühlt zu haben.

* * *

Die durch Wagner von der Bühne, aus dem Munde der Sänger verbannte Melodie hat sich hinunter in das Orchester geflüchtet, und es hört sich reizend an, wie das holde, muntere Kind da koboldartig spukend sein Wesen treibt, bald aus diesem, bald aus jenem Instrument hervorkichernd, plötzlich auftauchend, plötzlich wieder verschwindend. Sie ist, könnte man auch sagen, totgeschlagen, aber ihr Geist „geht um", kann nicht zur Ruhe kommen. Menschenstimme und Orchester haben die Rollen getauscht; das Orchester singt, und die Stimme des Sängers ergeht sich, rein musikalisch betrachtet, in Begleitungsfiguren.

* * *

Betrachtet man eine Madonna Raffaels, so wird es einem fast unmöglich erscheinen, sich diese ideale Huldgestalt in einer irdisch-erotischen Situation zu denken. Und doch würde das Kind auf ihrem Schoße zunächst eine solche voraussetzen lassen, solange man sich nicht besinnt, daß in dieser Situation kein Widerspruch, kein Fehler, sondern vielmehr die glücklichste Lösung der gestellten künstlerischen Aufgabe vorliegt. Ist doch das Madonnenideal eben die Vereinigung von Mutter- und Jungfrauschaft; und diesem Ideal entsprechen die Bilder Raffaels insbesondere darin am schönsten, daß sie die beiden Gegensätze von Jungfrauschaft und Mutterschaft nicht unvermittelt nebeneinander, sondern in einer wunderbaren idealen Durchdringung und Verschmelzung, und gleichsam nur das Göttliche von beiden, mit Abstreifung des Irdischen, zeigen.

* * *

Raffaels sixtinische Madonna braucht niemand in seine Stube zu hängen, denn wer sie einmal gesehen, im Original oder Nachbild, dem schwebt sie zeitlebens in ihrer Größe, Milde, in ihrer himmlischen Heiterkeit und Herrlichkeit unvergeßlich vor Augen. Bei keinem anderen Bilde wird es uns so leicht, die Umrisse sowohl als den Ausdruck immer gegenwärtig zu haben, so oft wir wollen.

* * *

Heute sah ich in den Schaufenstern einer hiesigen Kunsthandlung zum erstenmal Kaulbachs berühmte Berliner Wandgemälde in Photographien. Ich will es versuchen, den ersten Eindruck, den sie auf mich machten, zu beschreiben. Ich muß gestehen, daß derselbe kein durchaus günstiger war. Was ich hier (wie in den meisten modernen Bildwerken) vermisse, ist der echte ideale Form- und Schönheitssinn. Zwar wird nach idealem Ausdruck hier und da unverkennbar gestrebt, auch wird derselbe in Einzelheiten annähernd erreicht, aber im ganzen fehlt jener echte ideale Hauch, der über die Gebilde besserer Zeiten verbreitet ist. Am meisten in den Gesichtsbildungen. Aber auch in den Bewegungen fehlt der klassische Rhythmus. Einzelnes verletzt das feinere Formgefühl: auf der „Zerstörung Jerusalems“ krümmt sich im Vordergrunde eine Gestalt am Boden in der Art, daß sie mit dem Rücken

einen regelrechten Bogen beschreibt, ein völliges Halbrund, das, wie alles geometrisch Abgezirkelte, unangenehm wirkt. Vieles ist in der Formgebung mehr zierlich und auf den Effekt gearbeitet, als wahrhaft schön. Hat man aber einmal den ersten Eindruck dieser Schwächen überwunden (durch welche ja die gesamte Kunst der Gegenwart charakterisiert wird), so muß man der geistvollen Erfindung, der unvergleichlichen Gruppierung, der frappanten Ausdrucksweise dieser Bilder volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Immer neu wird das Auge durch sie angezogen und festgehalten.

* *
*

Es bleibt für immer staunenswert, welchen lebendigen Schönheitssinn die alten Niederländer mit dem derbsten Realismus verbanden. Da stößt nichts ab durch Gemeinheit, vielmehr ist eine unsägliche Zierlichkeit über alles ausgegossen. Das Architektonische und Landschaftliche ist mit einem Geist, einem Reichtum der Phantasie, einem Reiz, ja zuweilen mit einem Pomp behandelt, der geradezu bezaubert, und mit welchem nur die idealsten Malerschulen rivalisieren können.

* *
*

Correggio ist geradezu ruchlos in seinen Bildern. Er tanzt Cancan mit dem Pinsel. Es ist eine merkwürdige Unruhe in seinen Kompositionen, es fehlt alle Würde und alles schöne Pathos der Form, alles erscheint in langen Strichen wirr durcheinander fahrend. Man findet wenige Bilder von ihm, auf welchen nicht sämtliche Personen lachen. Nur das meisterhafte Kolorit deckt das Zerfahrene der Linienführung.

Aus der ‚Atomistik des Willens‘: „Schönheit“.

„In allen Lebenstiefen, ein heilig Wunder, blüht die Form.“

— Wenn behauptet wird, daß neben der Tendenz zum Nützlichen und Zweckmäßigen in der Natur auch eine Tendenz zur Schönheit walte — daß es neben der Teleologie des Verstandesmäßigen und Vernünftigen im Kosmos auch eine Teleologie des Schönen gebe, so ist man ohne Zweifel geneigt, diese Behauptung als eine poetische Schwärmerei zu belächeln.

Der treue Bienenfleiß und die scharfe, vorurteilslose Naturbeobachtung eines Darwin hätte indes über diesen Gegenstand ein Buch liefern können voll anregender Daten, wie es dieser große Gelehrte über andere, kaum weniger neue und erstaunliche Gegenstände der Naturwissenschaft geliefert hat.

Die Sache hängt zusammen mit der ganz wunderbaren Rolle, welche das Schöne anerkanntermaßen in der Natur und im Gemüte des Menschen spielt, und welche bisher noch keine Ästhetik völlig enträtselt hat.

In dem praktischen, zu Schwärmereien wenig geneigten Frankreich gibt es eine Philosophenschule, welche den ästhetischen Zweckbegriff in der Natur als Lehrsatz aufstellt. Ein Artikel der „Revue des deux mondes“ von 1881 berichtet von dieser Schule und bekämpft den Lehrsatz — einzig und allein, weil er Unerklärliches behauptet. Aber was können wir denn eigentlich „erklären“? Können wir die Schwere erklären? die Anziehung und Abstoßung? den Magnetismus? die Elektrizität? —

Aus dem Munde Karl v. Scherzers hörte ich die Äußerung, daß die Baum- und Blumengruppen im amerikanischen Urwalde das Auge so entzückend ansprechen, als ob eine künstlerische Meisterhand sie nach den strengsten Schönheitsgesetzen geordnet hätte. Wenigstens ein Beweis, wie sehr die Natur das an sich ist, was wir schön nennen, und wie zwanglos sie unserem Schönheitsgefühl überall entgegenkommt.

Lassen doch unschwer durch alle Wesensreihen und Bereiche hindurch sich die Spuren eines Doppelzwecks der Natur, eines praktischen und eines ästhetischen, verfolgen! So genügt die Pflanze durch die Frucht dem Nützlichkeitszweck, durch die Blüte dem Schönheitszweck.

Der Blütenkelch der Pflanze ist ein von der Natur mit verschwenderischer Schönheitspracht ausgestattetes Zeugungsorgan. Worüber sie in der Tierwelt den Schleier der Scham breitet, das stellt sie mit göttlicher Naivität, aber durch den bezauberndsten Reiz der Schönheit geadelt, prunkvoll zur Schau in der Blumenwelt. In der Blume plaudert die Natur ungescheut ihr Geheimnis aus, daß ihr jedes zunächst und vor allem ein Zeugendes, daß ihr Fortpflanzung der Gattung die Hauptsache ist.

Sehen wir uns erst einmal nach weiteren Tatsachen um; es wird sich ja zeigen, ob und wie sie sich etwa erklären lassen.

Auch E. v. Hartmann bringt in seinem Hauptwerk (3. Aufl. S. 255—261) einiges bei, um die in der Natur waltende Schönheitstendenz zu erweisen. Er verweist z. B. auf die Augen des Pfauenrades, deren Entstehung ohne eine solche Tendenz sich kaum genügend erklären lasse.

Andere weisen auf die Tatsache hin, daß natürlicher Schönheitsschmuck bei Tieren immer an sichtbaren, gut ins Auge fallenden Teilen angebracht sind, an Stellen, wo auch eine mit Absicht schmückende Hand ihn anbringen würde.

Auch darin, daß es gerade die Männchen gewisser Tiere sind, welche hauptsächlich zur Paarungszeit in dem Schmucke prunken, der ihnen im Wettstreit um die Weibchen zustatten kommt, scheint sich eine Naturtendenz zu verraten. Will und kann man das alles nach darwinistischen Prinzipien erklären, so bleibt immer noch eines unerklärt: Wie kommt es, daß die tierischen Weibchen Sinn haben für einen Reiz, der mit den reellen Bedürfnissen und Zwecken des tierischen Lebens in keiner Beziehung steht? —

Wie die Natur das Problem der Verbindung des Schönen mit dem Zweckmäßigen zu lösen gewußt, das hat sie in der Menschengestalt z. B. am besten dort gezeigt, wo es am schwersten war. Wäre der Fuß ein bloßes Steh- und Gehwerkzeug und hätte sich die Natur dabei mit der bloßen Zweckmäßigkeit begnügt, welch ein häßliches, die ganze Menschengestalt verunzierendes Gebilde hätte er werden müssen! Und was hat sie aus ihm zu machen gewußt! Beim Frauenfuße erscheint die überwundene Schwierigkeit noch immer bemerkbar in dem Reizend-Drolligen, welches derselbe offenbar an sich hat.

Otto Busch behandelt in seiner „Naturgeschichte der Kunst“ (Heidelberg 1878) auch den Kunstsinn der Tiere, ihre unbewußte Ästhetik, ihre Schönheitstendenz beim Baue von Nestern, Wohnungen usw.

Spuren ästhetischer Anlage und Genußfähigkeit bei Tieren werden von allen Naturforschern zugegeben. Durch Musik werden viele Tiere angezogen, fast bezaubert, wie Schlangen, und wer möchte behaupten, daß dem Vogel selbst sein Gesang nicht Freude macht? Auch glänzende Gegenstände haben Reiz

für manche Tiere. Elstern entwenden, wie man sagt, Geschmeide, und man erzählt von einem australischen Vogel, der Muscheln, bunte Federn, Stücke von Glas, farbigem Tuch, farbiger Töpferware u. dgl. sammelt. Manchen Insekten wird die Anziehungskraft, welche das Licht für sie hat, verderblich, und selbst Fische und Vögel, z. B. Lerchen in Frankreich, werden durch das Lockungsmittel des Lichts gefangen.

Das Wohlgefallen an Tönen, Farben, Licht ist nun freilich noch kein ästhetisches in höherem Sinne, aber es ist der Anfang, das tierische Rudiment eines solchen. Auch der Wilde ist noch keines anderen fähig.

Aber die Tiere kennen und schätzen gar wohl auch das Schöne, das sie selbst an sich haben. Sie prunken damit, sie machen einen bewußten Gebrauch von den Lockmitteln ihrer Farben, ihrer Töne in den Bewerbungen um die Liebe der Weibchen. Die Tatsachen sind allgemein bekannt, auch Darwin hat vieles Anziehende darüber beigebracht.

Daß wir etwas schön nennen, was weder mit dem Nützlichen, noch dem Angenehmen, noch dem verstandesmäßig Zweckmäßigen identisch ist, und daß dasselbe einen eigentümlich wohlgefälligen Eindruck auf unser Gemüt macht, ist Tatsache, aber vorderhand ein Rätsel. Daß schon das unmündige Kind sehr wohl den ästhetisch-wohlgefälligen Eindruck von dem des Häßlichen unterscheidet, wenn auch in letzterem nichts unmittelbar Bedrohliches liegt, ist ebenfalls Tatsache und ebenfalls vorderhand ein Rätsel. Es ist möglich, daß die vereinten Bemühungen der Naturwissenschaft und der Psychologie noch ermitteln, worin das sogenannte Schöne besteht: aber warum es mit einem eigentümlichen Reize auf unser Gemüt wirkt, das werden sie uns eben so schwer sagen können, als warum gewisse Nervenreize mit einem hohen Lustgefühl für uns verbunden sind. Wir sind in der Tat noch lange nicht so weit, das sinnliche Lustgefühl „erklärt" zu haben; brauchen uns also nicht zu schämen, auch die ästhetische Lustempfindung noch nicht erklären zu können. Und wir haben keinen Grund, über die uns angeborene Empfänglichkeit für das Schöne vornehm hinwegzusehen, da wir ja doch auch die angeborene Empfänglichkeit für sinnliche Lustempfindung zugeben, obgleich wir sie nicht begreifen.

Der Grieche nannte das Weltganze ein Schönes (κόσμος).

Der Lateiner hat für „schön“ den Ausdruck „formosus“ von „forma“: ein Beweis, daß ihm der Begriff der Form selbst schon zusammenfiel mit dem des Schönen, jede reine Naturform also als ein Schönes galt. Unser deutsches Wort „schön“ steht in etymologischem Zusammenhang mit „scheinen“, Erscheinung, läßt also ebenso das Schöne als Formprinzip alles natürlichen Erscheinens gelten. Drei hochbedeutsame Zeugnisse, aus der in der Sprache sich verkörpernden Naturanschauung der Völker geschöpft, für den Begriff der Schönheit, den ich vertrete!

„Gott hat nicht einige schöne Dinge gemacht,“ sagt Emerson, „sondern die Schönheit selber schuf das All.“ —

Schön ist alles rein Entwickelte.

Vom Glanze, vom Farbenzauber, von den unendlich mannigfaltigen Kristallgebilden der Gesteine und Mineralien wird jeder nicht völlig Stumpfsinnige — besonders wenn er vieles weit Zerstreute zu einer bequemen Überschau vereinigt sieht — sich angesprochen, gefesselt, bezaubert fühlen.

Betreten wir einen großen, wohlgepflegten Gartenraum! Ein anderes Reich berückender, farbig-bunter, reizvoll gestalteter Wunderdinge umgibt uns — wie so ganz verschiedener Art von dem der Gesteine! Eine Welt des Zarten und Lieblichen! Ausgestattet überdies mit einer besonderen, berauschenden Gabe — der Gabe des Wohlldufts! — Was besagt er, dieser Wohlduft? Was der den Vögeln verliehene süße Gesang besagt: Die Welt ist nicht bloß eine Welt des Nützlichen, sondern auch eine Welt der Freude und der heiteren Zier — eine Welt des Schönen und Erquicklichen.

Man sage nicht, die Schönheit der Gesteinswelt bezaubert im Mineraliensaal, die Schönheit der Blumenwelt im Gartenraum, weil da das Schöne, Seltene, weit Entlegene vereinigt ist. Der blumengestickte Wiesengrund im Lenz ergötzt das Auge nicht minder als ein Blumenbeet im Garten. Und schön ist auch das einfachste, das bescheidenste Gestein in seiner Art, in seinem körnig-derben, oder glattfesten Gefüge, wie die bescheidenste Waldblume schön ist in ihrer besonderen, sinnig-zarten Art.

Man könnte sich versucht fühlen zu sagen, die Natur habe im Mineralien- und Blumenreiche sich deshalb so verschwenderisch an Schönheitsprunk gezeigt, weil sie hier durch

die Rücksicht auf das Nützliche und Zweckmäßige weniger gebunden war. Ist doch in diesem Sinne auch der Unterschied in der äußeren Bildung der Nutzpflanzen und der Zierpflanzen bedeutsam. Bei den letzteren ist der einzige Zweck die Schönheit. Überhaupt drängt die höchst beachtenswerte Tatsache sich der Betrachtung auf, daß, je weniger in einem Naturdinge ein Nützlichkeitszweck hervortritt, um so mehr von der Natur für seinen Schmuck aufgewendet ist, um so reizender in der Regel seine Formen, um so lebhafter seine Farben sind.

Was aber jenes anscheinend größere Sichgehenlassen der schönheitsfrohen Natur im Gesteins- und Pflanzenreiche betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß ja auch im animalischen Reiche die Natur, nicht zufrieden damit, auch hier die Rücksicht auf Schönheit niemals ganz einem Nützlichkeitszwecke zu opfern, und nunmehr sogar edlere, in höherem Sinne schöne Kunstgedanken zu verwirklichen, in eben diesem Reiche sich einige Domänen ausgesucht, in welchen sie wieder ganz ihrer üppigen Gestaltungslust, ihrer Prunksucht, möchte ich sagen, freien Lauf lassen konnte. Gedenken wir zunächst des Reichs der bunten Flatterer — der Schmetterlinge, die so ganz mit den Blumen zusammenleben und zusammengehören. Was sind sie selber anders als geflügelte Blumen? Gedenken wir ferner der gleißenden Schatzkammer Neptuns, des großen Muschelreiches, wo die Natur für den scheinbar armseligsten Zweck sich in Wundern des Formenspieles und des Farbenzaubers erschöpft hat!

Wie mit den zarten Faltern ins Blumenreich, greift die spielende Laune der Natur gleichsam ins Gesteinsreich zurück mit den bunten, harten, knöchernen Konchylien! Gedenken wir schließlich des Insektenreichs, insonderheit der Tropenzone, wo Zierlichkeit der Gestaltungen und üppiger Farbenprunk nicht minder ihre Orgien feiern! —

Lebhaft erhöht werden die Reizwirkungen der drei Naturreiche durch die originellen Gegensätze, in welchen sie zueinander stehen. Wie großartig ist diese Kontrastwirkung namentlich zwischen dem mineralischen und dem animalischen Reiche! Hier der funkelnde, harte, kalte, kantige Kristall, dort das zarte, weich abgerundete, farbengedämpfte Gebilde des Menschenleibes in der Form, in welcher die Natur

ihr Höchstes als Künstlerin geleistet: in der Gestalt des rein entwickelten, blühenden Frauenleibes! —

Ich erinnere mich, daß, wenn ich in früheren Jahren mich oft viel mit Mineralogie beschäftigte, und wochenlang nur Steine unter den Händen hatte, in meinem Vorstellungskreise zuletzt immer das Bild des zarten, weichen, warmen, duftigen Menschenleibes mit einem ganz eigentümlichen, lebhaften Reize emporstieg!

Wer möchte nach alledem leugnen, daß ein heiterer, schönheitsseliger, lebensfreudiger Zug sich bemerklich macht im Schaffen und Bilden der Natur — daß eine Botschaft des Lebens, der Freude, der Liebe aus ihm spricht, das den ewig verneinenden Stimmen der Tiefe ein ewig lächelndes „Und doch —“ entgegensetzt.

Häßlich ist in der Natur nur das Mißgeborene, das Kranke und Verkommende, das Hinwelkende und Verwesende.

Ich habe der elementaren Reize der Natur noch nicht gedacht: der weichen, wallenden, farbenwechselnden Flut mit ihrem Register der hundert Stimmen vom zartesten Geriesel bis zum Donnergebrause — des prächtig rollenden Gewitters im Gebirg — des Anblicks der endlosen, windgepeitschten See — und dann wieder der Natur in ihrer Sanftheit, ihrer wundersamen Stille: der ruhig-erhabenen Herrlichkeit des Sternenhimmels, des romantischen Zauberscheins des Mondes in der Nacht, vor allem aber des hellen, herzerfreuenden Sonnenscheines, der ein Meer von Lebensglanz und Lebenslust über die Welt ausgießt.

Alle die lieblichen und erhabenen Szenerien der elementaren Natur aber mit Wald und Gebirg und Meer und Strom und Flur samt aller Fülle der Gebilde selbst — was wären sie am Ende doch anders, als endlose Reihen schöngemalter Kulissen, verbliebe alles immer gleich und starr, und läge nicht etwas Flüssiges, ewig Bewegliches und Wechselndes in ihrem Reiz?

Das Spiel der Lichter und Schatten und Farben schafft jeden Augenblick eine neue Schönheitswelt aus der alten.

Mit- und nebeneinander ins Element des Lebens und des Lichts getaucht, sind alle Dinge schön. Jenes reizende Seetiergebilde, das farbig in der grün wallenden Meerflut leuchtet, schrumpft in der plump anfassenden Menschenhand

zum armseligen Gallertklümpchen zusammen, entreißest du es dem weichen, zarten Glanzelement, in dem es schwimmt.

Das Licht ist die magische Schminke der Welt. Sein Zauber durchwaltet das All, vom Glanzmeer der Milchstraße bis zum Demantfünkchen, das es auf das verlorenste Sandkorn der Talschlucht streut.

Die Naturgelehrten behaupten, alles Schöne in der Welt sei, wie alles Zweckmäßige, nur das Werk eines glücklichen Zufalls. Nun, so preisen und segnen wir ihn, den merkwürdigen, glücklichen Zufall, daß, um auf Emersons Wort zurückzukommen, Gott „nicht bloß einzelne schöne Dinge gemacht“, sondern das meiste in der Welt — ja, sagen wir nur geradezu alles in der Welt so schön geworden.

Wenn zunächst die Welt selbst das Schöne (*κόσμος*) ist, so ist das Prinzip des ästhetischen Wohlgefallens zunächst das Schauen selbst — das Sehen und Hören überhaupt. Daher die Kunst ursprünglich Naturnachahmung! Dem Menschen gefällt das, was ihn umgibt, so gut, ist ihm so interessant, daß er es doppelt haben will, es nachbildet, zu seinem Vergnügen.

So hängt also der ästhetische Trieb in seiner tiefsten Wurzel zusammen mit dem Lebenswillen und der Lebensfreude — der Freude an dem, was ist.

Sehr natürlich wird die einfache Lust am Schauen und Hören sich steigern beim Wahrnehmen der Dinge in einfachen, leicht und bequem aufzufassenden Verhältnissen: des Symmetrischen im Raume, des Rhythmischen in der Zeit, gegenüber dem Ungleichmäßigen, Verwirrten, Regellosen, das anstrengend und ermüdend auf die Sinne wirkt.

Das Wohlgefällige in der Architektur und in der Musik beruht ja anerkanntermaßen auf einfachen Zahlenverhältnissen, und die angenehme Wirkung ist um so größer, je größer die Vielheit und Mannigfaltigkeit, welche durch diese einfachen und geraden Zahlenverhältnisse zu einer geordneten Einheit und Übersichtlichkeit zusammengefaßt wird. Die Lust, welche harmonische Töne in uns erwecken, während Mißtöne uns unangenehm aufregen, beruht vielleicht darauf, daß die Schallschwingungen unser eigenes Wesen in Mitschwingungen verflechten, und daß die mitgeteilten regelmäßigen, rhythmischen Erschütterungen unserer Nerven und Atome an=

genehmer empfunden werden, als unregelmäßige, wüste und wirre Erregungen. —

Und das Schöne auf seinen höchsten Stufen — das der Menschengestalt z. B. und des Gesichtsausdrucks — beruht vielleicht auch nur auf einer geheimen Harmonie, einer höheren Einheit, die wir eben nur empfinden, nicht mit dem Verstande zergliedern können — abgesehen von seelischen Reizwirkungen, die dabei mit hineinspielen, die aber außerhalb der Sphäre des eigentlichen (sinnlichen) Schönen liegen. —

Festzuhalten ist an der Einsicht, daß die Lust am Schönen, wie rätselhaft dies auch im einzelnen, im großen und ganzen zunächst und hauptsächlich eine Ausdrucksform der Lust am Seienden, am Dasein ist, um so größer, je reiner, je ungefälschter und unverstümmelter dies Dasein, dies Seiende erscheint — eine eigentümliche Ausdrucksform also auch für die Bejahung des ewigen Lebenswillens, der in uns und im gesamten uns umgebenden All zum Ausdruck kommt.

Nur zum Teil ist unser ästhetisches Urteil über Naturwahrheit und Schönheit der Formen in der Kunst aus der Erfahrung abstrahiert. Wir besitzen in diesem Punkte einen weit feineren und tieferen Sinn, als er aus der bloßen Betrachtung und Vergleichung der Naturdinge je sich ergeben könnte. Woher rührt er nun, dieser wesentlichere, angeborene Teil unseres Formensinns? Ohne Zweifel daher, daß die Vernunft, welche ästhetisch in uns urteilt, eins ist mit der Vernunft, welche unbewußt wirksam in den Gestaltungen der Natur sich betätigt.

Gesamt-Inhaltsübersicht.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Hamerlings sämtliche Werke
in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht:

Gesamt-Inhaltsübersicht.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Hamerlings sämtliche Werke
in 16 Bänden.

Inhalts-Übersicht: